MENSCHENGESTALT UND CHARAKTER

VON

EMIL PETERS

I

VERLEGT BEIM
VOLKSKRAFT VERLAG KONSTAN

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/menschengestaltu01pete

Zürich, den 3. Juli 1939.

Meiner einzigen, lieben Schwester

Lea zur Erinnerung

an den Geburtstag

Rene

Menschengestalt und Charakter

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten
Amerikanisches Copyright 1922 by Volkskraft-Verlag, Konstanz (Baden)

Die Verwendung der Originalzeichnungen zu Lichtbildern darf nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verfassers geschehen. Die Federzeichnungen sind Originale von Herbert Holzer in Emmishofen.

Den Druck besorgte die
A. Oelschläger'sche Buchdruckerei
in Calw (Württemberg)

Verzeichnisse
der Werke des Verfassers versendet der Volkskraft-Verlag gern kostenlos.

Menschengestalt und Charakter

Lehrbuch der praktischen Menschenkenntnis

Von

Emil Peters

I. Teil: Kopf und Gesicht.

1. Auflage / Mit 385 Abbildungen

Volkskraft-Verlag / Konstanz (Baden)
1 9 2 2

Wahlspruch: „Das höchste Studium des Menschen
ist doch der Mensch". Goethe.

Meiner Frau Helene,
der treuen Kameradin meines Lebens, der
verständnisreichen und unermüdlichen Mit-
arbeiterin in meinem Schaffen
in dankbarer Liebe
zugeeignet
. . .

RESEARCH LIBRARY

Vorwort.

In diesem Buche versuche ich, die praktische Menschenkenntnis darzustellen. Das ist ein Gebiet, das von der Allgemeinheit der Menschen von jeher mit bebender Neugier oder auch mit ernsthaftester Anteilnahme umstanden wurde. Galt es doch, aus den äußeren Formen der Menschen etwas zu erraten von jener geheimnisvollen inneren Seelenwelt, die den meisten ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die Wissenschaft aber stand diesen Dingen mit Lächeln und Zweifeln gegenüber und hat bis heute noch nicht — in der Medizin und in der Psychologie — die tiefe Skepsis überwunden, mit der sie diesen bedeutungsvollen Dingen jegliche Förderung versagte.

Zwar darf die Menschenkenntnis sich glänzender Namen rühmen, die — aus den Reihen der Männer der Wissenschaft heraus — sich an ihre Spitze setzten. Aristoteles, der Riese der Wissenschaft, eröffnete den Reigen. Lavater, Gall, Carus, Darwin, Reich, Lombroso, Piderit, Moebius, Klages und viele andere wären zu nennen. Und mit Stolz darf man auf Goethe hinweisen, der mit größter Aufmerksamkeit das Wirken von Lavater und Gall verfolgte und mit dem ersteren gar in ein freundschaftliches Verhältnis trat.

Je mehr sich aber trotzdem die Wissenschaft diesem Gebiet verschloß, desto ärger tummelte sich auf ihm jene Schar kritikloser Schreier, denen die praktische Menschenkenntnis ein oft gewissenloses und zweifelhaftes Gewerbe wurde. Sie ermangelten oft aller ernsthafteren Kenntnisse, aus denen allein sich alle tieferen Zusammenhänge ergeben. Sie konstruierten ihre Charakterurteile mit dem ganzen Mut der Unwissenheit, mit der ganzen Unzulänglichkeit und Enge ihres Wissens und mit jener unklaren Färbung des Geheimnisvollen und Orakelhaften, die man in den entlegenen Etablissements von Kartenlegerinnen und Wahrsagerinnen findet. Was Wunder, wenn das Wort „Phrenologie" einen schwindelhaften Beigeschmack erhielt und ernste und gebildete Menschen sich von diesem oberflächlichen und eigennützigen Treiben zurückzogen.

So haben die Freunde der Menschenkenntnis ihr oft mehr geschadet als ihre Feinde. Aber wenn ihr Ernst und ihre Hoheit auch von manchem angetastet wurde — verkleinern konnte sie niemand. Ueber allen Zweifel, alles Lächeln, allen Spott, alle Unwissenheit und alle Blindheit bleibt die Gewißheit bestehen, daß der Körper ein Abbild der Seele sei, und daß zwischen der leiblichen Form und dem geistigen Wesen ein gesetzmäßiger Zusammenhang bestehe.

Seit frühester Jugend hat mich dieser Zusammenhang beschäftigt. Zahllose Menschen lernte ich kennen, und unablässig beobachtete ich sie. Ich verarbeitete die einschlägige Literatur, soweit sie von Bedeutung ist. Ich habe manche persönliche Förderung erfahren, für die ich dankbar bin. Vor allem aber bot mir das Leben und meine öffentliche Tätigkeit auf weiten Reisen eine unerschöpfliche Fülle lebendigen Beobachtungsmaterials. Und schließlich drängte alles zu einer von allen Seiten begehrten Zusammenfassung dieser Studien, Erfahrungen und Beobachtungen, eine Zusammenfassung, die ich in diesem Buche darbiete.

Es ist nicht geschrieben, wie die meisten anderen Bücher. Es beschränkt sich nicht auf die knappe Darstellung der äußeren charakterkundlichen Merkmale. Vielmehr versuche ich, das dürre Gerippe der morphologischen Tatsachen mit dem lebendigen Fleisch der philosophischen und psychologischen Betrachtungen zu umkleiden. Mit der bloßen Morphologie, der Zergliederung der Form an sich, ist in der Menschenkenntnis nicht viel anzufangen.

Ich versuche, mit diesen Betrachtungen und mit einer lebendigen Darstellung jene künstlerische Empfindungswelt, jenen inneren Blick zu wecken, ohne die ein Mensch nicht gesehen und eine Menschenseele nicht begriffen werden kann.

Ja — weit über die bloße äußere Formenkenntnis und ihre Deutung hinaus soll dieses Buch ein Stück Charakterlehre werden. Es soll eindringen in die widerspruchsvolle Welt des inneren Menschen und soll den Schwachen einen Halt, den Schwankenden eine Richtung geben. Wer es liest, soll sehend werden, soll dem größten Ziel näher kommen, das es auf Erden gibt — der Selbsterkenntnis.

Dankbar weilt mein Erinnern im malerischen Atelier von Robert Burger im Westen von Berlin. Es waren wenige, aber trauliche Stunden, die ich dort verbrachte. Größeren Dank noch bringe ich Herrn Dr. med. Walther Grubel in Stuttgart entgegen. Die Menschen sind selten, in deren Gesprächen man innerlich wächst und sein Tun gefestigt sieht. Seit früher Jugend beschäftigt er sich mit der Menschenkenntnis und fand als Arzt in großer Praxis ihre Wahrheiten immer wieder bestätigt. Im Gespräch mit ihm — teils in seinem Haus in Stuttgart, teils in dem meinen am Bodensee — ward manche Frage wissenschaftlich geklärt. Sein kluger Rat und sein wissenschaftliches Urteil haben mich bei der Drucklegung dieses Werkes vielfach begleitet.

Des Dankes allergrößten Teil aber lege ich in die Hände meiner Frau. Ihr verdankt dies Buch zum größten Teil sein Entstehen. Ihr wundervolles Verständnis ist es, das mich im Leben begleitet, und ihre liebe und doch so starke Hand hält alle Störungen von meiner Arbeit fern. Eine unerschöpfliche Fülle von Anregung entströmt der künstlerischen Plastik ihrer Seele. Noch als sie ein Kind war, begann sie die Bilder großer Menschen zu sammeln. Es war, als wolle in ihr das Schicksal mir freundlich den Weg bereiten. Denn alle Bilder dieses Buches — mit Ausnahme der Zeichnungen — hielt sie bereit, als ich mit der Arbeit begann.

So sei ihr auch dieses Buch — wie so manches andere — zugeeignet. Die Früchte leg' ich in die Hände nun, die liebevoll ihr Wachsen und ihr Reifen förderten.

Zum Schlusse gedenke ich meiner Freunde in Cademario bei Lugano, in deren weit in's Land schauendem, sonnenumflutetem Hause ich in liebevoller Pflege dies Werk beenden durfte. In der Sonne des Tessin reifte es seinem Ende entgegen.

Konstanz (Baden).

Emil Peters.

Inhalt

			Seite
Vorwort			
1.	Kapitel:	Form und Weſen	1
2.	„	Wie der Menſchenkenner ſehen muß	4
3.	„	Zur Geſchichte der Menſchenkenntnis Ariſtoteles, Porta, Joh. Kaſpar Lavater, Franz Joſ. Gall, Karl Guſtav Carus, Karl Huter, Rob. Burger-Villingen, Dr. Klages	11
4.	„	Was der Menſchenkenner ſehen muß. Die körperliche Erſcheinung des Menſchen	40
5.	„	Körperform und Kopf. Größenverhältnis und Modellierung	46
6.	„	Der Schädel und ſeine Organe	60
7.	„	Der Oberkopf. Die Gemütsſinne und das Gefühlsleben	97
8.	„	Die Verſtandeskräfte	153
9.	„	Das Charakterbild. A. Geſamtbetrachtung des Kopfes. B. Die Stirn. C. Die Stirnfalten	188
10.	„	Die Betrachtung des Kopfes von oben	210
11.	„	Praktiſche und unpraktiſche Köpfe. Tatkraft und Ausführungsenergie	223
12.	„	Das Geſicht	252
13.	„	Das Profil	257
14.	„	Das Kopfhaar	261
15.	„	Die Augenbrauen	271
16.	„	Das Auge	274
17.	„	Die Naſe	290
18.	„	Der Mund	318
19.	„	Das Kinn	330
20.	„	Die Wangen	339
21.	„	Das Ohr	344
22.	„	Schlußbetrachtung	349

* *

1. Kapitel.

Form und Weſen.

Welch eine verlockende Möglichkeit, die Seele des Menſchen in der Form ſeines Körpers zu erraten? Den Schleier zu heben, den die Natur lächelnd über alles geiſtige Geſchehen ſenkte, damit es nur dem ſich offenbare, der heiß und in tiefſter Seele den Sinn der Dinge ſucht. Denn das Körperliche iſt nur das Gewand, die Maske, die wechſelnde Erſcheinung der Dinge. Ihr Weſen aber, ihr inneres und wahres Geſicht — das iſt der Geiſt.

Darum aber iſt zwiſchen Körper und Seele kein Zwieſpalt. Es iſt keine Feindſchaft; ſie ſind nicht Gegenſätze. Es iſt nicht ſo, daß einer über den andern täuſcht. Beide ſind keine Disharmonie, kein Widerſpruch, auch da nicht, wo es ſo ſcheint.

Der Körper iſt kein planloſes, zufälliges Gebilde, kein willkürliches Gewächs. Es gibt nicht Zufall, nicht Willkür. Alles iſt Geſetz und Ordnung. Jedes Gebilde erwuchs aus einer formenden Idee. Aus einem Apfelkern wächſt immer wieder ein Apfelbaum. Und ein Birnenzweiglein, auf einen Apfelbaum verpflanzt, macht, daß im Frühjahr auf der einen Seite die weiße Birnenblüte leuchtet, auf der andern aber das zarte Roſaweiß der Apfelblüte.

Faſſe dies Wunder, wer kann! Eine Idee ſpricht aus der Birne, dem Apfel, aus jedem Gebilde der Natur. Die Naturwiſſenſchaft forſcht, ordnet und „erklärt". Die Philoſophie taſtet hinüber in jenes Rätſelland, das jenſeits der Erſcheinungen liegt. Der religiöſe Menſch aber verſtummt, und ſeine Lippen beten: Gott!

Sind alle Dinge der Erſcheinungswelt ſtoffgewordener Geiſt, verkörperter Gedanke, iſt alles Körperliche nur Symbolik und Geſte, Inſtrument und Sprache des Geiſtigen, das tauſendfältige Gewand verborgener Gedankenwelten, ſo muß es möglich ſein, dieſe Sprache zu enträtſeln. Es muß möglich ſein, die Formen und Linien des Körpers zu deuten, ja in ihnen zu leſen wie in einem aufgeſchlagenen Buch.

Dies iſt die Sehnſucht und das Ziel, iſt Aufgabe und Methodik der wiſſenſchaftlichen Menſchenkenntnis. Wiſſenſchaftlich deshalb, weil ſich's um Geſetzmäßigkeiten, um Verknüpfung von Urſachen und Wirkungen handelt.

Hier schon scheiden sich die Geister. Zwei Menschen stehen sich gegenüber: der Biologe und der Physiognomiker.

Der Biologe erforscht Form, Art und Wachstumsbedingungen der Lebewesen. Er ist Beobachter der Natur. Aber ihm genügt die Form, die Erscheinung. Das „Warum" kümmert ihn nicht. Er ist unphilosophisch. Muß es wohl sein; denn die Zwiesprache, die ein Dichtermund zur Nachtzeit mit der Rose führt, deren Duft wie seliges Träumen ist, oder die Gottesnähe, in die ein blühender Lindenbaum ein Musikantenherz entrückt, das alles wäre reiner Wissenschaft gefährlich.

Nun aber der zweite: der Physiognomiker. Auch er beobachtet, schärfer vielleicht noch als der andere. Auch er unterscheidet, ordnet, klassifiziert. Aber die Tatsächlichkeit der Form genügt ihm nicht. Ihm ist ein Mund nicht einfach ein Mund, eine Stirn nicht einfach eine Stirn, ein Mensch nicht einfach ein Mensch. Ihm bedeutet das alles etwas. Ihm steigt hinter der Form in wundersamer Klarheit die Idee, der geistige Gehalt, auf. Ihm erzählt die Form der Stirn etwas von hohen Gedanken oder von geistiger Wirrnis, und der Mund spricht ihm — auch ohne alle Worte — von Leidenschaften oder von streng abweisender Keuschheit.

Dies ist ganz gewiß mehr, als was der Naturwissenschaftler weiß. Mehr, unendlich viel mehr auch, als was der Menge bekannt ist. Daß wir die Augen zum Sehen, die Nase zum Riechen und die Zähne zum Kauen haben — nun ja, das wissen wir. Eine höchst intelligente Mechanik! Indessen — wenn es nur Mechanik wäre, welchen Sinn hätten dann Form und Ausdruck dieser Organe! Ja, welchen Wert hätte menschliche Schönheit? Es verrät doch die Geistnatur der Schönheit, daß sie uns im eigenen Innern ergreift, rührt, erschüttert, hinreißt.

Auge, Nase und Zähne sind physikalische Instrumente, biologisch zu höchster Zweckmäßigkeit entwickelt. Aber dem Physiognomiker sprechen Augen von der großen, warmen, gütigen Seele, die dahinter lebt. Oder es erschreckt ihn die aus den Augen hervorbrechende menschliche Bosheit und Verworfenheit. Die Form der Nase kennzeichnet die Bedeutung der geistigen Persönlichkeit, und der Bau der Zähne spricht deutlich genug von einer harmonischen oder disharmonischen Seele.

Wie anders kann der Geist sich äußern als durch die Form! Der unsichtbare Modellierer, der geheimnisvolle Architekt in der gestaltenreichen Natur ist der Geist. Bloße mechanische Zweckmäßigkeit wäre auch ohne Form denkbar, sicherlich ohne schöne Form. Eine plattgedrückte, sinnlich-breite Sarmaten-Nase riecht ebenso gut wie Schillers stolz-geschwungene, gedankenkühne Genienase. Aber die eine zeigt auch niederes Sinnenleben, das in der breitgedrückten Form

an der Erde zu haften scheint, während die andere von Gedanken, von einer Phantasie und von einer Sprache zeugen, die hoch und kühn sind wie ein Adlerflug.

Das aristokratische Prinzip der Natur heißt: Form. Denn diese zeugt immer von einem tätigen Geist. Alles andere ist Masse, Materie, Erdgebundenheit und Erdenschwere, ist Unpersönlichkeit, weil es Mangel an Form ist.

In demselben Maße, in dem im Tierreich die einfachen, elementaren, primitiven, groben und ausdruckslosen Formen verlassen werden und eine reichere und feinere Gliederung erreicht wird, tritt auch das geistige Leben mehr hervor. Auch beim Menschen ist darauf zu achten. In plumpen Formen wohnt ein plumper Geist. Aus dem Reichtum, der Lebendigkeit und Schönheit der Form aber spricht ein reicher, lebendiger und schöner Geist.

Form ist eine Auszeichnung, ist das Adelsdiplom der Natur. „In den Formen lebt der Geist", sagt Goethe. Wie die Gestalten Auguste Rodins, des großen belgischen Bildhauers, sich kraft- und sehnsuchtsgeschwellt dem rohen Steinblock entwinden, aus dem des Meisters Hand sie formte — ewige Symbolik des Menschengeschickes! — so zeigt uns überall an Menschenkörpern und Menschenköpfen die edlere Form, daß die einzelpersönliche Loslösung von der Masse begonnen hat.

*

Im Grunde ist jeder von uns Physiognomiker. Der eine mehr, der andere weniger. Beim einen ward es zur Kunst, beim andern geschieht es unbewußt. Der größte Unterschied liegt nur darin, daß es der eine zugibt, der andere nicht. Dies alles ist nur eine Frage von Technik und Subjektivität. Es betrifft und stört nicht die Sache selber, die so wahr ist wie die Ewigkeit.

Die Form eines Menschen ist von seiner Bedeutung, von seinem geistigen Gehalt, nicht zu trennen. Nichts ist ein absolutes Sein. Alles ist ein Werden. Und jede Form ist das gegenwärtige Ergebnis einer unendlichen Bewegung, einer mehr oder weniger tätigen geistigen Kraft, deren symbolische Erscheinung eben die Körperform ist.

Das Erste also, das Ursprüngliche, das Gestaltende ist der Geist. Seine Erscheinungsform, seine Selbstdarstellung ist der Körper.

Dieses Suchen des Geistes hinter der Form ist nicht müßige Neugier oder Spielerei. Nein, es ist das Größte, womit wir unsere Zeit nützen können. Denn wir suchen damit das Angesicht Gottes zu schauen, die ewige Wahrheit, die große und grundsätzliche Uebereinstimmung in der Natur, das Absolute, die Einheit alles Seins. Es ist die Sehnsucht nach der Erkennung des Schöpfungsgesetzes. Darum ist es ein tief sittliches Bemühen, ein echt wissenschaftliches Streben.

*

2. Kapitel.

Wie der Menschenkenner sehen muß.

Beobachten und Erkennen! aus diesen zwei starken Wurzeln ist alle Kultur, alle geistige Entwicklung herausgewachsen. Ohne Schauen und Vergleichen ist ein Fortschritt nicht denkbar. Albrecht Dürer sagt: „Der edelste Sinn des Menschen heißt ‚Sehen'." — Sehen, Vergleichen und innerliches Verarbeiten wohnen in aller Wissenschaft, in aller Kunst. Der Dichter, der Maler, der Bildhauer, der Kunstgewerbler — sie alle sind ohne ergiebiges Sehen nicht denkbar. Ebensowenig der Gelehrte, der Philosoph nicht minder als der Naturwissenschaftler. Das kostbarste Instrument ist ihnen allen das Auge. Es vermittelt ihnen das Bild der Welt. Der Dichter sieht es mehr mit dem Herzen, der Gelehrte mehr mit wägendem Verstand. Der Künstler — als Maler, Bildhauer, Dichter — stellt dar, was sein Auge sah. Er ahmt es nach. Fantasie und Wirklichkeit verschmelzen zu einem Kunstwerk. Es ist zwar Wirklichkeit, aber gesehen durch eine Künstlerfantasie, eine Künstlersehnsucht. Der Künstler erfaßt den ganzen Menschen, der Wissenschaftler nur einen Teil.

Aber ohne Auge ist das alles nicht denkbar. In unserem Auge liegt zunächst alle Schönheit, aller Jubel, alles Leuchten der Natur. Der Dichter, der den Frühling besingt, muß unter blühenden Bäumen gesessen und trunkenen Auges den Farbenzauber gesehen haben. Theodor Fontane, der die Schönheiten des märkischen Havellandes entdeckte und pries, und Leistikow, der die schlichte Melancholie des Grunewaldes malte — sie haben beide die Mark durchwandert, haben sie gesehen. Goethe hat Italien gesehen, ehe er „Iphigenie" und „Tasso" schrieb. Schiller sah im alten Klostergarten zu Schaffhausen die alte Glocke, und — mächtig bewegt — dichtete er sein „Lied von der Glocke".

Anselm Feuerbach malte unter italienischem Himmel seine Iphigenien und seine düstere Kolchierin Medea. Robert Hamerling schrieb auf klassischem Boden seine „Aspasia". Hermann Löns' Haidebücher sind auf langen Streifzügen durch die Haide entstanden, Waldemar Bonsels' „Indienfahrt" durch ein visionäres Rückerinnern an das, was er in Indien sah.

Der Preis der Frauenschönheit quillt aus Dichtermund nur da, wo des Dichters Augen Frauenschönheit tranken. Die Blumen, die der Kunsttöpfer auf feingeschwungenen Vasen malt, hat er zuvor gesehen. Was Maler, Bildhauer, Dramatiker und Schauspieler in der Menschendarstellung leisten, haben sie in feinsten Zügen dem Leben abgelauscht. Dantes Beatrice und Goethe's Gretchen hatten lebendige Vorbilder. Und selbst für eine ganz und gar in's Reich des Uebersinnlichen gehörende Figur wie den Mephisto hat Goethe ein leibhaftiges Modell gehabt, den alten Kammergerichtsrat Merck.

Die Grenzen für die Beurteilung der Menschen liegen in dem, der — urteilt. Ganz gewiß! Kann ein Maler Größeres malen, als was sein schwelgendes Auge ihm in der Natur zeigt und was seine Fantasie formte, ehe es Wirklichkeit wurde? Sind Lenaus schwermütige Gedichte nicht aus einer todestraurigen Seele gekommen? Ist Richard Wagners „Tristan und Isolde" nicht sein Erlebnis mit Mathilde Wesendonck?

Wir sehen nichts anderes, als das, was wir sind. Denn im tiefsten Grunde sehen wir mit der Seele. Augen haben alle Menschen. Aber des Künstlers Seele erst weitet die Welt, die seine Augen umfassen.

Auch in der Menschenkenntnis sieht und begreift niemand mehr, als er ist. Nur eine reiche Seele umfaßt den Reichtum der Menschenform. Aber in der Menschenkenntnis wachsen wir selber. Je mehr wir die Gesetze kennen, desto größer wird der Kreis dessen, was wir zu beurteilen vermögen.

Sehen, sehen, sehen — das ist das erste Geheimnis alles Schaffens. Es ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen des Lebens, zu aller Erkenntnis und auch zu den Wundern der Seele. Denn die Seele der Dinge liegt deutlich in ihrer Form. Und deshalb sind die Künstler aller Zeiten viel größere Seelenforscher und Seelenkenner gewesen, als unsere heutigen Psychologen, die in Hirn und Nerven der Leiche herumstöbern, wie in einem Aschenhaufen, um darin das Goldgeschmeide der Seele zu suchen. Gott machte es ihnen deutlich. Er schuf Formen, die die Symbolik der Seele und eine wundersam deutliche Sprache sind. Sie aber — in ihrer Blindheit — zerstören die Form, ehe sie sie bewundernd verstanden haben. Und sie sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht.

*

Das Auge, das wahrhaft sehen kann, macht auch vor dem Menschen nicht Halt. Soll alles gleichgültig, nebensächlich, zufällig sein, was in einem Menschenantlitz geschrieben steht, aus einer Körperform herausgelesen werden kann? Im Universum ist alles Ordnung, sagte Plato. Und Pythagoras ging weiter und sagte: „alles ist Zahl". Das heißt: Gesetz, Uebereinstimmung, Kausalität, Mathematik. Zahl ist Maß; und Maß ist Herrschaft. Deshalb herrscht überall

die Form über das Chaos. Und Goethe, der so wohltuend das Naheliegende sah, sagte: „Des Menschen Gegenwart, sein Gesicht, seine Physiognomie, ist der beste Text zu allem, was über ihn gesagt werden kann."

Da haben wir ein offenes und rundes Bekenntnis zur physiognomischen Menschenkenntnis.

Bedeutende Menschen waren zu allen Zeiten auch bedeutende Menschenkenner. Aus ihrer innersten Natur, ihrer intuitiven Erkenntnis heraus waren sie es. Sie konnten beim besten Willen nicht warten, bis es ihnen die Wissenschaft erlaubte. Sie stellten Menschen dar, oder sie hatten Menschen zu lenken. Da mußten sie Menschenkenner sein. Denn Menschen lenken kann nur der, der sie kennt. Die Ueberlegenheit des Handelns haben wir nur da, wo wir den Andern in Form und Wesen genau erkannt haben.

Jeder, der an hervorragender Stelle steht, tut etwas, wozu die eigne Kraft nicht ausreicht. Er hat Angestellte, Mitarbeiter, Untergebene, die seine Gedanken ausführen. Jeden davon gilt es an die richtige Stelle zu setzen. Dem einen wird er vertrauen, dem andern mißtrauen. Und solche Menschenkenntnis ist die Hälfte seines Erfolges.

Julius Cäsar, den Shakespeare den Ausspruch tun läßt: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen; der Cassius dort hat einen hohlen Blick; der denkt zu viel — die Leute sind gefährlich", war ein Menschenkenner und eroberte ein Weltreich. Friedrich der Große umgab sich kraft seiner Menschenkenntnis mit bedeutenden Menschen. Ludwig XVI. ging wie ein Blinder in die Revolution hinein. Napoleon I. wußte die größten Generale seiner Armee um sich zu scharen. Und er suchte sich mit Bewußtsein die Leute mit den großen Nasen, mit den Führertalenten heraus.

Kaiser Wilhelm I. war in seiner harmonischen Anlage ein hervorragender Menschenkenner. Männer wie Bismarck und Moltke setzte er an den rechten Platz und ließ sie wirken und walten. Staatskunst und Feldherrnkunst sind ohne Menschenkenntnis Ideologie und Dilettantismus.

Wie in der Welt der Wirklichkeit, so ist auch im Reich der Kunst die Menschenkenntnis Voraussetzung der Größe. Der wahre Künstler ist immer Menschenkenner und schaut seine Gestalten mit unheimlicher Menschenkenntnis. Von innen heraus und nicht nach Brauch und Herkommen. Der wahre Künstler künstelt nichts. Er hat den sicheren Griff in das Getriebe der Natur, hat den unbeirrbaren Blick! Und was er gesehen hat, bleibt für alle Zeiten groß und wahr. Homers Gestalten sind mit dem Blick des überragenden Menschenkenners gesehen. Die ganz schmale, ganz reine, in lieblichster Gedankenlosigkeit sich wölbende Stirn der Venus von Milo, ihr weicher, nichts wissender

Mund, das wundervolle Oval um Kinn und Wangen, dazu die Pracht der breiten, zart-üppig sich wölbenden Hüfte, dieser Insel der Seligen in der Liebe — ist das nicht eine Physiognomik, die den Reichtum an schenkender Liebe im Frauenleben über den Verstand setzte? Was wollt Ihr in Gehirn und Nerven der Frau anderes finden, als was die ruhende Kraft der Frauenhüfte und des Busens einladende Schönheit von allem Anfang an verraten? Müssen Wahrheiten immer durch Worte verkündet werden? Oder kann man sie auch verstehen lernen durch Linien und durch Formen?

Michel Angelos „Moses" läßt uns ohne Worte den Mann erraten, der ein Volk in ein neues Land führte, der im flammenden Busch Gottes Stimme vernahm, und der auf dem Berge Sinai die Gesetzestafeln empfing.

Ist es Zufall oder physiognomische Gestaltungskraft des großen Meisters, daß Michel Angelos „David" bei kleinem Körper die sehnigen langen Arme und die großen dickgeäderten Hände hat, in denen wir die Kraft ahnen, die mittelst der Schleuder den Riesen Goliath tötlich trifft?

Praxiteles, Phydias, Midas, Raffael, Lionardo, Tizian, Filippo Lippi, Tintoretto, Rembrandt, Rubens, van Dyk, Jordaens, Franz Hals, Jan Steen, Canova, Murillo, Velasquez, Lenbach, Piloty, Menzel, Rodin, Meunier, Hildebrandt und tausend andere — sind sie nicht in ihrer Kunst große Seher und bewunderungswürdige Physiognomiker? Öffnete uns nicht Winkelmann die Augen für die Schönheit klassischer Kunst? Und wurde nicht Lessing durch seinen „Laokoon" zu einem der feinsinnigsten Physiognomiker?

Shakespeare war einer der größten Seelen- und Menschenkenner. Seine Gestalten, die Helden sowohl (Lear, Hamlet, Heinrich IV., Othello, Cäsar, Brutus, Coriolan), wie auch die Bösewichter (Richard III., Jago, Regan und Goneril, Claudius, Lady Macbeth) und seine Narren sind überreich an physiognomisch fein beobachteten Zügen. Schiller hat seinen Franz Moor auch äußerlich als Canaille gezeichnet. Die Wahrheit und ergreifende Größe schauspielerischer Gestaltung liegt ja schließlich in der innerlichen und äußerlichen Übereinstimmung mit dem Leben. Erschüttern kann uns — in Dichtung und Darstellung, in der Malerei und Plastik — nur das, was wahr ist. — Denn die Wahrheit ist das uns allen Gemeinsame. Sie ist unsere Sehnsucht und unser Schicksal.

*

Menschenkenntnis ist Objektivität dem Menschen gegenüber. Das ist unendlich schwer; denn wir können uns nur schwer befreien von Sympathieen und Antipathieen, von anziehenden und abstoßenden Empfindungen. Aber sie dürfen sich nicht in unser Urteil mischen. Diese gefühlsmäßige Menschenkennt-

nis, so richtig sie auch hin und wieder sein mag, versagt doch, wo es sich um ein wahrhaft gerechtes Urteil handeln soll.

Wer in sich selber enge ist und der Weite des geistigen Horizontes gänzlich ermangelt, der wird nie imstande sein, die Vielgestaltigkeit der Menschennatur in Andern zu sehen. Das Wunder des Menschen — wie aller Schöpfung überhaupt — liegt eben doch darin, daß nicht ein Gesamtbild dem andern völlig gleicht. Ein göttliches Gesetz verbietet es, daß eine einmal dagewesene Form jemals wiederkehre. Sie ist gewesen — und vergangen.

Wer in der Anthropologie (Menschenkunde), der Morphologie (Lehre von der Gestalt), der Anatomie (Wissenschaft vom Körperbau), in der Physiologie (Lehre von der Lebenstätigkeit im Körper) und in der Psychologie sich umgesehen hat, der wird in der Beurteilung der Menschen überlegener handeln, als einer, der von der ganzen Stammes- und Entwicklungsgeschichte keinerlei Vorstellung hat.

Aber auch den größten Lehrmeister aller Formenkenntnis kann der Menschenkenner nicht entbehren — die Kunst. Mit eindringlicher, analysierender Kraft hat sie uns — in Malerei und Plastik — den Menschenkörper gezeigt. Sie hat in der Dichtung seine Seele seziert und auf der Bühne Freud und Leid des Menschenlebens offenbart. Jeder echte Künstler, jeder echte Dichter ist ein großer Menschenkenner. In seiner Seele jauchzt und klagt das ewige Menschheitslied. Nicht nur in der Wissenschaft — nein, auch in der Kunst finden wir die erhabenen Führer durch die wunderreiche Welt der Menschenkenntnis.

In der praktischen Menschenkenntnis hängt alles davon ab, *wie* wir es sehen. Und vor allem davon, daß wir es *richtig* sehen. Wir müssen also sehen *lernen*; denn dies ist keineswegs eine allen Menschen gemeinsame Fähigkeit. Von Haus aus sind wir Menschen zum Beobachten und Schauen geboren. Aber dann kommt die „begriffliche Methodik" der Schule und verdrängt viel ursprüngliche künstlerische Anlage. Goethe meinte, wir müßten alle Dinge viel mehr zeichnen. Täten wir es von Jugend auf — wir wären allesamt bessere Beobachter und bessere Menschenkenner. Der Menschenkenner muß ein wenig zeichnen können. Die Gabe dafür hängt ja ohnehin mit dem Formensinn zusammen. Goethe zeichnete viel und übte sich in der Kunst der Scheerenschnitte, die zu seiner Zeit sehr im Schwange war.

Ist es denn gar so schwer, mit ein wenig Übung ein Profil, eine Nase, eine Mundform, ein Ohr, eine Stirn in der Zeichnung festzuhalten? Die berühmten Weltreisenden haben fast alle gezeichnet. Sie hielten des Augenblickes köstliche Bilder mit Stift und Pinsel fest, damit nicht die Erinnerung entschwinde und nicht in des Alltags buntem Gedränge ersticke. Darwin, Dr. *Karl*

Peters, Frithjof Nansen und am meisten Sven Hedin und Ernst Häckel waren gute Zeichner. Und es ist nicht zufällig, daß wir unter den berufsmäßigen Menschenkennern vor allem den Portraitmalern begegnen. Carl Huter war Portraitmaler und eine ausgesprochene Künstlernatur. Auch Robert Burger-Villingen ist Portraitmaler. Unter meinen persönlichen Bekannten sind mehrere Portraitmaler, die sich ganz methodisch mit der Menschenkenntnis befassen.

Schließlich hat vor allem die Photographie der Menschenkenntnis wahrhaft unschätzbare Dienste geleistet. Und wer sein Auge schulen und den edelsten Sinn des Menschen — das Sehen — entwickeln will, der tut gut daran, eine planvolle Sammlung von Bildern anzulegen. Sowohl Photographien aus dem Leben, als auch Vervielfältigungen der besten Werke großer Künstler.

Vor allem aber: lerne Menschen im Leben kennen. Lebe nicht einsam und als Sonderling, sondern gehe unter Menschen. Schau die grenzenlose Vielgestaltigkeit ihres Kopfes, ihres Körpers. Studiere das Äußere bei deinen nächsten Angehörigen, deren Inneres du genau kennst. Dann erweitere den Kreis: beobachte auf der Straße, im Theater. Schau die Mienen der Menschen, wenn sie erregt sind. Beobachte, was jeden Einzelnen am meisten interessiert, auf was er am meisten reagiert. Erfasse scharf die Bewegungen, die kleinen Handlungen der Menschen und sei sicher, sie werden auch im Großen so handeln. Ziehe die Menschen an dich heran. Und wenn du einen Charakterzug beobachtet zu haben glaubst, so lenke deine Rede in die gleiche Richtung. Du wirst sehen, wie ihr Interesse erwacht.

Laß dich nicht täuschen durch Worte. „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um dahinter die Gedanken zu verbergen", sagen die Franzosen. Laß dich nicht durch Widersprüche an den Köpfen, die sich dir darbieten, verwirren. Der einheitliche Mensch ist selten. Die meisten Menschen bestehen aus Widersprüchen, fühlen sie selbst. Der Widerspruch ist oft die Tragödie, aber auch die treibende Kraft im Menschenleben. Ihn zu erkennen, ist die schwierig-schöne Aufgabe des Menschenkenners.

Nicht das Wissen allein — nein, die feine Kunst des Einfühlens, des seelischen Tastens macht den Menschenkenner. Er muß sich selber in den Andern hineinversetzen, den Andern in sich selber aufnehmen können. Seelen müssen sich begegnen.

Das wird nur da sein, wo die eigne Seele nicht eng, arm und verkümmert, sondern weit, reich und vielgestaltig ist. Darum darf ein Menschenkenner nicht einseitig nur mit den Guten und den Gebildeten umgehen, nicht nur mit denen, die ein wenig die Maske guter Erziehung uniformiert hat. Gerade das untere Volk in seiner uralten, sich in allen Jahrhunderten gleichbleibenden masken-

losen Unmittelbarkeit, in der fröhlichen Triebhaftigkeit, der urwüchsigen Derbheit oder tierhaften Instinktkraft muß man sehen.

Des wahrhaft großen Künstlers Werke schöpfen immer einen großen Teil ihrer lebensvollen Kraft aus der Masse des Volkes. Goethe im „Faust" und im „Egmont", Schiller im „Wallenstein", Shakespeare in allen seinen Werken — sie alle zeigen ihre Menschenkenntnis in der bunten Menge des Volkes. Und Goethes unsterbliches Wort mag hier stehen:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben,
Und wo Ihr's packt, da ist es interessant."

*

3. Kapitel.

Zur Geschichte der Menschenkenntnis.

Aristoteles, Porta, Joh. Kaspar Lavater, Franz Josef Gall, Spurzheim, Combe, Karl Gustav Carus, Carl Huter, Rob. Burger, Ludw. Klages.

Die älteste ägyptische Kunst hat ihre Gestalten zwar nach einem starren Proportionsschema gebildet, Körperform und Haltung waren typisch. Einzig die Stirn und die obere Schädelwölbung formte man höher oder niedriger. So war selbst diese alte und primitive Kunst davon durchdrungen, daß die individuellen geistigen Unterschiede sich in der oberen Kopfform darstellen. Und sie bekundete damit ihre Überzeugung, daß die äußere Form durch den geistigen Inhalt bestimmt werde.

Es lag bei dem ungewöhnlichen Darstellungstrieb und der genialen künstlerischen Veranlagung der Griechen sehr nahe, sich ganz ausgesprochen, systematisch und methodisch mit der Menschenkenntnis zu beschäftigen. Künstlerische Darstellung, Philosophie und Physiognomik sind gar nicht voneinander zu trennen.

Wir kennen bereits von Aristoteles ein Buch „Physiognomica", das in 6 Kapiteln den Versuch macht, aus dem Äußeren bei Tier und Mensch auf das Innere zu schließen. Den Griechen, die so große Künstler der Form waren, konnte ja die Übereinstimmung von körperlicher Form und geistigem Inhalt nicht verborgen bleiben. Ja, es gab schon richtige Physiognomiker. Als einer von diesen, Zopyros, einmal an dem merkwürdigen Kopfe des weisen Sokrates niedrige Neigungen feststellte, lachte ihn Alcibiades aus. Sokrates selber aber gestand das Schlechte im eigenen Wesen rundweg zu. Er bemerkte, das gesamte Pandaimonium der Menschennatur sei in ihm selber lebendig. Indessen habe die Vernunft in ihm über das Böse gesiegt. Es ist interessant, zu sehen, wie am Kopfe des Sokrates eine herrliche und gewaltige Stirn über gemeinen Gesichtszügen thront.

Von einer eigentlichen Wissenschaft war aber dabei umsoweniger die Rede, als die Gebiete der Anatomie und Physiologie noch Ödland waren. In den Annahmen des Aristoletes liegt viel Willkürliches, und von irgend welcher Methodik kann nicht gesprochen werden.

Das 16. Jahrhundert schenkte der wissenschaftlichen Menschenkenntnis den ersten wahrhaft bedeutenden Kopf; Johann Baptista Porta in Neapel. Sein Buch „De humana Physiognomia“ sucht mit zahlreichen Zeichnungen von Menschen- und Tierköpfen in philosophischer Weise die geistige Gesetzmäßigkeit in den Formen nachzuweisen. Dabei beschränkt er sich — was eine ganz reife Erkenntnis beweist — nicht auf den Kopf, sondern betrachtet zum Zwecke der Symbolik den gesamten Körper, von den Kopfhaaren angefangen bis in die Fingerspitzen und in die Nägel der Zehen.

Es war ein umfassender, kühner und glücklicher Versuch, jeder Linie in der körperlichen Erscheinung eine seelische Bedeutung zu geben. In jeder Linie suchte er die geistige Individualität zu finden.

Dann aber trat im 18. Jahrhundert mit einemmale die Physiognomik in geschlossenem Aufbau mit einer Schönheit, einer sittlichen Größe, einer Beredsamkeit und einem Glanz der Darstellung vor die Öffentlichkeit, daß sie sich sofort die edelsten Geister der Zeit gewann. Sie hatte in Johann Kaspar Lavater einen ihrer seelisch größten und sittlich reinsten Vertreter gefunden.

Johann Kaspar Lavater (Fig. 1) war Theologe. Er wurde geboren in Zürich im Jahre 1741 als Sohn eines Arztes; war später Pfarrer an der St. Peterskirche in Zürich und starb 1801 durch den Schuß eines trunkenen Soldaten in Zürich, nachdem er drei Tage lang und noch in der letzten Stunde unter schrecklichen Schmerzen für seinen Mörder betete, der „nicht wußte, was er tat“.

Lavater war ein Freund Goethes, ein Weiser, eine der edelsten und vollkommensten Gestalten der Goetheischen Zeit, ein Mann von so großer Güte, so großer seelischer Schönheit, daß die Schweiz bis in alle Zeit dankbar und stolz ihres großen Sohnes gedenken darf.

Ihm war der Mensch der heißumstrittene Gegenstand seines Wirkens. Er war geborener Physiognomiker, obwohl er in größter Bescheidenheit immer nur seine eigenen Mängel, die Fehler und Unzulänglichkeiten seiner Beobachtung hervorhob. Er forschte, verglich, sammelte mit grenzenlosem Fleiß und stellte das Gefundene mit hinreißender Begeisterung und in einer edlen Sprache dar in seinem fünfbändigen Haupt- und Lebenswerk „Physiognomische Fragmente“. Es erschien 1775—78 in textlich und illustrativ hervorragender Form. Die Kupferstiche darin sind meisterhaft.

An diesem Hauptwerk hat sogar Goethe mitgearbeitet. Goethe war von Lavater, der ihn 1774 auf mehrere Tage in Frankfurt besuchte, geradezu fasziniert. 1775 besuchte er ihn in Zürich im „Haus zum Waldries“, in dem Lavater, wie die Inschrift auf einer Tafel besagt, von 1741—1778 wohnte. Goethe begleitete dann seinen Freund Lavater nach Ems und

schreibt über ihn im 19. Buche von „Dichtung und Wahrheit": „Wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man staunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach. Ja, es war furchtbar, in der Nähe eines Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

Die hohe Warte, von der aus Lavater an seinen Gegenstand herangeht, ersteigt er selber mit folgenden Worten:

„Unerträglich wird mir das bischen Menschenkenntnis oder Physiognomik, das mir zu Teil ward, wenn ich diese seligen Gefühle der Menschheit zertreten

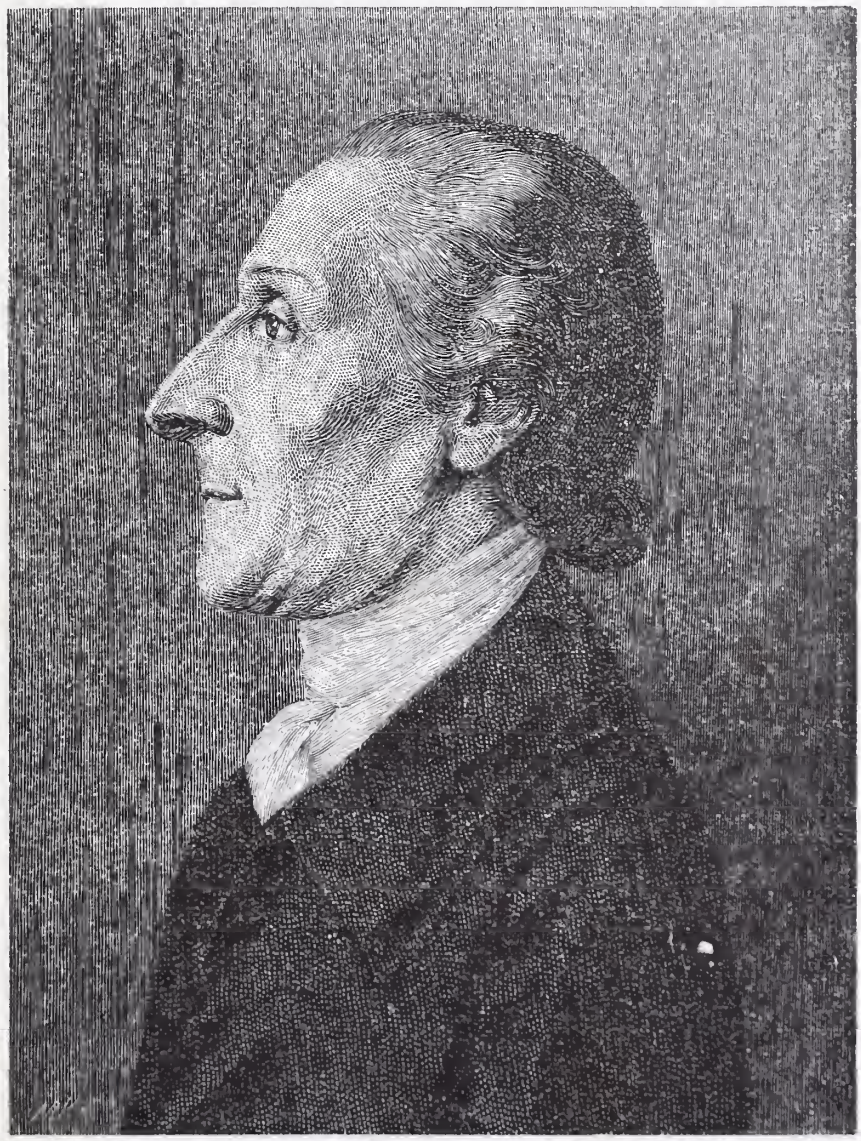


Fig. 1. Johann Kaspar Lavater.
Bedeutender Physiognomiker, geb. 15. Nov. 1741 in Zürich, dortselbst Prediger an der Peterskirche, gest. 2. Jan. 1801. Hauptwerk „Physiognomische Fragmente" (1775—78). Bedeutende Beobachtungsgabe.

und allein die Fäden der Seile, woran sie hängen — statt ihrer — beurteilt, getadelt — oder bewundert sehe; wenn ich, was Mittel sein sollte, Zweck werden sehe, wenn ich mich als positive Veranlassung — nur zu kleinlichen, entziffernden

Menschenrichtereien — denken muß. Wo ich Gottes Wahrheit im Besten, Schönsten, was im Menschen ist, im Menschengesichte, wo nicht darstellen, so doch ahnen lassen wollte; wo sich die Huld und belebende Milde des Vaters aller, wo ich seine einfach und tausendfach wirkende Weisheit andeuten; wo ich der Menschen Weisheit in Schweigen und Wirken lehren; wo ich die reinste, edelste Menschenfreude wecken und ausbreiten wollte. — — —"

Und dieser selbe Mann ruft an einer Stelle seines Werkes aus:

Oh Physiognomik! Wann wirst du Schlüssel aller Geheimnisse, Ohr und Auge für alle Gotteswahrheit sein!"

Lavaters großes Werk erhob mit einem Schlage die Physiognomik turmhoch über alle Alltagsneugier. Das hatte nichts zu tun mit dem Winkelgeschwätz müßiger Weiber. Das war nicht Gelderwerb oder Ruhmsucht, war nicht das listige Augenblinzeln eines Charlatans — nein, dies war die große Geste eines bedeutenden Menschen, der die Menschenform zu einer Weltanschauung, zu einer religiösen Tatsache erhob.

Nimmt man als Maßstab für die Größe eines Mannes nicht seinen äußeren Erfolg, sondern den sittlichen Wahrheitsgehalt seines Werkes, so muß und wird man Lavater den größten seiner Zeit an die Seite stellen. Die silberklare Lauterkeit seines Charakters, die bedeutende Intelligenz und der Weitblick, mit dem er an seine Sache heranging, der Idealismus und der begeisterte Schwung, womit er sie vortrug und in seinem Werk darstellte, brachten die Physiognomik mit einem Schlage einen ganz großen Schritt vorwärts.

Aber Lavaters mystische, verinnerlichte, ahnungsreiche Natur wurde dadurch, daß er Theologe war, noch mehr daran gehindert, sich kühl und nüchtern mit den Naturwissenschaften zu beschäftigen. Er geriet in's Visionäre, Seherhafte. In ekstatischen Worten überwucherte sein reiches und hingebendes Gefühl die prüfende Kühle des Verstandes. Die Sprache verliert streckenweise jeden gedanklichen Gehalt. Sie wird zur Phrase.

Lavater besaß einen Reichtum an psychologischem Empfinden. Sein Gefühl, nicht sein Verstand fand die Wahrheiten. Wir fühlen: dies alles, was seine reiche Seele sieht, ist wahr. Aber wir wissen nicht, warum es wahr ist. Wir lieben diesen Mann um seiner inneren Schönheit willen. Lieben ihn in dem blühenden Ueberschwang und dem ethischen Pathos seiner Rede, in seiner eigenen hinreißenden Begeisterung.

Aber Lavater mangelt in geradezu unglückseliger Weise die Fähigkeit, sich konkret auszudrücken. Er hat einen schweifenden Stil, der stets in allgemeine schönrednerische Betrachtung enteilt und zur gefühlsgetränkten Phrase wird, die überall merken läßt, daß er mehr wollte als konnte. Es fehlt ihm jede naturwissenschaftliche Analyse.

Sein Werk befriedigt den Wissenschaftler nicht. Es ist allzuviel subjektive Schwärmerei und gar zu wenig Methodik und Objektivität. Was er darstellt, ist eine einzigartige Anregung mit stark dichterischem Gehalt; aber es ist kein Lehrgebäude. Sein subjektives Schauen und Wissen ist nicht ohne weiteres auf den Leser übertragbar. Es mangelt seinem Werke überall an den bestimmten und immer wiederkehrenden physiognomischen Merkmalen, die schließlich die Menschenkenntnis zur empirischen (erfahrungsmäßigen) Wissenschaft werden lassen.

Er hat das alles selbst gewußt und in übergroßer Bescheidenheit seine Arbeiten „Das Stammeln eines Kindes" genannt. Seine Auffassung von der Physiognomik war so groß und erhaben, daß er sich selber — als ihr Jünger — klein dünkte. Und doch lag die Größe dieses Mannes gerade darin, daß er fast visionär die universale Bedeutung der physiognomischen Menschenkenntnis erkannte.

Man muß Lavaters Darstellungsweise aus seiner Zeit heraus verstehen: es war die Zeit der großen Dichter und der großen Gefühle. Erkenntnisse gingen vom Gefühl aus. Das 19. Jahrhundert stand noch bevor, in dem die Naturwissenschaften der schweifenden Fantasie Zügel anlegten.

Lavaters Eindruck auf die Zeit war außerordentlich. Gelehrte und Künstler, Staatsmänner und gekrönte Häupter lauschten der neuen Lehre des großen Sohnes der Alpen. Auf seinen Reisen drängte man sich um ihn. Man umwarb ihn, und er ward überschüttet mit Einladungen. Mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit stand er im Briefwechsel. Es war ein reiches und stolzes Leben, durch das Lavater aber in Demut und Bescheidenheit hindurchging. Und wenn auch Neid und Gemeinheit ihn zu verkleinern suchten, wie es stets dem Erfolgreichen begegnet, so haben wertvolle Menschen weder damals noch heute an solch niedriger Gesinnung Anteil gehabt. Wir stehen bei Lavater vor einer großen Tat und vor einem großen, edlen Menschen.

*

Franz Josef Gall (1757—1828).

Einen ganz anderen, geradezu entgegengesetzten Weg als Lavater ging sein berühmter Zeitgenosse, Dr. Franz Joseph Gall, ein Arzt und Anatom, der 1757 in Tiefenbronn bei Pforzheim geboren wurde. Eine Gedenktafel kennzeichnet heute das Geburtshaus dieses vielumstrittenen, vielbewunderten und vielverlästerten Mannes.

War Lavater der religiös gestimmte Synthetiker, so erblicken wir in Gall den naturwissenschaftlichen Analytiker. Lavater war Gefühl, Gall nichts als Verstand. Lavaters Leben war Staunen und Bewunderung der göttlichen

Allmacht. Gall sah in der Schöpfung nur eins: das menschliche Gehirn und den Schädel. Er arbeitete mit der hingebenden Treue und dem grenzenlosen Fleiß, die das Kennzeichen der großen und wahrhaftigen Menschen sind. Er sammelte unablässig Tier- und Menschenschädel, sezierte meisterhaft Gehirne, beobachtete und verglich und zog seine Schlußfolgerungen, um zu beweisen, daß das Gehirn, der Schädel und das Nervensystem der alleinige Schlüssel zur Enträtselung des gesamten geistigen Lebens seien.

In dieser ungeheuren Konzentration Galls lag zugleich auch ein ungeheurer Irrtum seiner Lehre. Das Gehirn war alles, der Körper nichts. In einem Teile wollte Gall das Ganze finden; aber er verlor darüber den Blick für das Ganze. Und die wunderbare und deutliche Sprache der Körperformen wurde von ihm nicht verstanden.

Gall war Arzt, hatte in Straßburg und Wien Medizin studiert und richtete in Wien 1785 seine Praxis ein, die ihm keinen sonderlichen Zulauf brachte und ihm — sicherlich nicht zu seinem Leidwesen — Zeit ließ zu gehirnanatomischen Forschungen.

Elf Jahre später, 1796, trug er seine Lehre in öffentlichen Vorlesungen vor. Aerzte und Medizinprofessoren, Lehrer, Künstler, hohe Beamte, Damen der Aristokratie sammelten sich um ihn. Der Zulauf zu seinen öffentlichen Vorträgen in Wien war groß. Die Studenten füllten seine Säle. Das ganze geistige Wien sprach von diesem Manne. Aber der Erfolg brach ihm den Hals. Der Kampf gegen Gall begann, und lange Jahre hindurch war sein Leben ein einziges Martyrium für seine Lehre. Die Kirche stand wider ihn auf. Die alten Kirchenväter hatten gelehrt, die Seele sitze im Herzen. Nun kam einer, der sie im Gehirn suchte. Das durfte nicht geduldet werden. Das „Steiniget ihn!" ertönte. Die große Hetze begann. Die Menge, die zu allen Zeiten eine Hammelherde ist, traute sich nicht mehr in die Vortragssäle, die leer blieben. Die Menge, die selber negativ ist, glaubt stets mehr an den nichts leistenden Kritiker, als an den schöpferischen Menschen. Die Mediziner verbanden sich — aus anderen Gründen — mit der Kirche, und wieder einmal hatten die Schriftgelehrten einen kühnen Neuerer gekreuzigt.

Ein Handschreiben des Kaisers setzte eines Tages aller öffentlichen Wirksamkeit Galls in Wien und in Oesterreich ein Ziel. Die Macht des urteilslosen Kaisers verdrängte den großen Forscher.

Gall verließ 1805 mit seinem treuen Freunde Dr. Spurzheim Wien. Er machte eine Vortragsreise durch Deutschland. In Halle gehörte zu seinen aufmerksamsten Zuhörern Goethe, der von Weimar herübergefahren kam. Und in Berlin schrieb Dr. Hufeland, der Leibarzt Königs Friedrich III., der berühmte Verfasser der „Makrobiotik", über Gall, „daß er zu den merkwürdig-

sten Erscheinungen des Jahrhunderts und seine Lehre zu den wichtigsten und kühnsten Fortschritten im Reiche der Naturforschung gehört."

1807 ließ sich Gall in Paris nieder, wo er bewundernde Aufmerksamkeit fand. Sein Landsitz Montrouge in der Nähe von Paris war Mittelpunkt eines großen Kreises von Gelehrten und Künstlern, die sich für seine anatomischen Forschungen und für die neue Gehirnlehre interessierten. Hier gab Gall mehrere große und bedeutende Werke heraus und starb — 4 Jahre vor Goethe — am 22. August 1828. Wie Dante, „von seinem Heimatland verbannt", nicht in Florenz, sondern in Ravenna begraben ward, so ruht Dr. Franz Josef Gall fern der Heimat auf dem berühmten Friedhof Père Lachaise. Nicht weit von ihm ein anderer kühner Reformator, der vielgeschmähte Begründer der Homöopathie: Hahnemann, der doch über das Grab hinaus Sieger blieb.

Fig. 2. Dr. Franz Josef Gall.
Begründer der wissenschaftlichen Menschenkenntnis, geb. 9. März 1758 zu Tiefenbronn, gest. 22. Aug. 1828 zu Paris. An seinem Kopfe: sehr bedeutende Entwicklung der drei höheren Verstandeskräfte: des Schlußvermögens, des vergleichenden Scharfsinns und des Witzes.

*

Gall waren stets die eindrucksvollen Köpfe bedeutender Menschen aufgefallen. War es zufällig, daß die griechischen Bildhauer den Statuen ihrer Staatsmänner, ihrer Philosophen und Künstler große Köpfe mit hohen und breiten Stirnen gegeben hatten, den Athleten und Gladiatoren hingegen kleine Köpfe mit niedriger und schmaler Stirn? War es nicht, als hätten am Kopf des Gladiators die schweren unteren Massen die Stirn herabgezogen? Und als hätte an den Köpfen der Denker die hochthronende Stirn alle irdische Kraft um Mund und Kinn aufgezehrt?

Schon Aristoteles, der Schüler Platos, betrachtete die Menschen mit den großen Köpfen als verständig, die Träger kleiner Köpfe hingegen als unverständig. Und Scotus sagt: „Ein großer, in jeder Beziehung wohlgerundeter, geformter Schädel weist auf einen besonderen, klugen, erleuchteten, ordentlichen Menschen mit viel Fantasie, Arbeitsamkeit und Beständigkeit hin."

Bis zum Auftreten Galls glaubte man, daß Wille und Erziehung aus einem Menschen alles machen könne, weil man die Gehirnmasse als das Material ansah, die Erziehung und den Willen aber als die formenden Kräfte.

Gall setzte dem die Erfahrung gegenüber. Zeigte, wie der beste Wille, die beste Erziehung kein Talent hervorzaubern können. Zeigte aber auch, wie ohne sonderliche Erziehung und selbst in ungünstigsten Verhältnissen das Talent gedeiht, das Genie sich durchringt. Der Prophet David war ein Viehhirte. Tamerlan und Sixtus V. waren es auch. Sokrates war der Sohn eines Bildhauers und wollte auch Bildhauer werden. Robert Hamerling zeigt in seiner „Aspasia", wie Sokrates vergeblich versuchte, eine Idee in Marmor zu prägen. Marmor ist für Formen da, nicht für Ideen. Da erkannte Sokrates, daß er — Philosoph sei. Pythagoras, Theophrastus, Shakespeare, Molière, Rousseau sind Söhne von Künstlern gewesen und genossen keine sonderliche Erziehung.

Hebbel und Lenbach waren Söhne armer Maurer, Defregger und Rosegger Bauernjungen. Schiller war Karlsschüler, war Medicus, war gefesselt, getreten und verfolgt. Aber er wurde doch — Schiller.

*

Am meisten revolutionierend aber war der Kerngedanke in der Lehre Galls, daß in jedem Gehirnteil eine besondere, nur ihm eigene Empfindung oder Fähigkeit stecke. Das war neu und überraschend und mußte die Gegner mobil machen. Denn bis dahin war man überzeugt, daß die Masse des Gehirns sämtliche Seelenregungen zugleich hervorbringe, und daß dies durchaus eine Sache äußerer Eindrücke und Anregungen sei, nicht aber angeborener und bestimmter innerer Organisation. Das Gehirn hielt man für ein unbeschriebenes Blatt. Und der Griffel, der auf dies Blatt den Charakter zeichne, sei das Leben, sei die Erziehung, die Umgebung. Nun kam einer, der die Menschen lehrte: „So, wie ihr seid, seid ihr geboren! Der Grundriß eures Charakters ist schon mit der Geburt gezeichnet".

Hier lag also ein Wendepunkt, die innere Notwendigkeit einer ungeheuren Schwenkung der Anschauungen in Medizin, Psychologie, Erziehung und überall.

Gall bestritt also, daß die Erziehung eine Fähigkeit hervorrufen könne, die nicht vorhanden ist. Er hatte schon als Knabe scharf die Charakterzüge der Mitschüler beobachtet, aber nie gefunden, daß sie heute so und morgen anders seien. Das Gesamtbild des Charakters stand fest. „Ich bemerkte nie, daß, wer das eine Jahr ein ränkevoller und verräterischer Kamerad gewesen war, das Jahr darauf ein zuverlässiger und treuer Freund wurde". Das gab ihm zu denken.

Er selber war als Schüler keineswegs von rascher und leichter Auffassung und wurde auf der Schulbank oft von denen verdrängt, „welche . . . eine große Leichtigkeit im Auswendiglernen besaßen. Ich bemerkte dann, daß sie alle große, hervorstehende Augen hatten . . . . Ich bezog endlich die Universität. Meine Aufmerksamkeit richtete sich sofort auf diejenigen meiner Mitschüler, welche große und hervorstehende Augen hatten, und ich hörte bald ihr ausgezeichnetes Gedächtnis rühmen. Auf diese Weise wurde ich natürlich zu der Annahme geführt, daß alle diejenigen, welche große und hervorstehende Augen besaßen, ein gutes Gedächtnis haben müßten."

War so eine Beziehung zwischen Auge und Gedächtnis möglich, warum sollte sie nicht auch in andern Dingen gefunden werden?

Gall suchte, beobachtete, verglich. Vor allem: er sah. Daß das Gehirn Instrument des Geistes sei, ist ihm bis heute weder von den Physiologen noch von den Psychologen bestritten worden. Aber daß das gesamte Geistesleben im Gehirn soundsoviele einzelne Kammern habe, in deren jeder ein anderes Stück Geist produziert werde, das war eine Behauptung, an die man mit äußerstem Widerstreben heranging.

Gall schloß aus zahlreichen Vergleichen an Tier- und Menschengehirnen, aus mancherlei Uebereinstimmung in Form und Leben, sowie aus krankhaften Erscheinungen, die das geistige Leben beeinflussen, daß jeder Gehirnteil eine besondere Kraft, eine besondere Neigung, eine besondere Fähigkeit haben müsse, und daß die stärkere oder geringere Ausprägung dieser Gehirnteile auch die Geisteswerte vermehren oder vermindern müsse, die darin wurzeln und wohnen.

So ist dem einen von Haus aus die Musik in den Schoß gefallen, dem andern die Malerei, dem dritten die Erziehungskunst, dem vierten das Verbrechen. Wir sprechen — seit Gall — von einem Sinn für Liebe, einem Sinn für die Religion, einem Sinn für die Mathematik, für den Handel oder für die Technik. Wir wissen, daß in der einen Seele die Güte, in der andern der Haß lebt, in der einen Edelmut und Großherzigkeit, in der anderen Kleinlichkeit und Gemeinheit. Auffassungsgabe, Urteilskraft und Gedächtnis, Fleiß und Wille sind durchaus Dinge der allgemeinen Intelligenz. Sie haben nichts zu tun mit dem Charakter oder mit einer besonderen Fähigkeit. Unter zehn Schülern von gleicher Intelligenz wird doch der eine ein Mathematiker, der andere ein Theologe, der dritte ein Künstler werden. Napoleon I. las nächtelang atemlos Julius Cäsar. Justus von Liebig machte in der Schulbank chemische Experimente. Gottfried Keller galt in seiner Jugend als fauler Träumer. Aber eines Tages hatte er den wundervollen „Grünen Heinrich" zusammengeträumt.

Menschen von großer Intelligenz sind durchaus noch nicht hervorragende

Menschen. Sie können große Philister sein. Das Genie jedenfalls ist nicht ungemessener Intellekt. Es gibt Obersekretäre, die „klüger" sind als Beethoven. Ja, die Geschichte lehrt, daß man auf einem Gebiet ein Genie, auf dem andern ein Idiot sein kann. Dichter sind keine Mathematiker, und Mathematiker keine Dichter.

Man kann den stärksten Trieb zur geschlechtlichen Liebe haben und keine Spur von Familientrieb. Dies sind also zwei ganz verschiedene Kräfte.

Nicht die gleichen Verhältnisse, nicht die gleiche Schulbildung schafft gleichen Charakter und gleiche Anlagen — nein, die gleiche Form an Kopf und Körper macht's.

Die „Verhältnisse" sind nicht so ungleich, wie sie scheinen. Sechs Geschwister haben doch die gleichen Eltern und die gleichen Verhältnisse. Und doch sind Charakter, Anlagen, Talente sechsfach verschieden, sind bei jedem anders. Und sieghaft und unerklärlich steigt hier und da aus bedrängten „Verhältnissen", aus Not und Lebenskampf das Genie empor, wie ein Stern, der einsam seinen Weg sucht und aus seiner Höhe die Nacht erleuchtet, die tief, tief unter ihm liegt.

Nicht die Verhältnisse führen den Menschen, sondern der Funke, der in seiner Seele glüht.

*

Die innere Verschiedenheit der Menschen, die Mannigfaltigkeit ihrer ursprünglichen Neigungen und Talente, die bunte Charaktermischung unter den Kindern ein- und derselben Familie — das alles gibt so viel zu denken. Warum ist das eine Kind gefügig und das andere zänkisch? Warum lernt das eine fleißig, während das andere am liebsten nichtstuend umherschlendert? Warum ist das eine voll feuriger Interessen, während das andere träumt? Warum sitzt der eine Knabe Sommer und Winter hinter den Büchern, während der andere mit gespanntem Interesse in der Werkstatt steht und mit Holz und Blech und Draht Maschinen konstruiert? Warum ist der eine still und schweigsam, während der andere in üppigster Fantasie Radamontaden erzählt und ein kleiner Münchhausen ist?

Wer auf alle diese Fragen die Antwort nicht findet, soll aufmerksam die Köpfe und die Gesichter der Kinder — noch mehr die Charaktere und die ausgereiften Gesichter der Erwachsenen studieren, und er wird bald die Unterschiede und die typischen Merkmale erkennen.

In ganzen Länderstrichen, bei ganzen Volksstämmen, findet man bestimmte Kopfformen und auch bestimmte Charakterzüge. Der Norddeutsche und der Süddeutsche unterscheiden sich im gesamten Körperbau. In Süddeutschland, insbesondere in Württemberg, sind Mittelhirn und Oberkopf stärker. Infolge-

deſſen herrſcht die Gefühlsſphäre vor, die religiöſen, romantiſchen, ſchwärmeriſchen Züge. Im Norden ſind Verſtand und Energie ſtärker.

Die Erziehung kann den inneren Anlagen günſtig oder nachteilig ſein, kann ſie entwickeln oder vernachläſſigen. Niemals aber wird ſie ein nicht vorhandenes Talent hervorzaubern können. Eine Stirn, die von den Muſen nicht geküßt wurde, wird nie den Lorbeer empfangen.

Mozart und Beethoven ſetzten ſchon als Kinder ihre erſten Eingebungen in Töne. Der Unterricht gab ihnen die Technik, nicht aber das Genie.

*

Die geiſtige Entwicklung ſchreitet mit der körperlichen einher und mit der Entwicklung des Gehirns. Der Geiſt iſt die von innen her bildende, plaſtiſche, göttliche Kraft. Er arbeitet an unſerer Perſönlichkeit. Er iſt wie eine leiſe anſchwellende Melodie, die mit einem Male beglückend oder erſchreckend ins Ohr dringt. Wie Waſſerroſen aus tiefem Seegrund wachſen und eines Tages leuchtend oder gefährlich-lockend auf dem Waſſerſpiegel liegen, ſo werden unſere geheimſten Seelenvorgänge zu Worten, Geſten und Formen.

Je ſtärker die ſeitlichen und hinteren Teile an einem Kopfe ausgeprägt ſind, deſto ſtärker wirken im Leben die Kräfte, die der Menſch mit dem Tier gemein hat. Das iſt geſchlechtliches und ſinnliches Fühlen, Angriffs- und Verteidigungskraft. Die griechiſchen Bildhauer gaben ihren Göttern und Helden hohe Stirnen. Bacchus und Silen aber werden bis auf den heutigen Tag mit dickem und wulſtigem Nacken gemalt. Unter den römiſchen Kaiſerköpfen iſt der edle, hochgeſtirnte Marc Aurel eine andere Welt, als der ſtiernackige und ſchmalſtirnige, gemeine Nero.

Gall fand — und dies alles iſt einwandfrei — daß in der Tierwelt mit der Zuſammenſetzung, der Kompliziertheit, dem Reichtum der Gliederung des Gehirns die geiſtigen Fähigkeiten zunehmen.

Er fand, daß der Menſch die höchſte Gliederung im Bau des Gehirns und der Nerven hat.

Der geſamte Schädel, von den Augen angefangen bis zum Nacken, iſt vom Gehirn ausgefüllt.

Der große Unterſchied zwiſchen Tier und Menſch iſt der, daß das Tiergehirn „faſt nur aus den in den Seiten- und hinteren Gegenden des Schädels gelegenen Teilen beſteht.“ Die vorderen Gehirnteile fehlen, und deshalb ſehen wir beim Tierkopf von den Augen an die zurückweichenden, „fliehenden“ Linien.

Der Kopf des Menſchen hingegen zeigt ſeine über die Tierform ſich erhebende Schönheit in den vorderen und oberen Stirn- und Kopfwölbungen. Und da kein Tier dieſe Formen aufweiſt, ſich aber der Menſch durch ſeine geiſtig-

erkennende und schöpferische Welt vom Tier unterscheidet, so darf die Plastik der oberen Stirn und des Vorderkopfes mit Recht als die gestaltende Kraft für die geistige und schöpferische Welt angesehen werden.

Bedeutenden Menschen ist diese Form gemeinsam. Es ist das physiognomische Wappen der Geistesfürsten. Plato, Aristoteles, Sophokles, Alexander der Große, Marc Aurel, Dante, Lionardo, Bacon von Verulam, Friedrich der Große, Goethe, Schiller, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Beethoven, Humboldt, Helmholtz, Richard Wagner, Gottfried Keller — sie alle hatten hohe und gewölbte Stirnen.

Ja, man kann behaupten, daß alle Menschen von großem geistigem Radius, alle Universalisten, auffällig große Köpfe gehabt haben. Das trifft zu bei Sokrates, Bacon von Verulam, Sully, Colbert, Galilei, Boerhave, Leibniz, Voltaire, Pascal, Montaigne, Friedrich dem Großen, Goethe, Humboldt, Helmholtz. Wohingegen man bei bedeutenden Spezialisten auf einem Sondergebiet, wie etwa bei Justus von Liebig, auch kleine Köpfe findet.

Gall hatte also die Einsicht, daß in den vielen durch Windungen gekennzeichneten Teilen des Gehirns ganz verschiedene Fähigkeiten liegen. Das ist sein großes und überragendes Verdienst. — Es bedeutet einen Wendepunkt von ungeheurer Tragweite in den wissenschaftlichen Anschauungen, eine ganz und gar neue Art und Weise der Betrachtung des Menschen.

Es ist also die Einteilung und die Gliederung, nicht aber die bloße Masse des Gehirns, die den Schwerpunkt der Gall'schen Lehre darstellt. Wie die Gehirne, die er untersuchte, verschieden waren, so unterschieden sich auch die Tiere untereinander und ebenso die Menschen. Der Biber, der Dachs, die Schwalbe sind Baukünstler in der Natur. Der Hund und das Pferd — obwohl in anderen Dingen intelligenter — sind es nicht. Der Adler lebt einsam, die Krähe immer nur in der Schar der andern.

Wichtig ist der Gehirn- und Schädelunterschied, den Gall z. B. bei den Fleisch- und Pflanzenfressern unter den Tieren fand. Die fleischfressenden Vögel und Säugetiere „haben eine beträchtliche und nach außen gewölbte Gehirnmasse, die sich in dem Schädel durch eine Erhöhung äußert, die bei den meisten Arten über dem äußeren Gehörgang liegt. Die pflanzenfressenden haben diese Wölbung nicht und daher auch nicht den entsprechenden Teil des Gehirns."

Der ausgereifte Körper und das vollentwickelte Gehirn zeitigen die größten geistigen Leistungen. Auf dem Höhepunkt der Kraft folgt langsam die Umkehr. Der Körper schrumpft, und das Gehirn schrumpft, und des Geistes Feuer brennen niedriger und in stilleren Flammen, bis sie leise verlöschen.

✲

Alte Original-Schädelzeichnung mit Bezeichnung der von Gall entdeckten geistigen Grundkräfte.

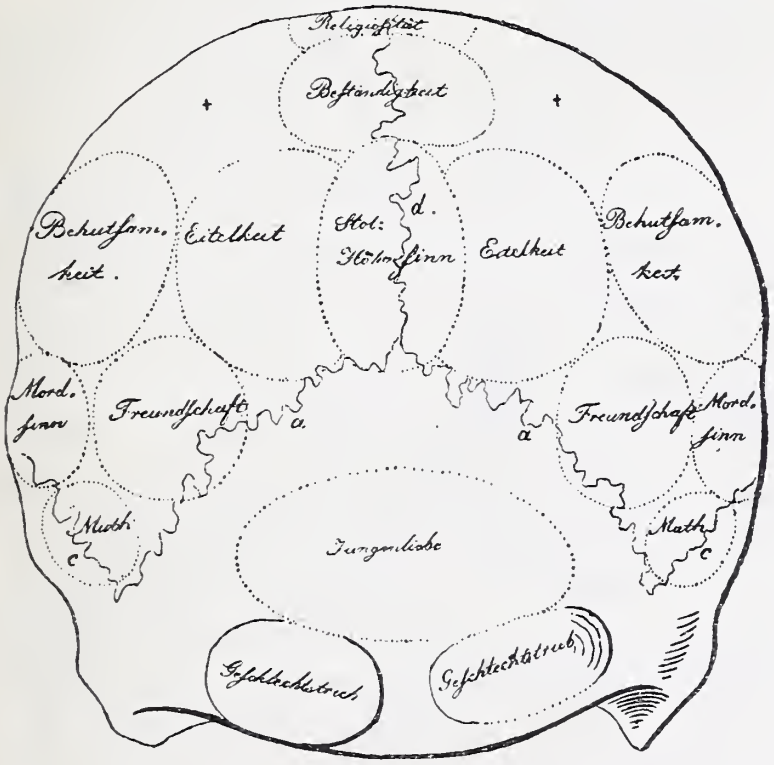


Fig. 3. Die 7 Sinne (=Organe) des Hinterschädels: Geschlechtstrieb, Jungenliebe, Mut, Freundschaft, Stolz, Eitelkeit, Beständigkeit.

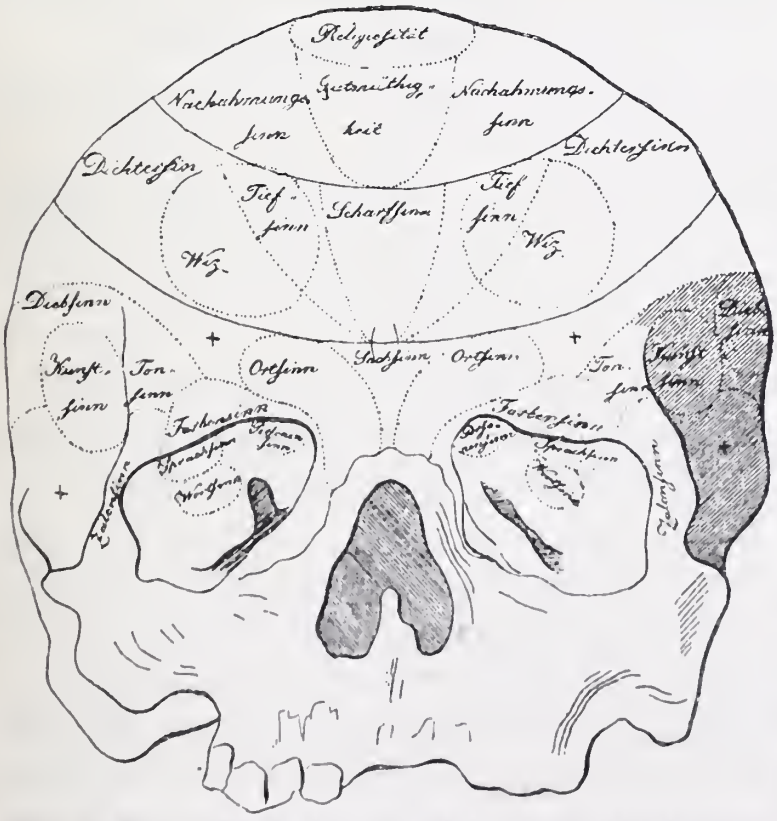


Fig. 4. Die 13 Sinne (=Organe) des Vorderschädels: Wortsinn, Sprachsinn, Tonsinn, Witz, Tiefsinn, Scharfsinn, Dichtersinn, Nachahmungssinn, Gutmütigkeit, Religiosität.

Gall hat mit einem hingebenden Fleiß und einer unvergleichlichen Überzeugungskraft ein gewaltiges Material zusammengetragen, um die Übereinstimmung von Seele und Gehirn zu beweisen und darzulegen, daß jeder Gehirnteil eine andere Seelenäußerung in sich trägt. Seine Befunde, die den Bau und die Verrichtungen im gesunden und kranken Körper betreffen, sind richtig. Aber was er lehrte, war reinster Materialismus. Und man kann den heftigen Widerwillen verstehen, mit dem noch heute weite Kreise sich gegen Gall und jegliche „Phrenologie" wehren.

Als der Kampf gegen Gall begann, verteidigte er sich mit bedeutendem Wissen und mit einer Fülle beweisenden Materials. Aber in seiner Lehre waren Wahrheit und Irrtum wunderlich gemischt. Er war in seine Gehirne geradezu verbohrt, versuchte alle geistigen Wunder in sezierten Gehirnen zu beweisen und dachte die ganze Schöpfung in einer einzigen anatomischen Formel aufzufangen.

Das mißlang. Denn er hatte, um mit Goethe zu re-

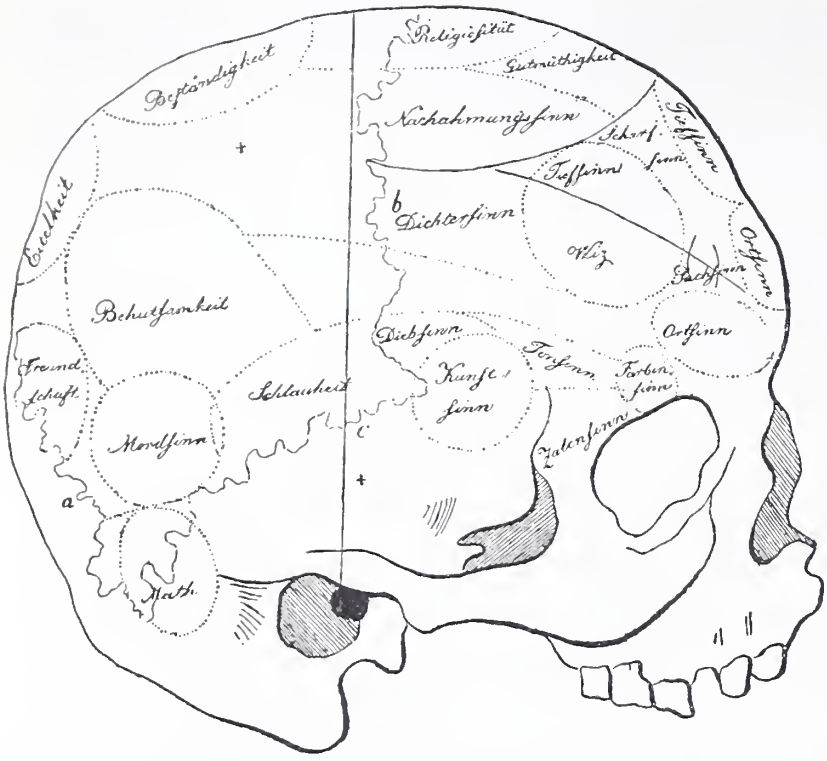


Fig. 5. Die 5 Sinne (=Organe) des Seitenschädels: Mordsinn, Schlauheit, Behutsamkeit, Kunstsinn, Diebessinn.

den, „die Teile in seiner Hand"; es fehlte leider das geistige Band.

Geistiges Leben tritt in der Natur nicht erst mit Nerven und Gehirn in die Erscheinung. Es äußert sich in der Form, in der Gliederung. Nerven und Gehirn sind seine höchstentwickelten Spezialorgane.

Der Gall'sche Satz, die geistige Kraft entspreche immer der Gehirngröße, ist nicht ganz unrichtig, aber in dieser summarischen Form auch nicht ganz richtig. Form und Feinheit der Gesichtsorgane, die Strahlkraft der Augen und die mehr oder weniger beseelten Linien des ganzen Körpers — das alles spricht mit. Gall hat sich selber in seiner Gehirnforschung den Erkenntnisweg verrammelt. Er war zu sehr Anatom und zu wenig Philosoph. Zu sehr Gelehrter und zu wenig Künstler.

Galls großes, vierbändiges Hauptwerk, 1810–19 in Paris zusammen mit Dr. Spurzheim herausgegeben, hat den Titel:

„Anatomie et Physiologie du système nerveux en général, et du cervau en particulier, avec les observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs têtes."

Es ist eine hingebende, ehrliche und hinreißende Verteidigung einer Idee, die inmitten großartiger Wahrheiten immerfort an ihrer eigenen Unzulänglichkeit leidet. Es ist eine materialistische Seelenlehre, die auf den heftigsten Widerstand stoßen mußte.

Der Mensch sträubt sich aus innerstem Instinkt gegen diese fürchterliche Bedingtheit, diese alle Hoffnung lähmende Abhängigkeit seiner Seele vom Bau des Gehirns. Der Mensch will nicht bloße Maschine sein. Er will nicht glauben, seine Seele sei eine bloße Mechanik von Menge und Struktur des Gehirns.

Galls emsige Gelehrsamkeit vergaß die Tür zu öffnen, die von den anatomischen Tatsachen des Gehirns hinausführte in das jubelnde Reich triumphierender Willensfreiheit. Ihm war Seele = Funktion des Gehirns. Zwischen Tier

und Mensch steckte er nur gradmäßige, nicht grundsätzliche Unterschiede. Nur der Bau des Gehirns, die Form des Schädels, unterschied sie voneinander, sonst nichts.

Die Vertreter der Kirche wehrten sich dagegen, daß die Seele einzig in's Gehirn eingesperrt werden sollte. Und der Kampf um Gall ist wohl bis heute noch ein Kampf zweier Weltanschauungen gewesen.

Gall übersah die beredte Sprache der Körperformen. Er verstand nicht, daß jede lebendige Linie einen Gedanken ausspricht. Er begriff nicht die Sprache eines Mundes, die verschiedenartigen Welten einer groben und einer zarten Hand. Er las nicht von einer gewölbten Männerbrust den Mut, von einem schönen Frauenkörper die holde Schönheit der Liebe ab. Nicht in zarten Gelenken das Feingefühl der Seele. Er wußte nicht, daß ein brennendroter Mund, der wie eine zuckende Wunde in einem Menschenantlitz steht, die Liebe zu körperlichem Begehren und die Sinnlichkeit zum Tyrannen über den Geist machen. Er ahnte nicht, daß die Seele überall in der Form lebensvoll atmet, daß sie überall ihr göttlich formendes Schöpferwerk tut, und sich nicht in's Gehirn einkapseln läßt. Das Gehirn ist nur Schaltwerk des Geistes, sein Instrument, die Austauschstelle, die geniale Mechanik der Seele.

Daß zwei Schädel vollkommen gleich geformt sein können und doch verschiedenen Charakter äußern, wenn des einen Nase kühn und heldisch-stolz, hochfahrend und herrisch — wie bei Danneckers berühmter Schillerbüste — aus dem Gesicht herausspringt, während des andern Nase schüchtern und eingedrückt — als sei sie scheu in sich selbst verborgen — nur ganz wenig sich vorwagt, dies ist eine Tatsache, die sich einschränkend quer vor die Gall'sche Lehre legt.

Und wie, wenn der Tod das Gehirn den Würmern preisgab und den Schädel höhlte? Wenn von des Menschen reichbeseelter, geistbeschwingter Existenz nur noch ein knöchern Gehäuse übrig blieb? Dann können auch wir — in der Menschenkenntnis — die Hamletfrage stellen: „Was grinsest du mir, hohler Schädel, her?" —

Wer wird sich unterfangen, aus dem Schädel allein den Charakter, den seelischen Menschen, zu rekonstruieren? Wir wissen auch im Tode noch viel von ihm; aber die Hauptsache wissen wir nicht. Zwei leere Augenhöhlen starren uns an, wo früher zwei Sterne im Daseinsjubel leuchteten, wo Tränen von der Erschütterung der Seele sprachen und die Liebe bettelnd, lockend und versprechend über errötende Wangen huschte?

In Schillers Totenmaske erkennen wir am Bau der gewaltig ausladenden Stirn die hochgewölbte, schicksalstragende Gedankenwelt, die das Dasein der Menschen aus dumpfen Niederungen empor zur Höhe riß. Wo aber ist in dieser Totenmaske das blaue, flammende Auge geblieben, das von der Himmelskraft sprach, die diesem kranken Manne gebot, das letzte Atom seines siechen Körpers

in die Ewigkeitswerte seiner Dichtung umzuschmelzen? Wo ist die trotzig vorgeschobene Unterlippe, die ihm die herrische Linie gab?

Fig. 6. Schillers Schädel.

Fig. 7. Schiller auf dem Totenbett.

Verrät Lionardo da Vinci's „Gioconda" im geheimnisreichen Lächeln und in der Sprache ihrer schönen Hände nicht unendlich viel mehr von der Weibeserfahrung und von dem lockenden Liebeswissen dieser Frau, als die Form ihres Kopfes?

Der Künstler im Menschen kam bei Gall zu kurz.

Gall schuf den Absolutismus des Gehirns und machte alles Körperliche zum Untertanen. Wir aber erkennen die beseelte Herrlichkeit des ganzen Körpers. Mutterliebe sitzt nicht nur — wie Gall lehrte — im Kleinhirn. Sie wohnt auch im Bau der Hüften, in Mund und Augen. Und die eigentliche Schönheit der Seele, ihre Güte, der schenkende Reichtum ihrer Liebe, ist wohl nirgendwo in den Windungen des Gehirns erkennbar, wohl aber in der zarten Fülle und der strahlenden und duftenden Weichheit des Gewebes an einem blühenden Frauenkörper.

In der Musik ergänzen sich Komposition und Instrument. Den Wert des Instrumentes macht die Bauart und die Uebung. Beethoven klingt auf einem Steinway-Flügel reicher und voller als auf einem Spinett. Und Joachims Geige in Professor Klinglers Hand macht, daß die Meister in ihren Gräbern lauschen.

In der Natur ist Gott der große Komponist. Seine herrlichste Komposition ist der Menschenkörper, ist die in den Körperformen geschriebene Sym-

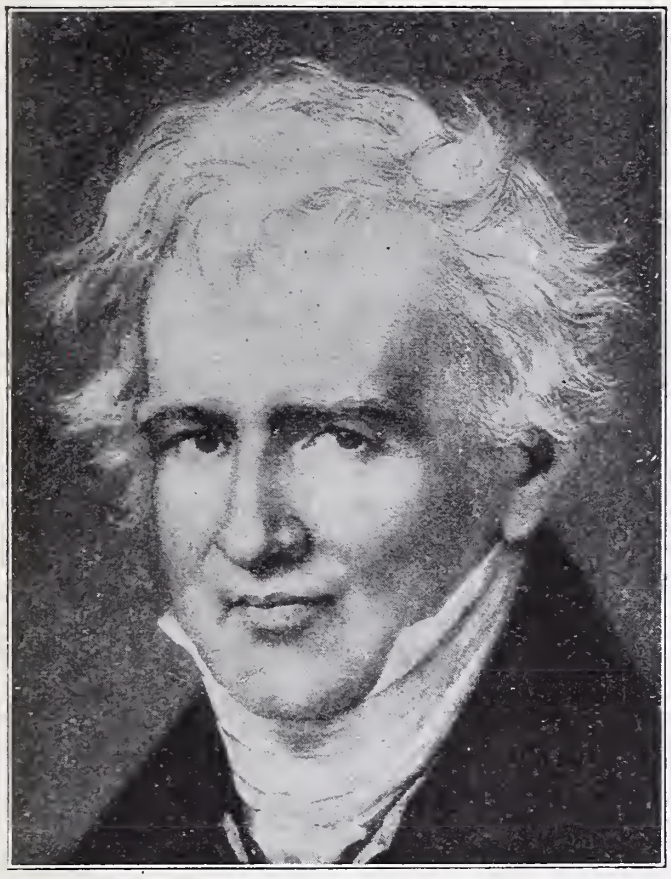


Fig. 8. Alexander v. Humboldt.
Umfassendes, kosmisches Denken und Wissen in der hohen, breitgewölbten, schöpferischen Stirn. Universaler Kopf. Reiche Gefühlswelt in den schönen und edlen Gesichtszügen.

phonie der Menschenseele. Das Gehirn ist das Instrument, das Orchester, das sie darstellt. Das Verhältnis zwischen Kopf und Körper entscheidet. Sind beide schön und edel, wie es bei Goethe (Fig. 10) war oder bei Alexander von Humboldt (Fig. 8) oder bei dem herrlichen Schauspieler Adalbert Matkowsky (Fig. 9), der an den Flammen seiner eigenen glühenden Seele verbrannte, so entsteht ein Menschenleben, das im Empfinden und im Ausdruck reich und edel ist.

Ist der Körper schön, der Kopf aber unbedeutend, so findet die Melodie des Lebens, die der Körper

Fig. 9. Adalbert Makowski.
Einstmals berühmtester Heldenspieler des Berliner Königlichen Schauspielhauses. Glutvoller Künstlerkopf. Wort- und Schönheitssinn im sprühenden Auge. Heißblütige, lebensvolle Seele. Reiche Phantasie im lockigen Haar. Ein dämonisch schöner Kopf.

singt, nur wenig eignen Ausdruck. Ein bedeutender Kopf aber auf schmächtigem und kümmerlichem Körper spielt meisterhaft und bis zur Erschöpfung die unvollkommene Melodie des eignen Lebens. Er spielt auf Kosten seiner Kraft. Sein Geist ist rast- und ruhelos; denn er ist — um mit Goethe zu sprechen — wie der Seidenwurm, dem du das Spinnen nicht verbieten kannst, „wenn er sich schon dem Tode näher spinnt." —

*

So hat Schiller sich dem Tode näher gesponnen. Sein Wundergespinst ist seine göttlich schöne Dichtung. Eine glühende, heldisch-

Fig. 10. Joh. Wolfg. v. Goethe. Herrliche Modellierung von Kopf und Gesicht. Große, ausdrucksvolle Gesichtsorgane; deshalb starkes Ausleben der wunderbaren Innenwelt. Das reiche Gedankengebäude bleibt nicht Theorie, sondern wird lebensvolle Wirklichkeit.

große, stürmende Seele zehrte den siechen Körper auf. In seiner Brust minierte mit leisen Stichen der Tod. Der arme Körper vermochte nicht genug Material in das Flammenfeuer dieses Geistes zu werfen. Er wußte, daß er ein vom Tod Gezeichneter war. Aber „verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen . . ."

Gall war kein Künstler. Aber er ist ein Eckstein im Gebäude wissenschaftlicher Seelenforschung. Die von ihm gefundenen Tatsachen sind seitdem die naturwissenschaftliche Grundlage für die Psychologie und die Charakterforschung. Er war ein glänzender Anatom, ein einzigartiger Beobachter, ein unermüdlicher Sammler, ein hingebend treuer Mensch, ein Gelehrter im edelsten Sinne des Wortes. Er hat die Wissenschaft vom Menschen mehr bereichert, als ein paar Dutzend Gelehrter auf anderen Gebieten.

*

Spurzheim, Combe, Scheve.

Gall stellte insgesamt 20 Grundkräfte des Seelenlebens fest, die von seinem Schüler und getreuen Mitarbeiter Dr. Spurzheim auf mehr als dreißig ausgedehnt wurden.

Auch Dr. Spurzheim war Arzt. Er war weniger der große und originale Forscher und Bahnbrecher, sondern mehr der hingebende und begeisterte Jünger, der gewandte und geschickte Pionier. Dabei war er ein durchaus selbständiger Kopf, den Gall voller Achtung zu all seinen Arbeiten heranzog. Und er verband mit seinen wissenschaftlichen Fähigkeiten eine überzeugende Beredsamkeit und eine gewinnende, einnehmende Persönlichkeit.

Damit hatte die neue Lehre einen glänzenden Verteidiger gefunden. Spurzheim verzichtete darauf, sich mit den verbohrten Oesterreichern herumzuschlagen,

die nur in Scheuklappen denken durften. Er verzichtete auch darauf, im Kampf um diese neue Lehre in Deutschland die Pöbeleigenschaften der Gelehrten: Haß, Neid und Mißgunst zu wecken, mit denen sie cynisch und hohnlachend über Gall hergefallen waren. Er wandte sich nach England und Amerika — dort nahm der offene, praktische Sinn der Menschen die Gall'sche Lehre mit allergrößtem Interesse auf. Und Dr. Spurzheim, der begeisterte Jünger Galls, der von des Meisters Vertrauen und vom Verständnis der Zuhörer begleitet war, hatte sehr große Erfolge.

In Gall's großem Werk begegnen uns die Worte „Craniologie" und „Cranioskopie". Das ist die „Lehre vom Schädelbau". Er selber nannte aber seine Lehre mit Vorliebe „Organologie". Denn sie hatte mehr mit der Gliederung des Gehirns als mit dem Schädel zu tun. Das bis heute gebräuchliche Wort „Phrenologie" ist in England geprägt worden, wo es noch heute die Sache kennzeichnet.

Dr. Spurzheim's feinfühligere Natur vermied auch die groben und rücksichtslosen Angriffe, die sich der materialistische Gall mehr als einmal gegen die Anhänger einer metaphysischen Weltanschauung zu Schulden kommen ließ.

Dr. Spurzheim brachte das ganze geistige England in Aufregung. Die Gelehrten waren sachlich, ließen sich durch Spurzheims Gehirnsektionen überzeugen und taten die Sache nicht mit faulen Witzen ab, wie es nach Gall's Fortgang in Deutschland geschehen war.

1820 wurde in Edinburg in Schottland eine „phrenologische Gesellschaft" gegründet. Von dort breitete sich Dr. Spurzheims Ruhm über ganz England aus, sodaß im Jahre 1832 die meisten Professoren der altberühmten Universität Cambridge seine Vorträge besuchten. Nicht lange nachher ist Dr. Spurzheim auf einer Vortragsreise in Nordamerika an Ueberanstrengung gestorben. Vier Jahre nach Galls Tod trug man ihn zu Grabe.

Aber die Lehre ging nicht unter. In zweier hervorragender Männer Händen lebte sie weiter. In England war es Prof. Dr. med. George Combe aus Edinburg, der mit medizinisch-wissenschaftlichen Waffen — besonders als Anatom — und mit rednerischer und schriftstellerischer Gewandtheit für Galls Entdeckungen stritt.

In Deutschland hat sehr lange Jahre hindurch Dr. med. et jur. et phil. Gustav Scheve in zahlreichen öffentlichen Vorträgen hingebend und wahrhaft selbstlos für die Gall'sche Lehre gestritten. In seinen „Phrenologischen Reisebildern" haben wir ein Dokument seiner Arbeit und seiner Kämpfe. Wir erfahren von den neidvollen und höhnischen Angriffen, denen Dr. Scheve ausgesetzt war, bis ihn ein Angriff des damals allmächtigen Professors Dr.

Bock in der bekannten „Gartenlaube" in den Augen der Gebildeten unmöglich machte.

Bock ist der Verfasser des Buches „Vom gesunden und kranken Menschen", das heute nur noch in den Bücherschränken rückständiger Bürger ein beschauliches Dasein fristet. Es wimmelt von Irrtümern, die Bock den Autoritäten nachbetete, und über die wir heute lächeln. Sein wissenschaftlicher Ueberfall auf Scheve war zynisch und oberflächlich. Das riesige Material und die ganze große Lebensarbeit Galls wurden mit einem überlegenen Lächeln und mit ein paar ganz faulen Einwänden zur Seite geschoben. Von einer Nachprüfung war gar keine Rede.

Bock selber war ein interessantes Objekt Gall'scher Beobachtungsweise. Bei seiner niedrigen Stirn und der massiven Fülle des unteren Gesichtes fehlte ihm jeder schöpferische Gedanke, ja, alle Fähigkeit, groß und erhaben zu denken und etwas wahrhaft Großes bewundernd zu begreifen. Er war schwerer Alkoholiker, und ob sein Gehirn überhaupt noch im Stande war, die Größe der Gallschen Leistung zu erfassen, darf man bei den bekannten Wirkungen des Alkohols allen Ernstes bezweifeln.

Nachdem auch Virchow weidlich auf Gall herumgetrampelt, entstanden dem Vielgeschmähten zwei ritterliche Verteidiger. Der eine war der vor einigen Jahren verstorbene Leipziger Nervenarzt Dr. Möbius, der auf der Grundlage der Gall'schen Lehre eine gänzlich neue nervenärztliche und psychologische Betrachtungsweise begann und in dieser Richtung eine ganze Reihe von Schriften veröffentlichte.

Sein Buch „Ueber den mathematischen Sinn" eröffnete den Reigen. Er selber war der Enkel des berühmten Mathematikers Möbius, in dessen Gesicht ihm stets die starke Verdickung am äußeren Ende der Augenbrauen aufgefallen war. Er fand diese Verdickung an den Köpfen aller großen Mathematiker und kam durch diese merkwürdige Tatsache auf die Lehre Galls.

Seine Bücher über Goethe, Napoleon I. sind nicht durchweg genießbar.

Aber Möbius hat als ehrlicher Mann auch in der Wissenschaft eine Lanze für den toten Gall gebrochen, und das bleibt ihm unvergessen.

Der im Winter 1920—1921 verstorbene berühmte Baseler Physiologe Professor von Bunge, als Mensch und als Gelehrter gleich verehrungswürdig, anerkannte schon 1905 in seiner bedeutenden zweibändigen „Physiologie des Menschen" die großen wissenschaftlichen Verdienste Galls. Er stellte vor aller Welt fest, daß der Entdecker des Sprachzentrums, der sogenannten „Broca'schen Windung", nicht Broca, sondern Gall war. Er bezeichnet Gall als einen „ausgezeichneten Gehirnanatomen", der „zuerst klar erkannt hat, daß die weiße Hirnsubstanz durchgehend aus Leitungsfasern zusammengesetzt ist."

Ja, er sagt: „man steht staunend vor Galls Leistungen still. Sollte sich auch ein großer Teil seiner Angaben als irrig erweisen, so würde doch noch so viel übrig bleiben, daß damit eine ganze Reihe von Gelehrten sich Unsterblichkeit erwerben könnte." Er bezeichnet die Lebensschicksale Galls als ein für alle Zukunft „lehrreiches Beispiel dafür, welcher Grad von Gemeinheit erreicht wird, wenn der Neid der Fachgenossen und der Haß der Pfaffen sich zusammentun, einen genialen bahnbrechenden Forscher klein und verächtlich erscheinen zu lassen".

In der Einleitung zu seinem großen, nach viel Kämpfen und Bitternissen in Paris entstandenen Werke tröstet sich Gall selber damit, daß sein Schicksal nichts neues sei. Pythagoras wurde aus Athen verjagt. Sokrates mußte den Schierlingsbecher trinken. Galilei wanderte noch mit 70 Jahren in's Gefängnis, weil er sagte, die Erde stehe nicht still — sie drehe sich. Vor 300 Jahren wurde Harvey wegen seiner Lehre vom Blutkreislauf verlacht. Und heute verlacht man Jezek, der das Gegenteil behauptet. Von Linné und Buffon wurde gefürchtet, daß ihre Lehren die Religion stürzen müßten. Ist die Religion nicht stark genug, die Erforschung der Natur zu ertragen? Rabindranath Tagore sagt: „Eine Wahrheit ist weder gut noch böse; sie ist einfach wahr".

Die Schriften des Aristoteles wurden einmal zum Feuer verurteilt und später die des Descartes von der Universität Paris verbrannt.

Christoph Columbus entdeckte Amerika und wurde bei der Rückkehr in Ketten gelegt. Er ist gestorben — arm an Leib und Seele, verbannt, verraten und verhöhnt. Gutenberg starb in bitterer Armut, Savonarola und Johann Huß wurden verbrannt, der eine in Florenz, der andere in Konstanz. Victor Hugo wohnte zwanzig Jahre in der Verbannung. Einer der größten Schriftsteller der Welt, Miguel Cervantes, hat die Hälfte seines Lebens im Gefängnis zugebracht. Von Dank hat die Menschheit selten etwas gewußt.

Man kann eine Wahrheit niederschreien, und die wissenschaftlichen Auguren können sie belächeln. Aber die Wahrheit stirbt weder an der Dummheit der Masse noch an der Superklugheit der Gelehrten. Galls Name wird leben, wenn nach denen, die ihn schon zu Lebzeiten begraben wollten, kein Hahn mehr kräht.

*

Carus.

Die Gall'sche Lehre war in all ihrer Größe, all ihrer umwälzenden Neuheit unvollkommen. Gehirn und Schädelbau hatten Wege in ganz neue Welten gezeigt. In neues Land stießen die Anthropologen, die Psychologen, die Ärzte, die Erzieher, vor.

1852 erschien eins der geistvollsten und bedeutendsten Werke, eine wahre Fundgrube menschenkundlichen Wissens. Es heißt „Symbolik der menschlichen Gestalt". Sein gelehrter Verfasser ist Dr. Karl Gustav Carus, weiland Leibarzt des Königs Johann von Sachsen. 1858 erschien — bei F. A. Brockhaus in Leipzig — die zweite Auflage. Seitdem ist das hochbedeutende Werk leider gänzlich vergriffen.

Carus war als Arzt, als Anatom und Physiologe gleich bedeutend. Er stand mit Goethe in persönlichen und lebhaften brieflichen Beziehungen. Denn seine morphologischen Arbeiten erregten das größte Interesse Goethes. Die „Symbolik" ist ein geistvoller Versuch der Enträtselung der Körperformen. Das Buch öffnet uns die Augen für die Formensprache des Körpers. Aber der Begriff der „Symbolik" geht hier sehr tief in das Gebiet des wissenschaftlich-physiologischen hinein. Die äußere Form des Schädels wird in höchst intelligenter und überzeugender Weise aus der Entwicklung des Gehirns abgeleitet. Das Werk gibt dem wissenschaftlich gebildeten Leser reichste Anregung. Es befriedigt das Bedürfnis nach den innersten Zusammenhängen. Es geht mit der Ueberlegenheit eines bedeutenden Kopfes an die Menschenkenntnis heran. Und obwohl Carus mit der Gallschen Lokalisationslehre böse umspringt, ist sein Buch doch schließlich eine ungewollte und darum umso glänzendere Rechtfertigung der Feststellungen, die Gall gemacht hat.

Fig. 11. Dr. Carl Gustav Carus.
Geheimer Medizinalrat und Professor. Hofarzt des Königs Johann von Sachsen. Präsident der Akademie der Wissenschaften. Berühmter Verfasser des Buches „Symbolik der menschlichen Gestalt." Leipzig 1852.

Carus „Symbolik" ist durch ihre Logik, ihre Wissenschaftlichkeit, ihre weitgefaßten und überlegenen Gesichtspunkte eins der schätzenswertesten Bücher; und man empfindet schmerzliches Bedauern, daß es im Buchhandel so spurlos verschwand.

✲

Karl Huter.

Gall dringt heute schrittweise, aber sicher in alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens ein. Denn Wahrheiten sterben nicht. Täten sie es, so wären es nicht Wahrheiten. Niemand vermag sie aus der Welt zu drängen. Dem Wahrheitshelden entstehen Mitstreiter. Und fällt er im Kampfe, so tragen sie kämpfend den Schild des Gefallenen weiter.

Zwei Männer trugen die Menschenkenntnis hinaus über die in der Gallschen Lehre liegende Stockung. Der eine war Dr. Gustav Carus, der andere Karl Huter.

Daß Huter Künstler war und nicht Wissenschaftler, liegt im Wesen der Menschenkenntnis. Er ist darum nicht weniger „kompetent", sondern mehr. Denn Menschenkenntnis ist das Wissen von der beseelten Form. Und ich selber lehne es ab, der Wissenschaft die eigentliche und letzte Zuständigkeit in dieser Frage zuzuerkennen. Die verschämte Reverenz des Künstlers vor der erhaben lächelnden Wissenschaft ist mir eine unwürdige Geste. So wenig ich die Gallsche oder irgend eine andere Physiologie des Gehirns als letzte Weisheit vom Wesen des Menschen anerkennen kann, so wenig kann ich meine Empörung verbergen vor der Anmaßlichkeit der Medizin, wenn sie sich als letzte und unwiderrufliche Instanz aufspielt in der Kritik der Menschenkenntnis, also in seelischen und künstlerischen Menschheitsfragen.

Die Künstler-Menschenkenner Michel-Angelo, Lionardo, Raffael, Dante, Shakespeare, Goethe, Gottfried Keller, Rodin, standen über dem anatomischen Menschenkenner Gall. Und Max Klinger läßt uns in seinem reifsten Werk die ringende Qual und die einsame Größe Beethovens — der auf güldenem Sessel in Wolken thront, höher als der den Felsen umklammernde Adler sie zu erfliegen vermag — erschütternder begreifen, als alle Gehirnanatomie es je und je vermöchte.

Dem Künstler reiche ich ehrfürchtig die Palme.

Alle Wahrheit trägt im tiefsten Grunde nicht wissenschaftliche, sondern künstlerische Prägung. Der Natur ist in ihren letzten und größten Fragen nicht mit dem Verstand, sondern einzig mit der Seele, also künstlerisch, beizukommen. Und das Genie ist — auch in der Wissenschaft — in seinen höchsten Leistungen nicht Denken, sondern das visionäre Schauen und ahnende Empfangen einer im Kosmos ruhenden, weitgespannten Seele.

*

Karl Huter trat mit großen künstlerischen Kräften und bedeutender wissenschaftlicher Veranlagung das Erbe Lavaters, Galls, Spurzheims und aller anderen Menschenkenner vor ihm an. Er war ein merkwürdiger und bedeuten-

der Mensch. Eine geniale Linie war nicht zu verkennen. Sein Jugendbildnis zeigt große Schönheit, reiches Gefühlsleben und seltene Fähigkeiten. Als Künstler (Porträtmaler) besaß er zugleich hervorragende Anlagen zur Naturwissenschaft. Es lag etwas Universales in seinem eindrucksvollen Kopf und in seiner hochgewölbten Stirn, die sich — namentlich in späteren Jahren — wie ein weißer Schild über seinem Gesicht erhob.

Huter übersah in der Tat das riesengroße Gebiet der Menschenkenntnis vollkommen. Es war, als ob alle seitherigen Gedankengänge in ihn mündeten. Er war Lavater und Gall in einer Person, d. h. in dem, was sie anstrebten, nicht in dem, was sie waren und konnten. Er gedachte den gesamten Kosmos zu packen und in seiner Lehre, in seinem Werk, zu vereinigen. Mit seinem Namen sollte — wie mit Christus — ein neues Zeitalter beginnen, das Zeitalter der „Kallisophie", der Schönheitslehre.

Fig. 12. Karl Huter.
Gestorben 1912. Verfasser zahlreicher Werke über Menschenkenntnis. Bedeutende Denkkräfte. Universaler Kopf.

Man darf nicht daran zweifeln, daß es Karl Huter in seinem Werk heiligster Ernst damit gewesen ist, „der Wahrheit und der Schönheit das ganze Sein" zu widmen, wie er unter eins seiner Bilder schrieb. Aber eins muß zur Kennzeichnung dieses seltsamen Mannes gesagt werden: an Bescheidenheit hat er nicht gelitten!

In den Jahren 1904—06 erschien im Selbstverlag zu Detmold, wo er eine kleine Heilanstalt besaß, sein Hauptwerk: „Menschenkenntnis durch Körper-, Seelen- und Gesichtsausdruckskunde". In rascher Folge erschien eine ganze Reihe kleinerer Schriften.

Huter trat sehr früh schon mit Vorträgen an die Öffentlichkeit. Er hatte großen Erfolg und verstand es, sich in Szene zu setzen. Die einen nahmen ihn gläubig hin, die andern lehnten ihn kritisch ab. Das spricht weder für noch gegen ihn. Denn es ist das ewige „Hosiannah" und „Steiniget ihn" der Masse.

Sein menschliches Charakterbild schwankt in der Geschichte. Wir wollen ihn nicht richten. Die Schwächen seiner Menschlichkeit hat mit seinem 1912 erfolgten Tode eine ewige gütige und verzeihende Hand von ihm genommen.

Aber vielleicht hat er gerade um der eigenen Zwiespalte willen die anderen begreifen können. Licht ist immer nur am Ende des Schattens. Was wir „Sünde" nennen, ist oft nur die elementare Kraft der Erde, die in uns in den Ketten klirrt. Und wem die Kraft fehlt, der hat sie manchmal weder zum Bösen noch zum Guten.

Ich glaube, daß die Jahre uns erst zu Huters Wirken die nötige Distanz geben werden, damit wir aus dem bunten Aufputz seines Lebens seinen Kern herausschälen können.

Wie sagt Wallenstein? „Hab ich des Menschen Kern erst mal erkannt, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Huters Kern war gut und groß. Er war voller Bewunderung und Hingabe für die Sache der Menschenkenntnis, der er sein ganzes Leben weihte. Aber so hoch er auch diese Sache stellte, er wuchs von allem Anfang an in seinem krankhaften Selbstbewußtsein noch weit höher. Er setzte sich selber auf einen Thron. Er errichtete sich selber einen Altar, vor dem er allen Großen des Menschengeschlechts — von Buddha und Christus bis zu Kant und Schopenhauer — nur eine knieende Stellung zuwies.

Ich selber lernte ihn Ende des Jahres 1911 kennen. Er war in recht mißlichen Verhältnissen, die er sich selber geschaffen hatte. Mein Gesamteindruck ließe sich in die Worte Ophelias bei Hamlets Fortgang zusammenfassen: „oh welch ein edler Geist ward hier zerstört!"

Seine lawinenartige Redseligkeit wälzte sich über uns. Der Schwall seiner weitschweifigen Philosopheme erdrückte uns. Ich hörte in dem lähmenden Wust seiner Worte das Hämmern an seinem selbstgezimmerten Thron.

Der Eindruck einer maßlosen und chaotischen Natur, den ich von ihm empfing, verstärkte sich in seinem großen Werk „Menschenkenntnis".

Es hat 5 Bände, die füglich auf 2 hätten zusammengedrängt werden können. Das Werk ist chaotisch und maßlos. Es zeigt die Fülle der Gesichtspunkte in der gedankenschweren Stirn, aber auch die ungebändigte Persönlichkeit.

So war er: ungebändigt. So war sein Leben, und so ist sein Werk.

Er hat von frühester Jugend an gelesen. Er hatte einen Kopf wie ein Straußenmagen. Wälzte ungeheure Folianten und türmt in seinem Werk geradezu zyklopisch allerlei Wissensgebiete aufeinander. Er türmt und türmt. Und wenn er glaubt, daß es eine weithin sichtbare Höhe erreicht hat, dann schreibt er überall mit Riesenlettern drauf: K a r l H u t e r.

Denn das ist nun das Tatsächliche an Huters großem Werk: es ist Wust, ist Chaos, ist der krankhafte Trieb, alles zu wissen, alles zu sagen und alles — mit dem eignen Namen zu schmücken. Das biologische, embryologische, physikalische und chemische Material ist mit einer grandiosen Geste — abgeschrieben. Aus wissenschaftlichen Werken! Nur ist die Trennung zwischen Eigenem und Fremdem nicht säuberlich genug ersichtlich.

Gewiß dient das alles seiner großen Liebe: der Menschenkenntnis. Nur ist es zu sehr ein Paraderitt im Kostüm — der Andern. Von einem System, einem methodischen Aufbau, von einer wissenschaftlichen Ordnung der Gedankengänge ist keine Rede.

Vielleicht hätte Huter bei seiner starken Intuition ein bedeutender Physiologe werden können, wenn ihm nicht der geordnete Studiengang und das experimentelle Arbeiten gar zu sehr gefehlt hätten. Denn seine Hauptverdienste, in denen er Gall ganz bedeutend ergänzt, liegen auf dem Gebiete der Physiologie. Er war es, der neben Kraft und Stoff in die Naturwissenschaft die — im Zellkern sitzende — Empfindungsenergie einfügte. Eine strahlende Kraft, die er je nach ihrem Strahlenzentrum Helioda oder Medioma nennt.

Huter besaß einen außerordentlichen Blick für die gesundheitliche Körperbeschaffenheit und ihre Erkennung im Gesicht, in den Halspartien, den Händen, in der Struktur und der Strahlung der Haut, in Lage und Beschaffenheit des Haares. Ihm war bekannt, daß jede einzelne Stelle, jedes innere und äußere Organ des Körpers eine ganz bestimmte repräsentative Stelle in der Region von Hals und Kopf hat, an der man seine Beschaffenheit und seinen Grad von Gesundheit oder Krankheit erkennen kann.

Von all dem sagte Gall nichts. Huter brachte deshalb eine ganz bedeutende Erweiterung der Menschenkenntnis seit Gall. Sein persönliches Können auf dem Gebiete der Psycho-Physiognomik war außerordentlich. Er verstand praktisch weit mehr, als er in seinem Buche darstellte. Denn seine eigentliche Darstellung der Menschenbeurteilung ist ziemlich kümmerlich, zudem ganz unmethodisch. Sie drängt sich im 5. Bande seines großen Werkes auf engem Raum zusammen, und man kann streckenweise darin keinerlei Zusammenhang finden mit dem aufgetürmten wissenschaftlichen Material der ersten Bände.

Das Werk ist reich an Hypothesen. Aber arg mangelt es ihm an zuverlässigem Bildermaterial. Die praktische Seite ist durchaus vernachlässigt. Die ungezügelte, weitschweifige, undisziplinierte Art des Verfassers hat aus dem großzügig angelegten Werk eine unwissenschaftlich-wilde Steppenreiterei werden lassen. Man bewundert die Kühnheit des Reiters. Man spürt das Ziel und erblickt es manchmal in der Ferne im aufleuchtenden Sonnenstrahl. Er jagt

vorbei an Schönheiten und Wundern, die er uns sehen läßt. Er macht alle Götter lebendig, ruft die Großen der Menschheit in ihren Gräbern auf. Er läßt ein Diorama der Schöpfung vor unseren Augen abrollen. Aber wenn wir meinen, wir wären mit ihm am Ziel, wirft das Roß schweißtriefend vom wilden Ritt den Reiter ab, der ohne Zaum und Zügel ritt.

So sah ich Huter nicht lange vor seinem Ende. Das Pferd des Lebens, das er zügellos ritt, hatte ihn abgeworfen.

Huters größtes Verdienst, zugleich seine einheitlichste Leistung, ist seine sogenannte Naturelltypenlehre. Die uralte, schon von Aristoteles festgehaltene Einsicht, daß aus den drei Grundelementen Ernährung, Bewegung, Empfindung (= Stoff, Kraft, Geist) drei individuell betonte Menschentypen werden, hat durch Huter eine eindringliche Darstellung erfahren. Sein psychologischer Weitblick und seine ganz bedeutenden physiologischen Anlagen haben ihn dabei unterstützt.

Huter kannte seine Grenzen nicht. Er hielt sich für den wiedergeborenen Messias. Er zeichnete Welt- und Zukunftsbilder mit dem großartigen Leichtsinn des Dilettanten in der Philosophie. Er war geborener Naturwissenschaftler, aber philosophisch eine autosuggestive Schwärmernatur.

Seine Ansichten über die Liebe und die Ehe sind Humbug. Sie kamen aus seiner eigenen Natur, die auch im persönlichen Leben die Steppenreiterei liebte. Die allertiefste Erkenntnis der Menschennatur, wie sie das Christentum besitzt, war ihm verschlossen und fremd. Er war nicht bescheiden genug durch die Schule der Großen gegangen. Und darum fehlte ihm und seinem Werke das, was die Schönheit alles wahrhaft bedeutenden Schaffens ausmacht: die Verinnerlichung.

Huter ist tot. Und mit ihm starb seine Eitelkeit. Der Mantel menschlicher Schwächen fiel von ihm ab. Meine Kritik schmäht nicht den Toten, der das Banner der Menschenkenntnis mit hochgeschwungenen Händen durch sein Leben trug. Sie war sein Ideal, seine Kraft und sein Glaube. Ihr hat er gedient mit heiliger Begeisterung. Und dieser seiner Lebensaufgabe gegenüber gilt für ihn das Bibelwort: „Er war getreu bis in den Tod".

*

Robert Burger-Villingen.

Gall sowohl wie auch Huter hinterließen in ihren Werken jeder ein Torso. Stückwerk war es, so sehr auch Huter die Zusammenfassung des Ganzen anstrebte. Eine schmerzliche Lücke blieb: das Gesicht. Und seltsam war es, daß beide hier versagten. Gall sagte gar nichts über das Gesicht, und Huter wenig Genaues, wenig Eingehendes.

Lavater hatte sich mit der Physiognomie beschäftigt, aber nur in allgemeinen gefühlsmäßigen Betrachtungen, in mystisch-pietistischen Schwärmereien. Darwin hatte die seelischen Ausdrucksbewegungen bei Mensch und Tier studiert, Piderit sich mit der Mimik der Gesichtszüge beschäftigt. Niemand von allen hatte eine Regel, ein System, ein Gesetz hineingetragen.

Dies Gesetz erklärte Burger. Eine einheitliche Idee, die allen Gesichtsorganen zu Grunde liegt.

Gall, Spurzheim, Combe, Scheve waren die Anatomen der Menschenkenntnis, Huter ihr Physiologe; aber Burger wurde ihr Mathematiker. Er rückte die Menschenkenntnis in eine allen sichtbare Perspektive. Er förderte ihre Lehrbarkeit.

Vergleicht man Huter mit Burger, so erscheint Huter zweifellos als der größere. Er ist der umfassendere, der genialere. Aber Burger ist in seinem Werk „Geheimnis der Menschenform" (Selbstverlag, Berlin W) wohltuender, nüchterner. Huters Werk ist maßlos. Er war eine vulkanische Natur, war auch mit seinem Tode nicht erschöpft. Sein Herz glühte, und seine sterbende Hand noch zeichnete ungeheure Pläne.

Burger ist begrenzt. Er ist in sich fertig. Ist Anfang und Ende. Man übersieht alles mit einem Blick. Er befriedigt durchaus nicht überall das Bedürfnis des wissenschaftlich denkenden Lesers, wie es in ganz einzigartiger Weise Dr. Carl Gustav Carus tut, der in den Gedankengängen vorbildlich ist. Das Physiologische mangelt stark. Auf Begründungen vermag sich Burger darum nicht einzulassen. Auch ist seine Sprache nicht von besonderer Anschaulichkeit, und oft wird es ihm in seinem Werke „Geheimnis der Menschenform" ungemein schwer, etwas kurz, prägnant und bildhaft auszudrücken.

Das Bildermaterial des Buches ist zum Teil verfehlt, und in den historischen Persönlichkeiten nicht immer zuverlässig.

Aber doch ist gerade durch Burger, trotz des Mangels an psychologischen und physiologischen Begründungen, die praktische Menschenkenntnis ganz bedeutend gefördert. Denn Burger hat das reiche Material in bestimmte Charaktergrundrisse gebracht. Es ist Ordnung und Plan hineingekommen. Und er hat von einem hohen Idealismus aus, getragen von der eigenen sittlichen Persönlichkeit und einem hochrassigen Denken, in der Menschennatur das ewig-wertvolle und das alltäglich-niedere auseinandergehalten.

Burger hat die Gall'sche Schädellehre restlos in sein System übernommen. Auch die Dreiteilung von Geist, Seele, Körper wurde schon von Lavater sehr eingehend dargestellt.

Auch ist Burger nicht der erste, von dem wir etwas über Augen, Nase, Ohren, Mund, Kinn usw. erfahren. Bedeutendes und Zuverlässiges darüber

haben Aristoteles, Galenus, Albertus Magnus, im 16. Jahrhundert Dolci und Porta, dann vor allem Lavater und am meisten Carus veröffentlicht. In des letzteren „Symbolik" werden gerade die seelischen Werte der Gesichtsorgane ungemein scharfsinnig dargestellt.

Man kann nicht Arzt sein, ohne die Physiologie gelernt zu haben. Man kann nicht Astronom sein ohne Physik und Mathematik. Und man kann nicht Menschenkenner werden ohne die von Dr. Karl Gustav Carus gefundenen entwicklungsgeschichtlichen Formgesetze.

Burger aber hat durch seine übersichtliche Darstellung der Formenwerte des Gesichtes und seine Betrachtung des seltsamen Spieles der bewußten und unbewußten Seelenvorgänge die Lehrbarkeit der Menschenkenntnis sehr gefördert.

Zum Schlusse dieser geschichtlichen Betrachtung sei noch Charles Darwins Werk „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren" (Hendel, Halle a. S. 368 S.) erwähnt und das stellenweise recht kritiklose Buch von Dr. Theodor Piderit „Mimik und Physiognomik" (Detmold, 212 S., 3. Aufl.) Ungemein tiefschürfend sind auch die Arbeiten des in Kilchberg bei Zürich wohnenden Dr. Ludwig Klages, eines hervorragend scharfsinnigen Kopfes. Sein Buch „Prinzipien der Charakterologie" (Barth, Leipzig, 3. Aufl. 93 S.) ist allerdings in so gedrängter Form und so höchster wissenschaftlicher Zuspitzung geschrieben, daß es für den Laien nicht verständlich ist. Der Forscher aber darf an diesem Buche nicht vorübergehen.

*

4. Kapitel.

Was der Menschenkenner sehen muß.

Die körperliche Erscheinung des Menschen.

Im tiefsten Grunde haben wohl die Menschen nie daran gezweifelt, daß hinter der Form eine Idee steckt, hinter der stofflichen und körperlichen Erscheinung eine geistige Welt, aus der in Wahrheit die bauenden, plastischen Kräfte strömen. Im tiefsten Heiligtum unseres Wesens ahnen wir anbetend hinter der Schöpfung den Schöpfer. Und wir wissen, daß auch wir Menschen nur eine Idee sind, die zu einer Harmonie strebt und darum wechselnde Form annimmt.

Gefühlsmäßig haben die Menschen schon seit jeher sich — einer vom andern — solch ein Bild konstruiert. Aber eine eigentliche Menschenkenntnis ist das nie gewesen. Eine Wissenschaft wird daraus erst dann, wenn wir nicht mehr bloß ahnen und fühlen, sondern methodisch arbeiten, die Sprache der Formen mit dem Bewußtsein bestimmen und darin Uebereinstimmung und Gesetz gefunden haben.

Das soll mit diesem Werke geschehen.

So sehr aber auch die bewußte und methodische Betrachtung gefördert ist, so kann doch in diesen Dingen das persönliche Feingefühl nicht entbehrt werden. Denn hier handelt sich's um das Größte, Merkwürdigste und Interessanteste im Leben — um das Menschliche. Und da kann auch — unbeschadet aller Wissenschaftlichkeit — die Kunst der persönlichen Einfühlung nicht entbehrt werden.

So einfach, so mathematisch und so unkompliziert ist der Mensch nicht, daß er mit Zahlen restlos zu erfassen wäre.

Denn das Wissenschaftliche an der Menschenkenntnis liegt in der Kenntnis der Lage der einzelnen Organe. Man kann beurteilen oder auch mit genauer Messung feststellen, ob sie mehr oder weniger hervorragen. Aber die Kunst der Menschenkenntnis liegt schließlich doch in dem feinen und sicheren Gefühl für Harmonie oder Disharmonie in den Formen. Die feinen Ueberleitungen wollen gefunden werden. Und was sich aus der Mischung von zwei Charakterzügen als ein Drittes ergibt, das ist es schließlich, was uns dem Charakter des Beurteilten näher bringt.

Diejenigen, die die glückliche Gabe einer instinktmäßigen Menschenkenntnis, einer angeborenen Witterung für das Wesen eines Menschen besitzen, glaubten bisher, aller Wissenschaft auf diesem Gebiete entraten zu können. Die Wissenschaftler aber lehnten jede Subjektivität, jede individuelle Begabung, ja jede gefühlsmäßige Einmischung ab.

Beide tun Unrecht. Denn wie der Maler einen Menschen nicht in bloßen Längen und Breiten darstellen kann, so vermag der, der Menschen beurteilen will, das zarte Bildwerk der Seele nur zu enträtseln, wenn die kühle Methodik des Verstandes nicht in ihm die feinen Tastfinger der eigenen Seele zurückschreckt.

Vor allem wird's schwer, ja unmöglich sein, aus einer einzigen, wenn auch noch so hervorstechenden Eigenschaft den ganzen Menschen beurteilen oder verurteilen zu wollen. Macht eine einzige Eigenschaft den Charakter? So wenig wie eine einzige Farbe ein Bild ergibt, so wenig ein einziger Charakterzug einen Menschen. Ja, dieser Vergleich hat einen Hinkefuß. Möchte ein Bild noch so farbenschön und kunstvoll sein — es wirkt starr und tot neben einem lebendigen Menschen.

Denn das Bild verharrt für alle Zeiten in der Form, die ihm der Maler gab. Der Mensch aber ist nicht starres, unbewegtes Sein. Er schreitet durch sein eigenes Leben als ein immerwährend Wachsender und Werdender. An jedem Tage ist er ein Anderer. Aus Kindheit und Jugend heraus ist er in den heutigen Tag hineingeschritten. Er wird auch diesen Tag verlassen und weiter schreiten. Und wenn wir ihn auch aus dem Heute heraus beurteilen sollen, so dürften wir dabei doch nicht vergessen, wie er war und wie er so wurde, wie er vor uns steht. Denn das Menschenleben ist nicht Stillstand, sondern Bewegung aus einer inneren Macht heraus.

So wenig eine einzelne Eigenschaft uns ein Bild des Charakters gibt, so wenig können wir die Beurteilung von einem einzelnen Teil der gesamten Menschenerscheinung abhängig machen. Hatte Lavater begeistert vor dem Antlitz des Menschen gestanden, so ging Gall am Antlitz und an der gesamten übrigen Gestalt gänzlich blind vorüber. Ihm war nur der Schädel der Bereich aller Seelenkräfte.

Aber wir dürfen das Rätsel des Menschen nicht suchen im Schädel oder im Gesicht, in der Handschrift oder in der Hand. Denn „dann habt ihr die Teile in eurer Hand". Wer aber die Teile zu einem Ganzen vereint, der ist der rechte Menschenkenner.

Die Kräfte und Eigenschaften, die wir in diesem Buche darstellen, liegen bei allen Köpfen an derselben Stelle. Aber nie haben sie an zwei Köpfen das gleiche Verhältnis zueinander. Darum ist jeder Mensch in dem seltsamen gedanklichen und seelischen Gefüge, das wir seinen Charakter nennen, eine kleine

Welt für sich. Er ist ganz und gar eigentümlich. Und darin wurzelt die verwirrende Mannigfaltigkeit der Gestalten und der Gesichter.

Und doch gehen wir durch diese drängende Fülle von Gestalten einen sicheren Weg, wenn wir die Gesetze begriffen haben, die aller Form zu Grunde liegen. Wir müssen nur bei jedem Menschen, den wir vor uns haben, den Typus erfassen. Das Wesentliche gilt es herauszugreifen.

Denn hier liegt nun für unsere gesamte Beurteilung eine Schranke. So einfach, so klar und übersichtlich, wie Gall seine „Organe" am Kopfe bezeichnete, ist ein Charakter nicht zu fassen. Wir können nicht sagen: „Hier liegt Halsstarrigkeit, Sinnlichkeit, starker Erwerbsinn; also ist dies ein schlechter Mensch!" Der Besitz von ein paar schlimmen Eigenschaften oder das Fehlen von ein paar guten machen noch keinen schlechten Menschen. Wir können allerdings sagen, ob mehr das Schlimme oder mehr das Gute überwiegt.

Wissen wir das, so wissen wir allerdings noch lange nicht mit absoluter Sicherheit, welche Taten daraus entspringen. Nur das eine wissen wir, was man unter diesen oder jenen Umständen von einem Menschen zu erwarten hat, wo wir ihn deshalb hinzustellen und wie wir mit ihm umzugehen haben.

Ob mehr die Triebe oder mehr die Erkenntnis und die sittlichen Kräfte in seinem Charakter vorwalten, wissen wir gleichfalls. Damit haben wir einen Blick getan in seine innerste seelische Lebensidee.

Wir werden ferner an der äußeren Erscheinung eines Menschen den Grad der Ausbildung seiner Persönlichkeit erkennen. Damit wissen wir, wie weit er sich gegen die Außenwelt gefestigt hat oder von ihr abhängig ist. Denn aus der Stellung des Ichs zur Außenwelt erwächst ja schließlich jedes Menschenleben.

*

Keine Eigenschaft besteht für sich. Wir müssen sie einzeln — auch in ihrer Lage am Kopf — kennen lernen. Aber Charakter ist Synthese, ist Aufbau und Gesamtwirkung.

In einem Bild steht jede Farbe zu allen anderen Farben, in einem Menschen jede Eigenschaft zu allen anderen in einem bestimmten Verhältnis. Harmonisch oder unharmonisch. Das Lebendige in einem Menschen ergibt sich erst aus der Zusammenwirkung seiner Kräfte.

So eng arbeiten manche Kräfte ineinander, daß Gall, Spurzheim und Combe erst nach und nach gewisse Zentren auseinander zu halten vermochten, die sie am Anfang für ein einziges Zentrum gehalten hatten.

Die Gegner Galls griffen seine Lehre mit der Behauptung an, daß die

„Phrenologie" die Einheitlichkeit des Gehirns in zahlreiche Einzelteile auseinanderreiße, die willkürlich nebeneinander lägen.

Willkür herrscht aber nur in den kritiklosen Gehirnen dieser Leute. Wäre es wirklich so, dann könnte unter Umständen ein Schädel von außen aussehen wie ein zerklüftetes Felsgebirge.

Es ist aber nicht so. So wie ein Maler nicht die Farben schroff und hart nebeneinandersetzt, weil er sonst kein Kunstwerk, sondern ein schreiendes Zirkusplakat erzeugt, so sitzen am Kopf nicht widerspruchsvolle Eigenschaften dicht nebeneinander. Das Verwandte berührt sich. Und zwischen den gegensätzlichen Eigenschaften liegen mancherlei Brücken und Ueberleitungen.

Für den, der wahrhaft seelenkundlich denkt, beweist gerade dies überraschend die Wahrheit und die tiefe Logik, die in der Menschenkenntnis liegt. Neben dem Geschlechtssinn liegt z. B. die Kinderliebe und die Anhänglichkeit. Alle drei zusammen sind die Grundlage der Familie. Der Mut ist ein Nachbar des Tätigkeitstriebes und des Erwerbstriebes. Alle drei sichern die soziale Existenz.

In der Malerei ist jede Farbe in Wahrheit eine Farbenskala, eine ganze Tonleiter von Farbentönen. Das Blau in Böcklinscher Farbenkunst ist die Summe der Möglichkeiten zwischen dem sonnengefüllten Hellblau durchsichtiger Wellen und dem unsagbar klagenden Schwarzblau des bedeckenden Mantels in seiner „Pieta". Das Grün bei Thoma erschöpft alle Färbung der Natur zwischen Morgen und Abend.

So auch ist es mit den menschlichen Eigenschaften. Jede von ihnen ist eine Skala zwischen Hell und Dunkel. „Gut" und „Böse" sind die entgegengesetzten Pole der gleichen Dinge. Tugend und Laster wachsen in demgleichen Seelenboden. Einsnimmtnurseine Kraft vomandern. Wasandemeinen Endeein Vorzug, dasist amandern ein Fehler.

Rohheit ist gesteigerter Mut, dem sittliche Hemmungen fehlen. Erwerbstrieb ist — mit dem Mut vereinigt — eine hochwertige soziale Energie, die Familie und Staat aufbaut. Erwerbstrieb, der sittliche Hemmungen niederreißt, wird Rücksichtslosigkeit. Und mit der Roheit — dem gesteigerten Mut — verbunden, wird er Diebstahl, Einbruch, Raub, also Verbrechen.

Nie vermag eine Eigenschaft für sich allein zu wirken. Sie erfährt stets von den andern Förderung oder Hemmung. Erst dadurch wirkt sie nützlich oder schädlich.

Derselbe Stahl, der im Kriege von Menschenblut sich rötet, wirft als Pflugschar friedlich die fruchttragende Ackerkrume um. Die gleiche Eigenschaft

kann Menschen „gut" oder „böse" machen, aufbauend oder zerstörend. Es kommt auf die Steigerung und — auf die Mischung an.

In der Wurzel, in den Keimanlagen, sind alle Eigenschaften im Menschen vorhanden. Aus jedem Menschen spricht die ganze Menschennatur. Das ganze Pandaimonium ist in uns lebendig, wie Sokrates erkannte. Gutes und Schlimmes mischt sich seltsam in uns. Ja, selbst kriminelle, verbrecherische Keime stecken in jedem von uns.

Goethe sagte von sich selbst, es gäbe keinen verderblichen, schlechten Gedanken und keine verbrecherische Tat oder Neigung, zu der er — im Grunde — nicht fähig gewesen wäre.

Er ist in dieser Erkenntnis durchaus moderner Psychologe. Wilhelm Busch's bekanntes Wort:

„Das Gute — dieser Satz steht fest — ist stets das Böse, das man läßt", umfaßt eine ganze Fülle von Erkenntnis, namentlich wenn man seine Umkehrung noch hinzudichtet:

„Das Böse — dieser Satz steht fest — ist stets das Gute, das man läßt."

Es wird sich also darum handeln, die Mannigfaltigkeiten der Formen in bestimmte Gruppen zu stellen, um vom Ganzen aus die Einzelheiten zu begreifen und aus den Einzelheiten wieder das Ganze aufzubauen.

Wir müssen dabei den Blick für die Wirklichkeit wahren. Das Große und Erstaunliche ist nur recht selten unter den Menschen anzutreffen. Das Genie ist die Frucht eines Jahrhunderts und eines seelisch reichen Volkes. Das Talent, das sein freundliches Licht am wilden Fackelbrand des Genies entzündet, kommt häufiger vor. Die Masse der Menschen aber ist jener ewige Durchschnitt, bei dem sich nur wenige zu irgendwelcher Färbung durchringen, nur wenige aus eigener Energie sich über die Alltagslinie einer mehr oder weniger betriebsamen Existenz emporschwingen.

Im Tierreich und auch beim Menschen herrscht der Durchschnitt vor. Das ist naturgeschichtlich so und also auch physiognomisch. Das Schöne und Bewundernswerte ist nicht die Norm, sondern die Ausnahme. Wie könnte es sonst Bewunderung erregen? Nur was unsere Augen im Alltag selten sehen, läßt sie leuchten.

Und doch müssen wir ein Idealbild, eine künstlerische Norm, haben, um den Menschen im Alltag mit geschärften Augen zu sehen. Nur wer einen Maßstab hat, kann urteilen.

Die Erkenntnis, daß der Menschenkörper ein zur Erscheinung gewordener göttlicher Gedanke sei, war in strahlender Kraft in der bildenden Kunst Griechenlands aufgegangen. Nur aus dieser Erkenntnis heraus hat sie den Menschenkörper in der hohen Vollendung eines Jupiter von Otricoli, eines Apollon

von Belvedere, einer Venus von Milo oder der herrlichen Frauengestalten des Parthenon darstellen können.

Mit solchen Bildwerken im Herzen müssen wir durch den Alltag schreiten, um alle die ungezählten und seltsamen Abweichungen vom Ebenmaß, alle die verirrten, verkümmerten, kranken, gedunsenen oder verdorrten Gestalten zu sehen, die den unnatürlichen Verhältnissen oder dem verschrobenen Denken der Menschen entsteigen.

Man kann nichts anderes annehmen, als daß die Natur das Schöne gewollt hat. Nur im Schönen kann das Göttliche sich rein und klar entfalten. Indessen darf hier das Schöne nicht als ein starrer, ewig gleicher Typus gedacht werden. Das Schöne ist kein Kanon, kein Schema, keine gültige Form, in die alles Menschenleben gepreßt sein müßte. Denn dann verlöre selbst die Schönheit das innere Leben. Sie würde leer und hohl; sie würde Maske.

Nein — die tausend kleinen Abweichungen, in denen das plastische, von innen her bauende Prinzip der Seele sich in der Körperform verrät, bilden gerade die reizvolle Lebendigkeit der menschlichen Erscheinung. Und nur, wenn diese Abweichungen sich gar zu sehr häufen und gar zu weit sich vom eigentlich Schönen entfernen, entsteht das Häßliche; von der Häßlichkeit des Körpers lesen wir dann mit Recht die Häßlichkeit der Seele ab.

Die göttliche Idee des Menschen wird jedenfalls an reinsten da zum Ausdruck gebracht, wo Maßverhältnisse, Form und Ausdruck des gesamten Körpers die größte Schönheit besitzen und den Eindruck vollendeter Harmonie erwecken. Es kann nicht anders sein, da sonst der Schöpfung jeder Sinn abgesprochen werden müßte. Es würde uns Menschen unglücklich machen, wenn Form und Wesen gar nichts miteinander gemein hätten. Zufrieden werden wir ernst dann, wenn der innerste geistige und logische Zusammenhang aller körperlichen Erscheinung gefunden ist.

*

5. Kapitel.

Körperform und Kopf.

Größenverhältnis und Modellierung.

Die erstaunliche Größe des Kopfes beim werdenden Kinde und bei seiner Geburt zeigt uns an, daß hier im Kopfe das vornehmste Prinzip des Menschen, sein geistiges Leben, eine räumlich stark angelegte Stätte fand.

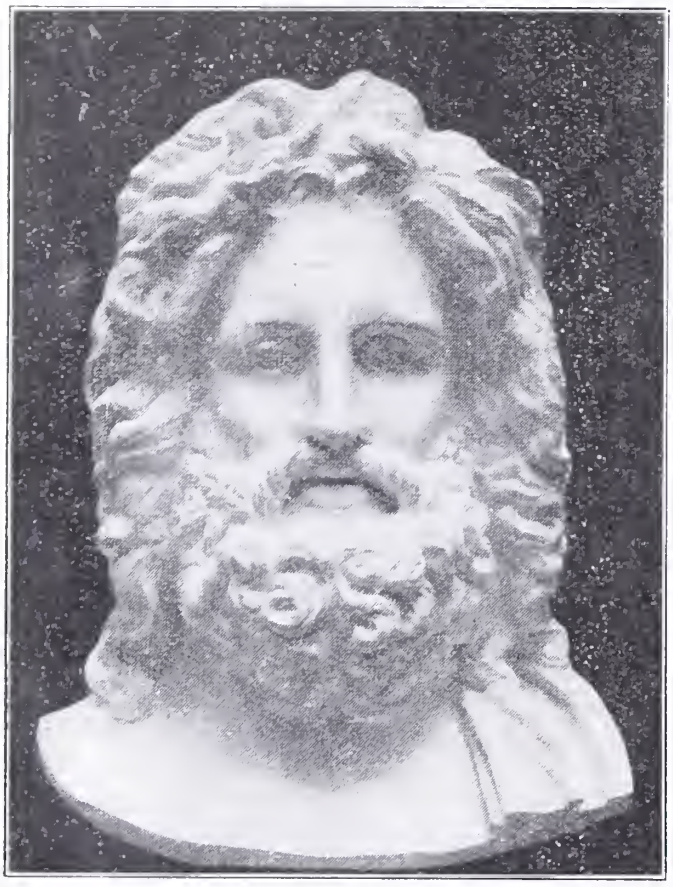


Fig. 13. Jupiter von Otricoli, Rom. Symbolische Darstellung der schöpferischen Urkraft im mächtigen, lockenumwallten Haupt.

Der Körper rückt bald nach der Geburt der Entwicklung des Kopfes näher, gleicht das Mißverhältnis aus. Und immer wird das Größenverhältnis zwischen Kopf und Körper ein wichtiges Merkmal zur Beurteilung geistiger Entwicklung sein.

Zwar ist — wie im ganzen Körper, so auch beim Kopf — nicht die Größe allein entscheidend. Dies wäre ein rein stoffliches Prinzip, und die Menschenkenntnis ließe sich vielleicht zahlenmäßig in eine Tabelle fassen.

Nein — nirgendwo herrscht das materielle und plebejische Prinzip der bloßen Masse. Es herrscht das aristokratische Prinzip der Form. Nicht die Masse, sondern die Architektur, die Modellierung trägt das geistige Siegel.

So vor allem beim Kopf. Doch spielt hier zunächst seine Größe eine wichtige Rolle.

Der größere Kopf zeigt die größere geistige Kraft. Beim kleineren tritt der Verstand zurück hinter dem Gefühl. Der größere Kopf eignet dem Manne, der kleinere der Frau. In dem großen, lockenumwallten Haupt des Zeus von

Otricoli (Fig. 13) und dem zartgeformten kleinen Kopf der Venus von Milo haben die griechischen Künstler dies ausgedrückt.

Ein kleiner Kopf beim Manne macht den Charakter weiblicher, ein großer Kopf beim Weibe den Charakter männlicher. Ist der kleinere Kopf fein durchgebildet, so birgt er irgendwelche Befähigung, irgendwelche Talente. Ist er plump und formlos, so verrät er Dummheit.

Der große Kopf in edler, reicher und vornehmer Architektur ist der Kopf des Genies. In roher und grober Form kennzeichnet er den primitiven Menschen.

Niemals kann und niemals wird der kleine Kopf bei einem wahrhaft großen, wahrhaft genialen Menschen gefunden werden. Dies wäre ein Widerspruch sondergleichen. Auch wenn man nie im Leben ein Bildnis von Plato oder Aristoteles, von Michel Angelo oder Lionardo, von Shakespeare oder Bacon, von Galilei oder Kopernicus, von Rubens oder Rembrandt, von Bach oder Beethoven, von Napoleon oder Friedrich dem Großen gesehen hätte — man könnte sich diese Männer nicht anders als mit großen, umfangreichen und edelgeformten Köpfen vorstellen. Und an diesen Köpfen wird man vor allem eine bedeutende und großartig entwickelte vordere Stirn- und Schädelpartie erblicken. Denn die gewaltige Kraft des Geistes wird auch in der Größe und in der Plastik des Hauptes ihren räumlichen Ausdruck finden.

Der große Kopf ist nicht gerade selten. Auch in der Masse des Volkes begegnet man ihm. Aber es gibt nicht so viele Genies, als es Dickschädel und große Köpfe gibt. Die edle, bedeutende und eindrucksvolle Modellierung erst gräbt mit geheimnisvollem geistigem Meißel dem großen Kopfe die gebietenden und verehrungswürdigen Züge des Genies ein.

Aber es ist, als ob im Volke selber die großen Köpfe, solange sie selber noch ungeformt sind, immerhin das Raumgebiet sind, in das eines Tages, aus irgendeiner Wunderquelle her, der gewaltige Strom des Genies sich ergießt. Dem ungeheuren Geist muß der Weg geebnet, muß der Raum bereitet sein. Denn das Genie fällt nicht wie ein Stern vom Himmel. Es hat seine tausendfach verschlungenen Wurzeln mitten im Leben des Volkes und steigt meist aus den bescheidenen Tiefen des Volkes auf.

Darum bringen die Völker, die die verhältnismäßig großen Köpfe haben, auch die größte Zahl genialer Menschen hervor. Ihnen verdankt die Menschheit den größten geistigen Reichtum.

Schon 1852 veröffentlichte Carus in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" eine Tabelle des Raumgehaltes der Schädel bei den verschiedenen Menschenrassen, die das Ergebnis einer beträchtlichen Anzahl genauer Messungen war. Sie sei hier wiedergegeben:

	Zahl der gemessenen Schädel	Durchschnittlicher Rauminhalt in Kubikzoll	Maximum	Minimum
Tagvölker (Kaukasier)	52	87	109	75
Nachtvölker (Neger)	29	78	94	65
Östliche Dämmerungsvölker				
Mongolen . .	10	83	93	69
Malayen . .	18	81	89	64
Westliche Dämmerungsvölker (Amerikaner)	147	82	100	60

Hier ist deutlich zu erkennen, daß die weiße Rasse die größte Zahl genialer Menschen hervorbringt. Da bei der weißen Rasse überhaupt der Kopf in der Gesamterscheinung hervortritt und eine scharfe und gute Modellierung hat, so liegt der Schwerpunkt bei ihr im geistigen Leben. Das Denken ist ihre hervorragende Eigenschaft.

Wir erkennen Ähnliches schon im Tierreich. Den Tieren, die vorwiegend aus Rumpf bestehen, den Schweinen, Kühen, Nilpferden, Kröten, Walfischen, traut niemand ein besonderes Geistesleben zu. Die großkopfigen Pferde und Hunde hingegen, die Ameisen, Bienen, Papageien, Affen, sind körperlich und geistig lebhafter, aufmerksamer, intelligenter. Gerade ihrer größeren Geistigkeit wegen nehmen wir Menschen weit höheren Anteil an ihrem Leben und ihrem Wesen.

Es wird zu beurteilen sein, ob ein charaktervoll geformter Kopf in seinen Eigenschaften und Talenten durch einen plumpen und schwerfälligen Körper gehemmt oder durch einen schöngeformten und beweglichen Körper unterstützt wird. Gottfried Keller hatte einen edelgeformten Kopf, aber einen plumpen, kleinen, schwerfälligen Körper, der ihn träge und langsam machte. Sein „Grüner Heinrich" gedieh entsetzlich langsam. Man wird auch beachten müssen, ob an der Gesamterscheinung des Menschen mehr der Kopf als das Symbol der geistigen Kräfte oder Brust und Schultern als das Gebiet des Mutes und der körperlichen Kraft oder schließlich der Bauch als die Symbolik der materiellen und ernährenden Triebe im Vordergrund stehen.

Erst in solcher Gesamtbetrachtung formt sich uns das wahre Bild eines Menschen.

Gerade in diesem Punkte haben die meisten Menschenkenner, vor allem Lavater und Gall, Sünden bedenklichster Einseitigkeit begangen. Hier liegt auch die Grenze der Burger'schen Formenlehre, während schon — nahezu ein Jahrhundert vor ihm — Carus von einem hochragenden wissenschaftlichen Standpunkt aus die Gesamtheit der menschlichen Gestalt symbolisch erfaßte.

Die Masse des Körpers und der Stoff, aus dem er geformt ist, sind ebenso wesentlich für die Beurteilung des geistigen Wesens, wie die Formen von Kopf und Gesicht. Denn das Temperament, das dem Grundcharakter jeweils eine andere Färbung gibt, wird bei starker Beleibtheit stets anders sein als bei Hagerkeit und trockenen Geweben. Der fettwanstige Sir John Falstaff bei Shakespeare trägt auch in seinem Gemüt die behagliche, joviale, genießerische, unbedenkliche Wirklichkeit seines behäbigen Körpers, während Cassius in seiner Hagerkeit, seiner körperlichen Stofflosigkeit geradezu die verkörperte Geistigkeit darstellt, den Typus des grüblerischen Cholerikers, des unruhvollen und gefährlichen Denkers. Mit Recht fürchtet Cäsar des Cassius' „hohlen Blick".

Die organisch am tiefsten stehenden Stoffe sind zunächst das Wasser und alsdann das Fett. Je stärker diese beiden Stoffe in einem Körper sich aufhäufen, desto weniger vermag sich Schärfe des Geistes zu entwickeln. Alle höhere Geistesentwicklung setzt eine höhere organische Stufe der Körpermaterie voraus. Wasser und Fett müssen eingeschmolzen, umgewandelt und höher organisiert werden.

Auf einer sehr hohen Stufe organischer Stoffwandlung stehen gewisse Phosphorstoffe, die den Nerven, dem Körper und dem Geist feurige Energie verleihen, sowie ätherische Oele, die sich als feine individuelle Duftwirkung äußern. Wo solch ein feiner, zarter Duft dem Körper entströmt, da darf man ganz sicher auf eine feingestimmte Seele, auf eine hohe seelische Kultur schließen. Der Instinkt, der die sichere Sprache der Natur ist, empfindet solch feinen Körperduft ganz richtig als etwas Beglückendes. Und die Liebe, die schon nach der Bibel höher ist als alle Vernunft, läßt sich oft durch diese zarte und berauschende Duftsprache des Körpers aus ihrem Schlafe wecken.

Diese Sprache sollte man verstehen lernen und alles meiden, was die Aufnahmefähigkeit der eigenen Sinne für die bezwingende Macht solch zart webenden Körperduftes abstumpft, alles aber auch, was den eigenen Körper in der Entwicklung zu höheren und feineren stofflichen Entwicklungsstufen und damit zu reicherer und glücklicherer Geistigkeit hemmen kann.

Von diesen Dingen wird im zweiten Teil dieses Werkes noch sehr eingehend und mit reichem beweisenden Bildermaterial die Rede sein.

Noch aber ist des typischen Unterschiedes *der beiden Geschlechter* zu gedenken. Er liegt in dem Verhältnis von Brust- und Hüftenbau. Der Mann hat die breite Brust und die schmaleren Hüften. Die Frau hat den schmaleren Brust- und Schulterbau und die breiten, gewebsreichen Hüften. Sobald dieses natürliche Verhältnis sich ändert, wandelt sich auch der Geschlechtscharakter. Die Frau mit schmalen Hüften und breiten Schultern wird männlichen Charakter zeigen, der Mann mit schmaleren Schultern und breitem,

gewebsreichem Beckenbau weibliche oder gar weibische Züge in seinem Charakter haben.

In beiden Fällen ist im Bereich der Geschlechtlichkeit eine Wandlung der Form eingetreten. Und man kann hier meist mit Sicherheit — sowohl beim Manne, wie auch bei der Frau — eine herabgesetzte Geschlechtskraft annehmen, die schwächer auf die Reize des anderen Geschlechtes reagiert.

Der Geschlechtscharakter ist am meisten ausgeprägt bei den Männern mit schmalen, aber muskelkräftigen Hüften und bei den Frauen mit der vollgebauten, breiten Beckenregion. Beide verbürgen auch die größte Fruchtbarkeit in der Ehe.

Beim Kinde herrscht im Material des Körpers und also auch in den Linien von Kopf und Körper das Weiche vor. Wir sehen liebliche und zarte Uebergänge auf den Wangen, an der Stirn, an Hals und Rücken, an Brust und Bauch, an Armen und Beinen. Dies alles ist wie eine Sprache, die auch im geistigen Wesen eines solchen Kindes das Harte und Scharfe, das Schroffe und Unvermittelte nicht kennt.

Vergleicht den Körper der Frau mit dem Körper des Mannes! Der eine reich an weichen, schönen Rundungen und demnach voller Güte, Nachgiebigkeit, Zartheit und Liebe. Der andere prangt im Spiel gestraffter Muskeln. Und demnach ist der Wille fest, der Entschluß rasch, die Energie hart. Form ist überall auch Geist. Und das Auge, das symbolisch sehen lernte, gleitet über die Menschengestalt wie über die Zeilen eines aufgeschlagenen Buches.

In dem Maße, in dem am Körper der Muskel sich festigt und der Knochenbau härter und kantiger aus den verhüllenden Massen hervortritt, wird auch der Charakter fester, durchgebildeter, energischer, zäher und bewußter. Das männliche des gesamten Denkens tritt vor. Männer mit harten Muskeln denken kraftvoller und sind tatkräftiger als solche mit weichem Gewebe. Kleingebaute und gewebsweiche Männer haben weibliche Charakterzüge. Große, knochige und muskelharte Frauen hingegen sind männlich. Die Schärfe des Geistes, die Kraft des Willens, das kühle Bewußtsein verdrängen das weiblich hingebende Gefühlsleben. Je mehr eine Körperlinie sich der *Geraden* nähert, desto mehr spricht sie von Verstand. *Kurven* hingegen sind die Symbolik des Gefühls. Schroffe Winkel zeigen den Willen. Das ist in der Graphologie genau dasselbe.

*

Alle solche Betrachtungen, so wichtig sie auch sind, treten zurück hinter der Bedeutung des Kopfes. Denn er umschließt das höchstentwickelte Organ des geistigen Lebens, das Gehirn. Es ist die wunderreiche Gipfelung aller organischen Entwickelung. Und nichts kommt der tiefen seelischen Bewegung gleich, die uns beim Anblick eines edlen Kopfes, eines schönen Gesichtes erfaßt.

Der Kunst war schon vor Jahrtausenden, selbst in ihren primitivsten Formen, die hohe Bedeutung des Kopfes klar geworden. Kein Teil des Körpers zeigt uns so deutlich seine Form wie der Schädel. Nur eine Haut umhüllt ihn, und dieser Thronsessel des Geistes ist in allen seinen Teilen bereits im Leben so klar erkennbar, wie es mit anderen Organen erst nach dem Tode möglich ist.

Der Schädel birgt das Gehirn. Dies wunderbare Schaltwerk des gesamten Seelenlebens hat in sich selber ein Teilung, eine Gliederung, deren Kenntnis es uns erst ermöglicht, die Formensprache des Kopfes und des Körpers zu begreifen.

Wie wir am Schädel ein Vorderhaupt, ein Mittelhaupt und ein Hinterhaupt unterscheiden, so auch im Bau des Gehirns ein Vorderhirn, ein Mittelhirn und ein Hinterhirn oder Kleinhirn. Jedes dieser Teilgehirne umgreift ein bestimmtes Gebiet unseres Innenlebens und gibt einem bestimmten Teil des Kopfes, des Gesichtes und des Körpers seine besondere und eigentümliche Form.

Die zwei großen Hemisphären des Vorderhirns sind das Schaltwerk für alles bewußte Geistesleben. Sie sind beim Embryo, beim neugeborenen Kinde, beim Idioten und bei allen in ihrem Geistesleben, ihrer Erkenntnis und ihrer Urteilskraft tiefstehenden Völkern gering entwickelt. Bei bedeutenden Menschen hingegen findet sich ein Reichtum an vorderer Hirnmasse. Diese bewirkt eine ungewöhnliche Entwicklung im vorderen und oberen Schädelbau und in der Höhe und Breite der Stirn.

In Köpfen mit solch kraftvoll und plastisch gebauter Stirnregion dürfen wir mit Recht eine scharfe und starke Denkkraft vermuten, ein hochentwickeltes, zu großer Klarheit gesteigertes, bewußtes Geistesleben.

Es ist ein Akt lebenerhaltender Klugheit der Natur, daß sie die Entwicklung des vorderen Großhirns in zwei Hälften (Hemisphären) betrieb. So braucht, wenn eine dieser Hälften verletzt ist, nicht sofort das geistige Leben zu erlöschen, weil die Hemisphären wechselseitig die gleiche Arbeit leisten.

Vom Gesamtgewicht des Gehirns entfallen $^5/_6$tel allein auf die großen Hemisphären. Hier laufen Millionen von Leitungsfasern ein und aus. Und allein schon in diesen physiologischen Tatsachen liegt ein erdrückender Beweis für die geistige Bedeutung des Vorderhirns und der plastischen Modellierung von Stirn und Vorderhaupt.

Das Mittelhirn ist beim Embryo und beim Kinde sehr stark entwickelt. Es tritt in seinem Verhältnis zum Ganzen erst dann zurück, wenn mit dem starken Anwachsen der Vorderhauptlappen das bewußte Geistesleben, das eigentliche Denken, zunimmt. Wir sehen im Mittelhirn das körperliche (physiologische) Leitungsgebiet aller der Geistesvorgänge, die man Gemüt nennt.

Das Gemütsleben ist demnach zum großen Teil ein Ausstrahlungsbereich des Mittelhirns. Der hochgewölbte Mittelkopf, wie er viel bei Frauen gefunden wird, zeigt uns also, daß die unbewußten Regungen — Glaube, Liebe, Vertrauen, Verehrung, Güte, Glücksgefühl, Sehnsucht — stärker sind als die reinen Denkkräfte: Logik und Urteilskraft. Das Gemüt überragt also den Verstand.

Das Mittelhirn sendet auch das Sehnerv-Paar aus. Und vielleicht begreifen wir schon aus dieser physiologischen Tatsache heraus, daß im Ausdruck, im Strahl, im Blick des Auges das Gemütsleben am stärksten erkannt wird, ja daß geradezu im Auge die ganze Seele liegt.

Immer zeigt das hohe Mittelhaupt einen Reichtum des Gefühls an. Denn das Mittelhirn ist das Gebiet des Seelenlebens. Wo es in hoch- und breitgewölbtem Mittelhaupt sich auffällig entwickelt zeigt, da wird ein solcher Mensch sich immer durch eine Wärme des Gefühls auszeichnen. Er wird zu einem gefühlsmäßigen Erfassen der Dinge neigen, wird ein großes Bedürfnis nach Liebe hegen und sich zur Religion, zur Kunst, zum Schönen und zum Gefühlsreichen hingezogen fühlen.

Bei allen großen, gefühlsstarken, warmherzigen, empfindungsreichen und beseelten Menschen fällt das gewölbte Mittelhaupt auf. Und wo der Kopf in seinem oberen und mittleren Teil flach ist, werden stets auch Verstand und Wille über das Gefühl und das Gemüt triumphieren.

Das Hinter- oder Kleinhirn endlich ist der Sitz der Triebe, die auf die Existenz, auf das Ich und auf die Fortpflanzung gerichtet sind. In diesen Trieben liegt die elementare Natur des Menschen. Das wird begreiflich, weil ja das Kleinhirn unmittelbar aus dem Rückenmark hervorgeht.

Das Hinterhirn ist also die Sphäre der Triebe. Aus den Trieben quillt der Wille und die Tat. Beobachtet man, daß beim Manne sowohl der Verstand, das begriffliche Denken, als auch Wille und Tatkraft stärker sind, als bei der Frau, daß hingegen beim weiblichen Geschlecht das Gemütsleben weit mehr betont ist, so ist es interessant, zu wissen, daß von den drei Hirnteilen beim Manne das Vorder- und Hinterhirn (letzteres namentlich in seinem oberen Teil), bei der Frau aber das Mittelhirn die stärkste Entwicklung zeigt.

Dies hat indessen nur ganz allgemeine, sozusagen geschlechts-psychologische, Bedeutung. Im einzelnen wird man natürlich auch viele Männer finden, die in einem hochgewölbten Mittelhaupt ein reiches Gemütsleben verraten und jene tiefe Empfänglichkeit für Stimmungen und Gefühlseindrücke, wie sie den weiblichen Charakter kennzeichnen. Wie denn auf der anderen Seite gar nicht selten bei Frauen der aus Verstand und Wille zusammengesetzte männliche Typus gefunden wird, bei dem der Mittelkopf hinter der starken Stirnwölbung und dem hohen Hinterhaupt zurücktritt.

Immer wird man in der vergleichenden Betrachtung dieser drei Hirn- und Schädelgebiete erkennen können, ob mehr die Welt der elementaren Triebe im Vordergrund steht oder mehr der Verstand; ob das Wollen und Handeln des stark und energisch entwickelten Hinterhauptes über dem Denken steht, oder ob

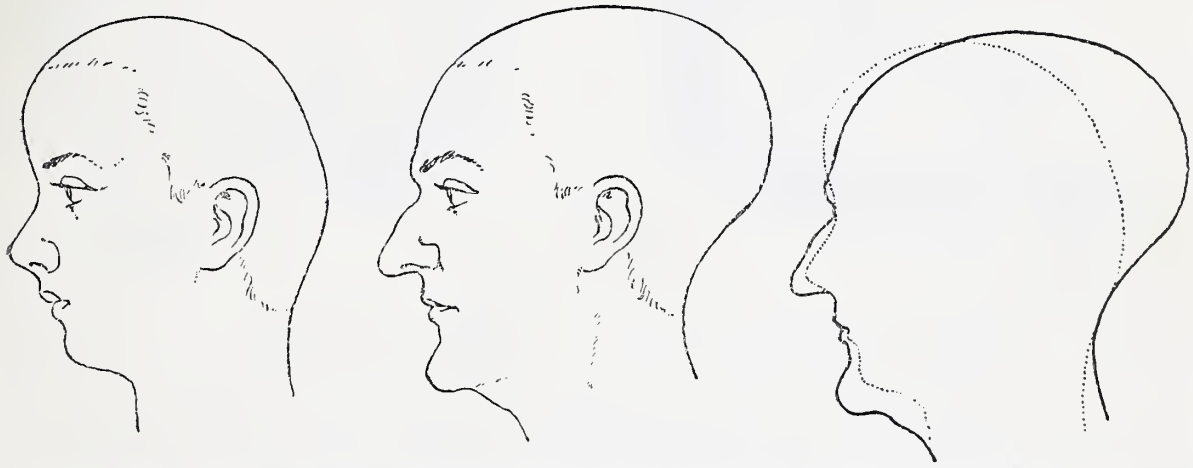


Fig. 14. Starke Entwicklung von Vorder- und Mittelhirn, also Verstandes- und Gefühlskräfte. Dagegen schwaches Hinterhaupt. Deshalb schwächliche Persönlichkeit, geringe Tatkraft. Gefühlsmäßige träumerische Natur. Wenig Persönlichkeit in der schwachen Nase. Stirn kindhaft gewölbt. Nachgiebige, unentschlossene, verschwommene Natur.

Fig. 15. Starke Entwicklung der Tatsphäre im Hinterhaupt. Dazu gebogene Nase und energisches Kinn. Tatkräftiger, energischer, kraftvoll handelnder Mensch. Starke Konzentration im Hinterhaupt.

Fig. 16. Beide Profilköpfe ineinander gezeichnet. Wie in der Zeichnung, so tritt auch im Leben der punktierte Kopf in allem was Tat heißt (Hinterhaupt, Nase, Kinn) hinter dem starkgezeichneten Kopf zurück. Nur die Vorderstirn ist vorgewölbt. Er überlegt viel, handelt aber nicht. Deshalb grüblerisch und ohne materiellen Erfolg im Leben. Fig. 14 schüchtern, rücksichtsvoll, Fig. 15 selbstbewußt und oft rücksichtslos.

das unablässige Denken in einer hohen und gewölbten Stirn im schwachen Hinterhaupt die Tat zurückdrängt. Oder schließlich, ob der Mittelbau des Schädels sich kuppelartig über Vorder- und Hinterhaupt erhebt und damit das Gemütsleben und die Innigkeit des Empfindens oder der liebenden Hingabe über den kalten Verstand und die Festigkeit des Willens siegt.

Gewaltsame und künstliche Veränderungen des Schädels, wie sie bei qualvollen Geburten entstehen oder von einigen sogenannten Naturvölkern aus — Schönheitsgründen vorgenommen werden (Fig. 17), haben keinerlei physiognomische Bedeutung. Es ist ja nicht der Körper, der den Geist bildet, sondern der Geist bildet den Körper. Nur was vom Geiste, also aus der innersten Lebensidee heraus körperlich und äußerlich gebildet worden ist, hat eine Bedeutung für die Formen- und Charakterkunde.

Ebensowenig darf man in einer ganz außergewöhnlichen Entwicklung des Schädels, etwa in einem sogenannten Turmschädel, besondere und hervorragende Geistesgaben vermuten. Am allerwenigsten natürlich bei einem sogenannten Wasserkopf, wie in Fig. 18. Das höchste leistet die Natur immer da, wo — wie in Fig. 19 an Raffaels Schädel — die Harmonie, die vollendete Schön-

heit der Form erreicht ist. Da wird auch der reichste und schönste Geist sich offenbaren.

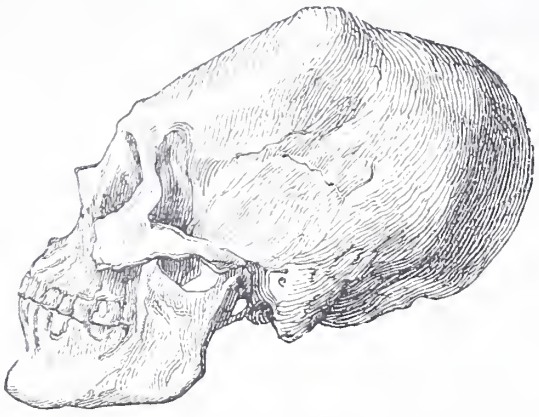


Fig. 17. Verdrückter Schädel eines amerikanischen Wilden.

Fig. 18. Der wasserköpfige Engländer Cardinal.

Fig. 19. Der echte Schädel Raffaels. Nicht sehr groß, aber von wundervollem Ebenmaß der Form. Die harmonische Kunst Raffaels spricht aus dieser schönen Schädelwölbung.

So liegen in den drei Hirnmassen die drei Sinnesgebiete: Denken, Fühlen, Handeln, die gewissermaßen die Uebertragung der drei Dimensionen des Raumes in das Reich der Seele sind. In die Gestaltung der Kultur übertragen, ist das Vorderhirn die Wissenschaft, das Hinterhirn das Handeln und das Mittelhirn die Liebe.

Im Gleichmaß dieser Kräfte liegt der harmonische Mensch.

*

Wir erkennen also, daß die menschliche Persönlichkeit aus drei Sondergebieten zusammengefügt ist, die zwar harmonisch wie die Töne eines Akkords oder wie feinabgestimmte Instrumente in einem Orchester zusammenklingen, sich aber auch befehden und in Disharmonie verfallen, also gegeneinander geraten können.

Es ist 1. das sinnliche, 2. das intellektuelle und 3. das sittliche Leben. Also Körper, Verstand und Seele.

Sie bilden ein Ganzes — die Persönlichkeit, die Individualität — aber jedes Gebiet scheint auch eine Art von Sonderrecht zu haben, einen Egoismus und einen selbstherrlichen Ausbreitungsdrang, mit dem es sich auf Kosten der Andern entwickelt.

Dann ist die Harmonie gestört, die Einheit zerrissen.

Körper, Geist und Seele sind drei Gebiete, auf denen die seltsamsten und mannigfaltigsten Vorgänge und Triebe sich zu ganz bestimmten, bewußten oder unbewußten Wünschen, Kräften und Taten zusammendrängen.

Man kann es auch anders nennen, kann von der Welt der Gedanken (Intellekt), der Gefühle (Seele) und der Tat (Körper) sprechen, also von Erkennen, Empfinden (Wünschen) und Handeln, wobei die Kraft zur Tat, zum Handeln, zugleich auch die Kraft zum Widerstand, also Festigkeit, bedeutet, und Mangel an Tatkraft zugleich auch Mangel an Festigkeit bedeutet und den unentschlossenen, schwankenden Menschen macht.

Der Mensch ist also zugleich ein verstandesgemäß-geistiges, ein seelisch-sittliches und ein triebhaft-tierisches Wesen.

Ob er mehr das eine oder das andere ist, läßt seine Form, insbesondere am Kopfbau und im Gesicht, erkennen. Denn nichts kann sein, das nicht geradezu mathematisch im Aeußeren seinen Ausdruck, seine bezeichnende Linie, seine physiognomische Darstellung fände.

Das physiognomische Sehen ist aber zunächst und in erster Linie kein plastisches, körperliches, sondern ein geometrisches, ein lineares.

Wir müssen in Konturen, in Grenzlinien zu sehen lernen. Form, Richtung und Schönheit der Grenzlinien am Körper zeigen uns auch Form, Richtung und Schönheit der dahinter wirkenden geistigen Kräfte. Die Linie verrät den Sinn.

Das große und erstaunliche Wunder, von dem alle Menschenkenntnis ausgeht, ist, daß nicht zwei Gebilde der Natur einander gleich sind. Nicht zwei von den Tausenden von Blättern desselben Baumes sind kongruent. Nicht zwei Grashalme, zwei Kleeblätter, zwei Stiefmütterchen, nicht zwei Hühnereier, zwei Spatzen oder zwei Pferde gleichen sich völlig. Auch beim Menschen schafft die Natur lauter Originale.

Sie sind es aber nicht nur im Aeußeren, sondern auch im Inneren. Innerlich gleiche Menschen gibt es nicht. Und der Menschenkenner kann aus der äußeren Verschiedenheit sehr wohl auch die innere erkennen.

Die drei Gebiete — das Körperliche, Geistige und Seelische — stellen nicht nur Kräfte dar, sondern auch Interessen und Wünsche. Wer große geistige Kraft besitzt, hat auch geistige Interessen. Es treibt ihn von selber zu einem geistigen Beruf. Wer große Verdauungskraft besitzt, ißt gern.

Eine genaue Abgrenzung dieser drei Kraftgebiete im Gesamtorganismus gibt es nicht. Sie fließen ineinander über, sind einander notwendig und voneinander abhängig. Geistige Arbeit und Leistungsfähigkeit ist abhängig von ungehemmtem Säftezustrom aus dem Körper. Und körperliches Handeln ist nicht denkbar ohne Entschluß, ohne Wille, also ohne Geist.

Immerhin kommen wir zu einer Symbolik der Menschengestalt und ihrer treibenden Kräfte, wenn wir — in der Hauptsache — den Bauch und die inneren und äußeren Bauchorgane als die Region der körperlich-stofflichen Interes-

sen ansehen. Es ist hier das elementare, das animalische, das chemische, kräfteaufnehmende, ernährende und körperaufbauende Prinzip gekennzeichnet.

In der Entwicklung der Brust, der Gliedmaßen, im gesamten System der Muskeln, Knochen und Gelenke liegt die physische Energie und das größere oder geringere Maß von Entschluß, Kraft und Beweglichkeit.

Im Kopf endlich trägt der Mensch seine Verstandeskräfte und seine seelischen und sittlichen Werte zur Schau.

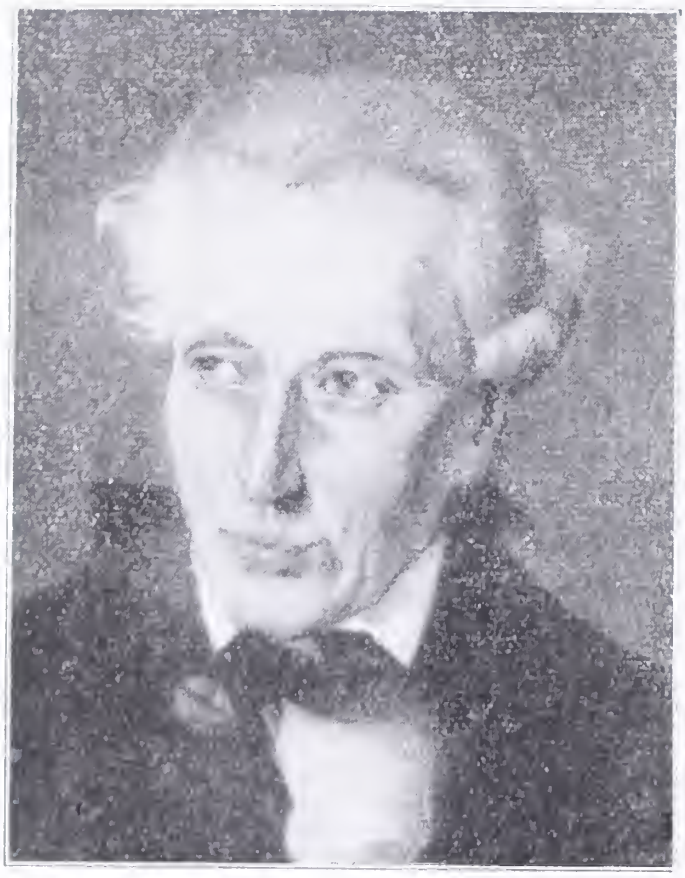


Fig. 20. Immanuel Kant.
Schöpfer einer neuen philosophischen Epoche. Einer der größten Denker aller Zeiten. Geb. 22. April 1724 zu Königsberg als Sohn eines Sattlermeisters. Hat seine Vaterstadt bis zu seinem am 12. Febr. 1804 erfolgten Tode nicht verlassen. 3 Hauptwerke: 1. Kritik der reinen Vernunft (1781), 2. Kritik der praktischen Vernunft (1788), 3. Kritik der Urteilskraft (1790). Gewaltige Entwicklung der Geisteskräfte, besonders der Logik, in der hohen Stirn.

Aber der Kopf ist zugleich Körper, Verstand und Gefühl. Alle Kräfte des Lebens strömen — wie in einen Brennpunkt — in ihm zusammen. Er ist der Repräsentant des Lebens. Ist wie ein Seismograph, wie eine Schalttafel aller Lebensvorgänge. Das ganze Leben drängt sich noch einmal im Kopf, mehr noch und deutlicher im Gesicht, zusammen, und auch hier ergibt sich, wie schon Lavater erkannte, eine natürliche Dreiteilung.

Vom Haaransatz an über die gesamte Region der Stirn bis zu den Augenbrauen ergibt sich der physiognomische Bezirk des Verstandes, also der intellektuellen Kräfte. Hier ist die Werkstatt der Gedanken. Hier entstehen Begriffe und Vorstellungen. Hier sitzt das, was wir Intelligenz nennen. Hier erkennen wir die Größe und Weite des Denkens und die Universalität oder die Enge des Weltbildes.

Die gewaltige Stirn des größten und universellsten Dichtergenies Shakespeare oder — falls skeptische Philologen an seiner historischen Existenz und an der Zuverlässigkeit dieses Bildes zweifeln — die Stirn Immanuel Kants (Fig. 20) und im Gegensatz zu beiden die primitive, unplastische Stirn des Tataren (Fig. 21) sind anschauliche Beweise für den Abstand der Men-

schen in geistigen Welten und sehr lehrreich für alle die, die in politischen und anderen Dingen für die „Gleichheit" schwärmen. Die Gleichheit von Kant und einem Tataren!

Augen, Nase, Wangen und Ohren, also die gesamte Mittelpartie des Kopfes, umfassen die Gefühls-Kräfte. Sie zeigen die Kraft und den Reichtum des Gefühls oder auch die Armut im Empfinden, den seelischen Bankerott.

Besonders reich und schön zeigt sich die seelische Kraft ausgeprägt in den weichen und vollen, zarten und scheuen Zügen Schuberts Fig. 22), während der Tatar im Mittelbau des Gesichts hart und gefühllos scheint.

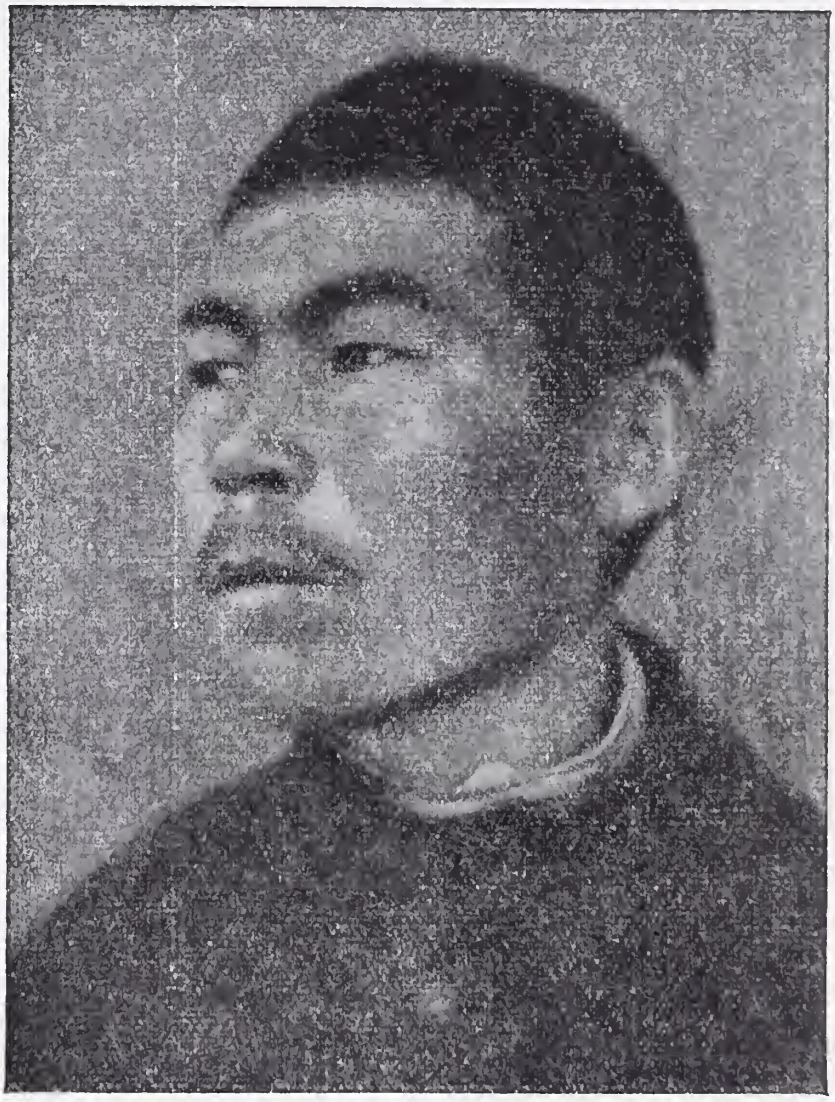


Fig. 21. Tatar, Ramasan Beiraugalli, Gouv. Orenburg. Niedere schlecht gebaute Stirn, daher sehr primitives Denken. Schlecht modellierter Kopf; tierhaft-unbewußt. Lange und starke Kieferpartie (von der Nase abwärts). Tierhaft lange Oberlippe, daher wahlloses sinnliches Gefühl. Gute Beobachtung in der starken unteren Mittelstirn. Handelt instinktmäßig (= starke Backenknochen), ist unzuverlässig. Aus Stiehl „Unsere Feinde", Verlag Hoffmann, Stuttgart.

Das dritte Lebensgebiet endlich — das körperliche — liegt unterhalb der Nase und umfaßt den Mund, das Kinn und alles, was hinter diesen beiden Organen liegt. Der Vergleich der beiden Köpfe No. 20 und No. 21 läßt erkennen, wie bei Kant das Denken, das geistige Leben, himmelhoch alles Körperliche überragte, wie er von vornherein einen geistigen Weg gehen mußte, und wie er in der Macht und Gewalt seiner Stirn zum Fürsten im Reiche des Geistes wurde. Die Schmächtigkeit seines Gesichtes in der Mund- und Kinnpartie aber legte ihm Vorsicht und Eingezogenheit in allen körperlichen Dingen auf.

Am Kopf des Tataren (Fig. 21) überragt das Körperliche genau um das Doppelte den Verstand.

Wie endlich im Auge der Strahlpunkt des ganzen seelischen Menschen zu suchen ist, sozusagen eine Synthese, so mag man den Mund als die Synthese des sinnlichen Teiles der Menschennatur auffassen.

Fig. 22. Franz Schubert.
Unübertrefflicher Liederkomponist. Geb. 31. Jan. 1797 in Wien, gest. 19. Novbr. 1828 in Wien. Seelenvoller, inniger gemütstiefer, gefühlsreicher Kopf. Kindliche Gesichtszüge.

Dies alles ist wie eine dem Ganzen vorausgeworfene Disposition, ein Blendlicht auf das Ganze, damit das Einzelne verstanden werde.

Dazu ist noch zu bedenken, daß die Harmonie oder Disharmonie im Bau des Körpers oder in den Formen oder Maßverhältnissen seiner Gliedmaßen einen mitbestimmenden Einfluß auf den Geist und damit auf die Gesichtsbeurteilung hat. Denn zu der primitiven Anschauung, daß nur das Gehirn Geist sei, können wir uns nicht bequemen. Wir sehen den Geist überall da, wo wir das Leben sehen. Denn Leben ist Geist. Es ist göttliche Natur. Und die Harmonie und die Frische eines gesunden Körpers erhöhen ganz sicher die geistigen Kräfte und die Charakterwerte, sofern ihnen in einem gutgebauten Kopfe das erforderliche Ausdrucksorgan gegeben ist.

*

Mag hundertmal der Physiognomiker fehlurteilen — die Physiognomik als Wissenschaft ist darum doch richtig. Oder richtiger ausgedrückt: als Kunst und zwar als eine solche, die reiche Ausbildung und viel Erfahrung erheischt. Gerade weil es sich hier nicht um starre Zahlen, nicht ganz und restlos um mathematische Größen handelt, sondern zum großen Teil — wie in aller Kunst — um die unräumlichen Größen des Seelenlebens, geht hier der Weg zur Wahrheit über viele Irrtümer.

Aber darum bleibt es doch sinnlos und dumm, ja im tiefsten Sinne unwissenschaftlich, die Physiognomik als solche zu bestreiten oder zu verlachen.

Es ist ein Widersinn, zu glauben, daß ein dummer Mensch so aussehen müsse wie ein kluger, daß eine edle und feurige Seele denselben Kopf mit den selben Augen zeigen könne, wie eine kalte und gemeine. Mit solchem Widersinn, solchen Ungereimtheiten, mit Zufall und Willkür arbeitet die Natur nicht. Sie kennt nur Gesetz und Ordnung.

Das Gesetz der Übereinstimmung von Form und Wesen wird durch bloßen Zweifel oder gedankenlose Kritik nicht aufgehoben. Zweifel und Kritik sind noch keine Leistung. Zweifel und Gelächter sind immer die zerstörenden und niederziehenden Kräfte der Durchschnittsgehirne und der mittelmäßigen Köpfe gewesen. Der denkfähige und wahrhaft wissenschaftliche Kopf sucht immer die Natur in ihrer innersten Gesetzmäßigkeit zu fassen. Er ist positiv. Er zweifelt nicht, ehe er etwas weiß. Er tappt nicht mit der Anmaßung seines sogenannten Wissens in allen noch ungelösten Rätseln der Natur herum. Er bedenkt Goethes ehrfürchtiges Wort: „Wir wandeln alle in Geheimnissen und Wundern."

Und er wird bescheiden warten und bescheiden arbeiten, daß sich ihm von diesen Geheimnissen, diesen Wundern, eins nach dem anderen entschleiere.

⁂

6. Kapitel.

Der Schädel und seine Organe.

Das Hinterhaupt.

Die 35 Organe, die von Gall und seinen Schülern gefunden wurden, sind auf dem von Dr. Combe zuerst geformten phrenologischen Kopf (Fig. 23) sehr deutlich erkennbar. Es muß uns auffallen, daß daran der Schädel von allen Seiten sein reichliches Teil wohlgeordneter Zahlen hat, daß aber das Gesicht leer ausgeht, als sei es gar nicht vorhanden.

Für Gall war es wirklich nicht vorhanden. Wir aber werden die Menschenkenntnis auch in das Gesicht hineinschreiben. Damit erst rundet sich die bewunderungswürdige Lebensarbeit Galls zu einem brauchbaren Ganzen ab.

In den 35 geistigen Zentren des Schädels wählen wir die von Dr. Scheve in seinem „Katechismus der Phrenologie" gewählten Bezeichnungen. Es findet sich darin eine natürliche Gliederung in

I. Niedere Sinne = Triebe;
II. Gemütssinne, d. i. das Gefühlsleben;
III. Niedere Verstandessinne (Erkenntnis der Wirklichkeit oder praktisches Denken);
IV. Höhere Verstandessinne oder höhere Denkkräfte.

I. Niedere Sinne = Triebe.

„Nahrungssinn" (unbestimmt).
1. „Sinn der Geschlechtsliebe" (Geschlechtstrieb).
2. „Sinn der Kinderliebe".
3. „Einheitssinn" (Konzentration).
4. „Sinn der Anhänglichkeit".
5. „Kampfsinn" (Bekämpfungstrieb).
6. „Tätigkeits- oder Zerstörungstrieb".
7. „Verheimlichungssinn" (Verstellungstrieb).
8. Erwerbssinn" (Eigentumstrieb).
9. „Kunst- oder Bausinn" (Mechanischer Sinn) (gehört teils zu den „Trieben" [vergl. Biber, Fuchs, Biene] teils zu den niederen Verstandessinnen).

II. Gemütssinne (= Gefühlsleben).

10. „Sinn des Selbstgefühls" (Selbstachtung).
11. „Sinn der Beifallsliebe".
12. „Sinn der Vorsicht" (Behutsamkeit).
13. „Sinn des Wohlwollens".
14. „Sinn der Verehrung" (Ehrfurcht).
15. „Sinn der Festigkeit".
16. „Sinn der Gewissenhaftigkeit".
17. „Sinn der Hoffnung".
18. „Sinn für Wunderbares" (Wundersinn).
19. „Sinn für Ideales" (Idealität).
20. „Sinn für Scherz" (Witz).
21. „Sinn der Nachahmung" (Nachahmungstrieb).

III. Niedere Verstandessinne
(Erkenntnis der Wirklichkeit).

22. „Gegenstandssinn".
23. „Formensinn".
24. „Raum- oder Fernsinn" (Größensinn).
25. „Gewicht- oder Wägesinn".
26. „Farbensinn".
27. „Ortssinn".
28. „Zahlensinn".
29. „Ordnungssinn".
30. „Tatsachensinn".
31. „Zeitsinn".
32. „Tonsinn".
33. „Wortsinn".

IV. Höhere Verstandes- oder Denkkräfte.

34. „Vergleichungsvermögen" (Vergleichender Scharfsinn).
35. „Schlußvermögen" (Logik).

*

I. Sinn der Geschlechtsliebe.

Geschlechtstrieb, Fortpflanzungstrieb.

Gall fand, daß die geschlechtsstarken Tiere, die Bullen, Widder, Hähne, Hirsche, Hengste starken Nacken und starkes Hinterhaupt haben. Er schloß

daraus, der Geschlechtstrieb liege im Kleinhirn. Starkentwickeltes Kleinhirn bedeute starken Geschlechtstrieb, und dieser sei an starkem Nacken zu erkennen.

Ein praller, gewebsfester, gewölbter Nacken mit gesunder Strahlung läßt den Menschen mit gesunder Geschlechtskraft erkennen. Ein auffällig breiter, geröteter sogenannter „Stiernacken" zeigt große geschlechtliche Reservekräfte. Die Geschlechtskraft ist dann schier unerschöpflich. Sie langt durchaus nicht rasch auf ihrem Grunde an. Sie ist wie ein schwer zu bändigendes Tier.

Fig. 23. Die Organe des Hinterkopfes. 1 = Geschlechtssinn. Bei Männern mehr in die Breite gehend, breiter Nacken, bei Frauen mehr ansteigend zu 2 = Kinderliebe.

Fig. 24. Starke Geschlechtskraft im Nacken. Wenig Kindersinn. Geringe Gemütskräfte, weil eingesunkenes Mittelhaupt. Brutal und heftig, weil vorgebauter Unterkiefer. Rohe gewalttätige, gemütlose, sinnlich unersättliche Natur.

Fig. 25. Erloschene Geschlechtskraft im faltig-dürren Hals. Sinnliches Begehren im eingesunkenen Mund geschwunden. Welke, trockene Züge; daher trotz des hohen Mittelhauptes saftloses Gefühlsleben.

Solch eine unersättliche Geschlechtsgier zeigt der Stiernacken in Fig. 24.

Der eingefallene, gewerbsarme, faltig zusammengesunkene und farblose Nacken aber zeigt den geschlechtsschwachen Menschen. Er ist das Kennzeichen leidenden Alters oder die Folge zehrender Krankheiten, wie Krebs, Magenleiden oder Schwindsucht (Fig. 25).

Der Geschlechtstrieb ist bei Mann und Weib ein elementares Müssen. Die Natur diktiert die Fortpflanzung. Damit ein neuer Mensch werde, müssen beide Geschlechter vereinigt werden.

Die Natur hat durch die berauschende Schönheit des Geschlechtsgefühls dem menschlichen Egoismus das Kind abgelockt. Der Mensch genießt, und die Natur hat den Profit davon. Die Art bleibt erhalten.

Der Geschlechtstrieb zieht das eine Geschlecht zum andern hin. Er kann Himmel und Hölle sein. Hölle wird er, wenn der Trieb tierisch herrscht, wenn er — der wilde Sohn der Erde — ungebändigt tobt und die Zügel des Willens zerriß. Vor allem dann, wenn er, wie in Fig. 24, nichts als wahllos-wildes Toben der Natur ist — ohne die Liebe, die zartere Melodie der Seele.

Nach der Kraft ist das höchste die Beherrschung der Kraft, sagt Jean Paul.

Der Nacken verrät das Kraftmaß des Geschlechtlichen, sozusagen das verfügbare Kapital. Aber wie das Geschlechtliche sich äußert, mit welchen Kräften es sich verbindet und welche Rolle es demnach im Leben spielt, das ist in der übrigen Kopfform und vor allem im Gesicht zu erkennen.

Mit der Treue vereinigt, führt die Geschlechtsliebe zur glücklichen Ehe. Große Geschlechtslust bei mangelnder Anhänglichkeit führt zum Ehebruch. Geschlechtskraft mit Kampftrieb gepaart, gibt dem Manne sicheres Auftreten und läßt ihn Frauenliebe siegreich erobern. Mangelnde Liebeskraft mit übergroßem Sinn der Vorsicht (Sorglichkeit) ergibt Schüchternheit und linkisches Wesen gegenüber den Frauen. Besonders wenn das Hinterhaupt schlecht entwickelt, die Festigkeit also gering ist oder ein körperlicher Fehler das Selbstbewußtsein herabdrückt.

Hoher Verehrungssinn (gewölbtes Mittelhaupt) trägt in die seruelle Liebe die Hingebung hinein. Vorhandener Idealismus, an den seitlich gewölbten Stirnen erkennbar, macht die Liebe poetisch. Mit großer Geschlechtskraft vereint, wie bei Goethe und Schiller, wird Idealismus zur glühenden Verehrung. Ist dagegen bei hohem Verehrungssinn und großem Idealismus die Geschlechtskraft gering, so verzichtet diese gern auf ihre Rechte. Es entsteht die platonische Liebe, die nur geistige Werte kennt und nicht körperlichen Genuß.

Der körperlich starke Lilieneron besingt die Schönheit der sinnlichen Liebe. Der alternde Tolstoi verflucht in der „Kreutzersonate" die Geschlechtsliebe, die in seinem eigenen faltig-dürren Hals gänzlich geschwunden war. „Du kannst von dem, was du nicht fühlst, nicht reden", läßt Shakespeare seinen feurigen Romeo sagen.

Starke Geschlechtskraft drängt von selbst zur Ehe. Schwacher Trieb schafft viele Junggesellen. Frauen mit großer Sinnlichkeit können nicht ohne den Mann leben. In seiner Nähe leben sie auf, werden gesprächig und entfalten das ganze reizvoll-gefährliche oder auch plump-deutliche Spiel der Koketterie.

Bei der Frau ist der Geschlechtstrieb mehr passiv. Je wertvoller eine Frau, desto schwerer ist bei ihr der körperliche Trieb lösbar vom seelischen Erleben. Niedrige Naturen erleben Körperlich-Geschlechtliches auch ohne seelische Eindrücke.

Beim Manne ist der Geschlechtstrieb aktiver. Er tritt gebieterischer auf, plötzlicher; er trägt einen angreifenden, erobernden Charakter.

Die Geschlechtskraft hat ein zweites Zentrum im mittleren Teil des Rückenmarkes, dem Lendenmark. Hier tritt bei vielen Menschen um die Zwanziger Jahre herum ein Entzündungsvorgang in der Marksubstanz ein. Die Folge davon ist, wie Dr. A. Damm nachwies, eine geschlechtliche Hochspannung während mehrerer Jahre. Dann folgt Rückgang, Depression, Entartung, langsames Erlöschen und schließlich Verlust der Geschlechtskraft, wie in Fig. 25.

Gehirn und Geschlechts- (Keim-) drüsen stehen in Verbindung. Sie beleben und schwächen sich gegenseitig. Das Gehirn nährt sich von den Lebenserzeugnissen — den Saftströmen aller Drüsen. Kraftvolle Geschlechtlichkeit gibt der Persönlichkeit Feuer. Kühles, scharfes, abstraktes Denken arbeitet zwar ohne Sinnlichkeit nüchterner. Kant war unsinnlich und blieb Junggeselle.

Auch mathematisches Denken wird durch sinnliche Gefühle mehr gehemmt als gefördert. Aber wo Kraft der Phantasie, Glut und Schwung des Ausdrucks oder Leidenschaft in der Darstellung gefordert werden, da ist die Sinnlichkeit der geheime Brand, an dem sich alles, was nach außen lodert, entzündet.

Darum sind Künstler ohne Sinnlichkeit selten. Die Maler der Renaissance, die so viel jauchzende Frauenschönheit priesen, müssen diese Schönheit sinnlich empfunden haben.

Aus dem Quell der Sinnlichkeit strömt viel naive, gesunde Daseinsfreude. Mit den Augen dieser sinnlichen Lebensfreude gesehen, ist es, als ob alle Dinge in stärkere Farben getaucht seien. Alles erscheint saftvoller, froher. Es ist, als ob Gesang in unserem Blute sei. Die Nerven haben Spannkraft, und wir fassen das ganze Leben mit natürlichem Frohsinn und munterer Kraft an.

Das Wesen und das Dasein der meisten Menschen wird von dem Tage an müder, an dem die geschlechtliche Kraft zurückgeht. Die inneren Feuer erlöschen, und der Schritt des Lebens wird langsamer, bedächtiger.

Die Geschlechtlichkeit ist eins von den großen Liedern des Lebens. Ihre Kraft sitzt im Nacken. Wie dieses Lied aber gesungen wird, ob wild und leidenschaftlich, oder zart und keusch oder ganz unhörbar, ganz tonlos — das alles erkennnen wir nur am Gesicht.

Die Augen und die obere Stirn verraten mehr von den seelischen Kräften der Liebe, der Mund mehr von den sinnlichen. Ob mehr der Verstand oder mehr das Gefühl sich mit den Sinnen vereint, das bleibt zu erkennen.

Hohe Stirn und festgeschlossener Mund zeigen bezwungene Sinnlichkeit. Der Verstand herrscht. Er hat das Kommando. Die Sinne müssen in der Liebe gehorchen.

Der Mund ist sozusagen das Tor, durch das die Liebe in's Leben tritt. Er ist die Symbolik der sexuellen Wünsche.

Das erste große Erlebnis der Liebe ist der Kuß. Der erste Kuß. Durch ihn vermittelt der Mund der Seele einen ungeheuren Eindruck. Schlafende Gefühle werden geweckt. Träume formen sich zu Wirklichkeiten.

Ein großer, üppig-weicher Mund stellt dem sinnlichen Begehren keine Hindernisse entgegen. (Fig. 27.) Er scheint sinnliche Eindrücke widerstandslos aufzunehmen und ist unter Umständen auch unbeherrscht in ihrer Aeußerung.

Fig. 26. Typus der seelenvollen Liebe. Hohe Stirn, gewölbtes, gefühlsreiches Mittelhaupt, reichgewelltes Haar, feingeschwungene Augenbrauen, große, schöne Augen, voller, kleiner Mund, rundes und volles Kinn, gewölbter Nacken. Also gesunde Sinnenkraft mit reichstem Seelenleben. Oberer Gesichtsteil reicher und größer als unterer. Also Seelenleben größer als Sinnenleben.
Typus: Himmlische Liebe.

Fig. 27. Typus der sinnlichen Liebe. Dunkelhaariger Wuschelkopf. Flacheres Mittelhaupt mit geringeren Seelenkräften. Leidenschaftliche Gefühlskraft in den starken Augenbrauen und den tiefliegenden, von schweren Lidern halbgeschlossenen Augen. Sinnlich üppiger, begehrlich großer Mund, dickes Ohrläppchen, kräftiger Nacken. Unterer Gesichtsteil voller und üppiger als oberer. Also Sinnenleben stärker als Seelenleben.
Typus: Irdische Liebe.

Ein kleiner, schmallippiger, herbgeschlossener Mund wehrt Sinnliches ab. Er verbirgt auch eigene sinnliche Regungen. Er ist wie eine Schranke zwischen Außen- und Innenwelt. Es liegt etwas Schroffes, Abweisendes darin.

Männer mit solch schmalem festgeschlossenem Mund sind seltener auf den Spuren des Weibes zu finden, sicherlich meist auf denen, die zur Ehe führen. Frauen mit solch herber, schmaler Lippe sind dem Werben des Mannes schwer zugänglich. Sie sind spröde, unsinnlich, auch in der Ehe. Es fehlt ihnen die innig-weiche, sinnlich-gefühlsreiche Hingabe und Anschmiegsamkeit, die in der Liebe das Entzücken des Mannes sind.

Eine hohe Stirn wird immer imstande sein, die sinnliche Liebe zu durchgeistigen. Sie trägt in die bloße Beziehung der Geschlechter höhere Interessen hinein. Intelligenz erweitert auch in der Liebe den Horizont. Wenn die Sinnlichkeit sehr stark ist, kann nur der Geist sie aus ihrer Niederung emporreißen. Ohne geistige Werte versandet eine Ehe in sinnlicher Gemeinheit oder in Langeweile.

Warme, leuchtende Augen zeigen den Reichtum der Seele, der das irdische Erlebnis der Liebe zu einem Himmelsglück und zu einem Kunstwerk machen kann. (Fig. 26.)

Warme Augen verraten immer ein reiches Herz, verraten seelische Liebesfülle, die auch das Sinnliche durchdringt und veredelt. Wo sinnliche Kraft am gesund-strahlenden, gewölbten Nacken erkennbar ist und sich mit Augen verbindet, in denen es leuchtet wie aus den Tiefen eines Bergsees, da schöpft die Liebe sinnlich und seelisch aus reicher Fülle. Da kann sie in ungebrochener Kraft geben und nehmen. Da genießt sie und schenkt sie ein namenloses Glück. (Fig. 26.)

Indessen darf gerade in den Liebeskräften über dem Einzelnen nicht das Ganze übersehen werden. Wir wissen, daß an verschiedenen Stellen des Körpers — nicht nur am Nacken — erogene (erregbare) Stellen sind. Beispielsweise sind die Handflächen solche Gefühlszentren.

Hände können zu Kupplern werden. Von Handfläche zu Handfläche springen Funken über, die Liebe verraten und Liebe erregen.

Aber auch der ganze Mensch kann Liebe ausströmen, oder er kann kalt und fühllos sein wie eine geschnitzte mittelalterliche Holzfigur. Der Körper selber kann reich oder arm sein. Es kann von seiner üppigen Jugend, von seiner reifen Kraft ein Liebessehnen und Liebesverlangen ausgehen, wie aus einem Rosengarten, in dem in der Nacht schweratmend alle Knospen sich öffnen.

Der ganze Mensch kann aber auch trocken und welk sein, spitzig und dürr wie eine vergilbte Distelstaude. In den eigenen Gelenken knarrend wie ein alter Kirchenstuhl. Aus solcher Saftlosigkeit wachsen die besten Tugendrichterinnen.

Ich sah junge Mädchen, die im Lenz der Liebe standen wie ein junger Baum, der zum ersten Male voller Blüten ist. Etwas Seliges, Singendes, leise Jubelndes ging von ihnen aus, als seien sie sich des königlichen Reichtums bewußt, den sie zu verschenken haben. Das ist nicht nur ein Sang, der aus jenem geheimen Depot der Liebe im Nacken quillt, nein — diese Melodie singt der ganze Körper. Einmal im Leben steht jeder Mensch in Blüte. Einmal im Leben breitet jeder die Arme nach Liebe aus.

Aber wen die Natur nicht gar zu reich mit Liebeskraft segnete, dessen Frühling ist rasch vorüber, und der Alltag spannt ihn in Nüchternheit und Nützlichkeit ein.

Reich an Liebeskraft des Körpers und der Seele waren Madame de Staël und George Sand, Ninon de l'Enclos, Diana von Poitiers, Bettina von Arnim.

Zwei Frauen zeigen hier Reichtum und Armut an Sinnenkraft. (Fig. 28 und 29.)

Fig. 28. Orientalische Schönheit. Leidenschaftliche, hemmungslose Sinnenkraft. Kraftvoll gespannter Körper mit straffem Gewebe.

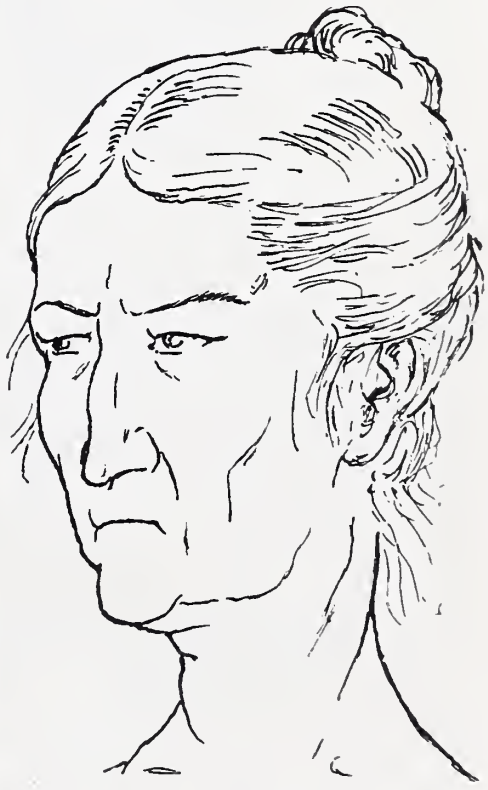


Fig. 29. Erloschene Gefühlskraft, die sich in ihr Gegenteil — in Härte — verkehrte. Gänzlich unsinnlich: Welker Hals, festgeschlossener Mund mit scharfen Lippen. Gefühlsharte Willensnase. Versteckte Augen mit bösem Blick. Typus der Xanthippe. Verdammt mitleidlos alle sinnlichen Schwächen der Menschen. Böse Splitterrichterin. Selber streng tugendhaft: Parabel vom Fuchs und den Trauben.

Die eine ist die braunhäutige Tochter des Orients. Wie sinnliche Schwere liegt es über ihr. Der reife Körper, der volle Nacken, der üppig-volle Mund, die breite Nase, die gestrafften, prallen Glieder, die Prachtlinie der Hüfte, das glutvolle Auge — das alles ist, als ströme es die sinnliche Urkraft der Erde aus, die im Weibe liegt.

Im anderen Bild, Fig. 29, ist die Liebe erloschen. Im welken Hals versiegte ihre Kraft. Ihr Strombett ist im Schwund von Brust und Hüften versandet. Hier lockt nichts mehr. Denn lockend ist nur das, was geben kann. Die Lippen schlossen sich, wie im Verzicht. Alle lodernden Feuer sanken im

Innern zusammen. Die Not ward Tugend. Die Sinne laufen nicht mehr Sturm gegen die Vernunft. Nie mehr. Sie begreift die Menschen in der Liebe nicht, vor allem nicht die Jugend, und ist ein Gefangenenwärter für ihren Mann.

Der Ärmste! — — —

*

Ein Mensch ohne sinnliche Gefühle ist wie ein Bild ohne Farbe. Es fehlt ihm etwas, ohne das er nie das Wesen und das Handeln eines andern Menschen begreifen kann. Darum wird ein unsinnlicher Mensch selten ein guter Menschenkenner werden. Ihm fehlt der stärkste aller Instinkte.

Der Verstand ist eine kalte Sprache, mit der die Menschen aneinander vorbeireden. Gefühl und Sinne allein begreifen sich. Die Seele hat mehr mit den Sinnen zu tun, als mit dem Verstand. Unsinnliche Menschen sind oft auch seelenarm. Und wo in der Ehe einem von beiden Gatten die Zaubermelodie des Sinnlichen fremd ist, da wird die Liebe immer die kühle Luft eines leeren Raumes verspüren, den auch die Riesenarme der Sehnsucht nicht überbrücken.

Liebe ist das wahrhaft lebenswerte Glück des Lebens. Liebe erschließt alle Tore unserer Seele, alle Geheimnisse unseres Seins. Arbeit und Beruf, Besitz und Erfolg sind schön. Aber schöner, weit schöner als alles, was uns das Leben geben kann, ist doch ein Mensch, den wir lieben. Ein Mensch, den wir ein Leben lang hüten wie ein uns anvertrautes köstliches Gut. Ein Mensch, in dessen liebende Hände wir unsere ganze Seele legen. Ein Mensch, mit dem wir in Liebe trauliche Stunden verleben, und der uns das Beste schenkt, was es gibt: Ruhe, Frieden, Innigkeit und das grenzenlose Glück, mit dem zwei Seelen ineinander tauchen, die sich nie wieder trennen!

---

2. Kinderliebe.

(Von Gall auch „Jungenliebe" genannt.)

Gall fand bei allen Frauenhirnen und -Schädeln, ebenso bei allen Tierarten, von der Spitzmaus bis zum Elefanten, den unteren Hinterkopf stärker als beim männlichen Geschlecht. Er konnte sogar bei einem im Wasser schwimmenden Gehirn auf diese Weise das Geschlecht erkennen.

Er schloß daraus auf das Vorhandensein eines ursprünglichen Triebes, der in besonderem Maße dem weiblichen Geschlecht eignet.

Das ist die Kinderliebe, die also im unteren Hinterkopf liegt, gleich über dem Knochenvorsprung des Hinterhauptbeines.

Die frühere und stärkere Entwicklung dieses Sinnes hängt beim Mädchen — gegenüber dem Knaben — wohl mit der Entwicklung der Eierstöcke

zusammen. Indessen scheinen die Eierstöcke hier weniger wichtig zu sein, als das Organ im Gehirn, bezw. am Kopf selber. Denn Kindesliebe schwindet nicht mit einer Erkrankung der Eierstöcke, noch weniger mit dem gänzlichen Schwund derselben in den Wechseljahren. (Klimakterium.)

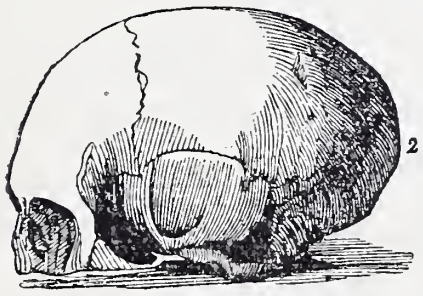


Fig. 30. Große Kinderliebe. Geduldig in der Pflege von Kindern, Kranken, Tieren. Gute Mutter.

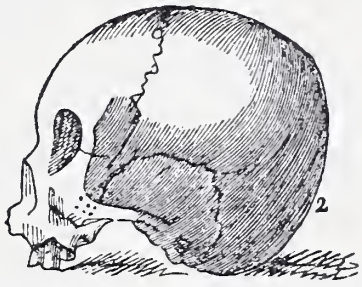


Fig. 31. Geringe Kinderliebe. Ungeduldig in der Pflege von Kindern. Nachlässige, liebloſe Mutter.

Die Kinderliebe ist eine von den ganz tiefen Wurzeln des Menschlichen in uns, einer von den ganz tiefen Tönen der Natur. Das Neugeborene ist schwach, das Kind jahrelang hilfsbedürftig. Nur Kinderliebe rettet der Menschheit die nachwachsenden Werte. Sie hat gar nichts zu tun mit der größeren oder geringeren Intelligenz. Denn diese ist eine Sache des Großhirns, des Stirn-Schläfenhirns.

Die Kinderliebe aber sitzt im unteren Hinterhaupt, im Kleinhirn. Sie ist eine elementare Kraft, ist entweder vorhanden oder nicht vorhanden. Frauen mit diesem Organ sind gute Mütter; sie pflegen ihre Kinder mit rührender und hingebender Sorgfalt.

Ist bei jungen Mädchen der untere Hinterkopf stark gewölbt, so spielen sie von früh auf gern mit Puppen. Sie beschäftigen sich gern mit kleinen Kindern, denken mit Wonne an Kinder in der Ehe und heiraten gern, um Kinder zu haben.

Ist der Nacken schwach, also die Geschlechtskraft gering, so erlischt diese leicht mit dem ersten Kinde völlig. Denn der Anblick des Kindes facht die Kindesliebe täglich an, und die Freude am Geschlechtlichen erlischt völlig. Die Kinder treten in den Vordergrund.

Fehlt es dabei der Frau an Klugheit und Einsicht, an Feingefühl und seelischer Weite, so kann in ihrer Ehe leicht der Mann das fünfte Rad am Wagen werden. Er ist Ernährer, Versorger; aber die Kinder spielen die erste Geige. Ihm bleibt daheim nur soviel Platz, als übrig ist, wenn die mütterliche Glucke behaglich die Flügel über ihre Jungen spreizt.

Bei sehr stark entwickeltem Organ der Kinderliebe entsteht jene übertriebene Sorgfalt und verzärtelnde Nachsicht, die wir Affenliebe nennen. Sie

ist ein Fluch für die Kinder, die dann leicht ihr Leben lang ohne Rückgrat, als Weichlinge und Schwächlinge herumlaufen.

Uebertriebene Kindesliebe trägt manchen Zwiespalt in die Ehen, wenn der ruhiger urteilende Mann in der Erziehung Forderungen stellt, vor denen die mütterliche Güte und Herzensweichheit zurückschreckt.

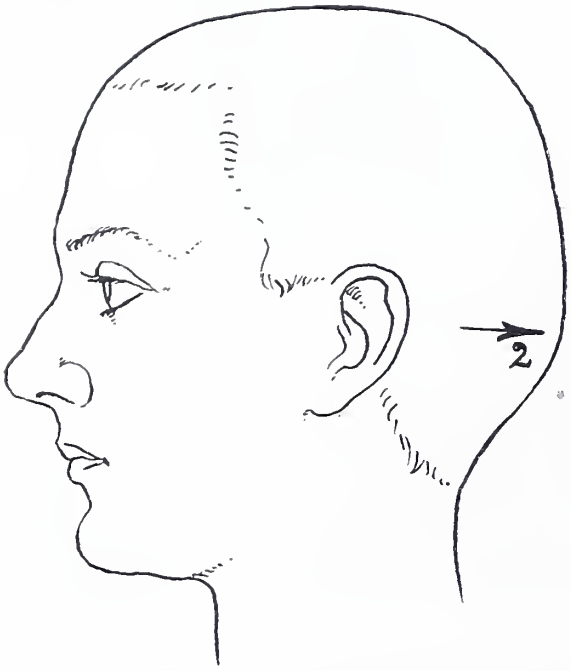


Fig. 32. Große Kinderliebe. Geduldig im Kleinen. Besitzt Kleinsinn, der auch für Mechanik zu gebrauchen ist. Guter Lehrer. Engelsgeduld. Leidet unter Kinderlosigkeit in der Ehe. Kann sich lange und ausdauernd mit Kindern beschäftigen.

Fig. 33. Mangel an Kinderliebe. Ungeduldig im Kleinen. Als Lehrer wenig geeignet. Sonst vortrefflicher Kopf; schön gewölbter Oberkopf. Vornehm denkend. Wird also trotz geringerer Kinderliebe gegen Kinder gütig sein.

Schwache Kindesliebe bei Mann oder Frau macht gleichgültig gegen Kinder. Solche Menschen leiden in der Ehe nicht unter Kinderlosigkeit. Sie haben noch so vieles andere, was sie ausfüllt.

Wo aber starke Kindesliebe vorherrscht, da ist Kinderlosigkeit in der Ehe ein schmerzliches Entbehren, das nur durch ein angenommenes Kind, wenn auch nicht vollkommen, gestillt werden kann.

Ist die Kindesliebe beim Manne stark, so kann er untröstlich sein über Kinderlosigkeit seiner Frau. Ja, dieser Mangel kann sich als feindseliger Schmerz zwischen ihn und seine Frau stellen.

Kindesliebe ist ein starker Anker der Treue im Hafen der Ehe. Wer seine Kinder liebt, vagabundiert nicht in Liebeserlebnissen außerhalb seiner Ehe. Vor allem dann nicht, wenn die Kindesliebe die Geschlechtskraft überragt.

Ist aber die Kindesliebe gering, der Geschlechtssinn hingegen stark, so verläßt ein Mann seine Frau und neigt zu Abenteuern außerhalb seiner Ehe. Oder — — die Frau verläßt den Mann und die Kinder und läuft dem Lieb-

haber nach. Sie wird, weil das schwache Band geringer Kindesliebe leicht zerrissen ist, leicht ein Opfer ihrer heftigen sinnlichen Wünsche und des unheilvollen Einflusses, den ein schlechter Mensch leicht über eine sinnliche Frau gewinnen kann.

Hier spielen aber noch sittlich hemmende Kräfte eine Rolle und das persönliche Maß von Klugheit und Beherrschung. Nur der gemeine Mensch läßt sich von den elementaren Kräften seiner sinnlichen Natur in widerwärtige und verhängnisvolle Abenteuer locken.

Auch der Geist der Zeit und die Moral der Gesellschaft üben ihren Einfluß auf den Einzelnen aus. Eine ganze Zeit kann sittlich hoch stehen oder moralisch gesunken sein. Im kaiserlichen Rom, inmitten des faulen Schlemmerlebens von Pompei und Bajä, gehörte der Ehebruch zum guten Ton. Und im „galanten Jahrhundert" Casanovas wäre in der „guten" Gesellschaft selbst der beste Menschenkenner in Verlegenheit gekommen. Es war die Zeit, die über die Gesinnung herrschte, nicht mehr die Kopfform.

Schließlich — die Sinnlichkeit des Menschen liegt beständig auf der Lauer. Sie ist wie ein angekettetes Tier. Es ist nicht schwer, die Kette zu lösen; aber schwer, sie wieder festzumachen.

Verbindet sich mangelnde Kindesliebe mit starkem Zerstörungs- (Mord-) sinn und verbrecherischen Neigungen, so kann es zum Kindsmord kommen. Man findet ihn selten bei Negern; denn bei ihnen ist das Organ der Kindesliebe sehr stark, der untere Teil des Hinterkopfes meist auffällig gewölbt.

Wird ein Mensch mit großer Kindesliebe geisteskrank, so wird sein Wahnsinn sich mit Kindern beschäftigen. Eine hochbegabte Lehrerin, die unter allen Umständen den Staatsdienst verlassen und heiraten wollte, verlor den Verstand. Wenige Tage darauf erzählte sie an einem Morgen, daß sie zwei Kinder geboren habe. In ihrem Wahn besaß sie das, was die Wirklichkeit ihr nie gegeben hatte.

Lehrer und Lehrerinnen sollten sich prüfen, ob sie genügenden Kindersinn besitzen, durch den allein in die erzieherische Arbeit die notwendige grenzenlose Geduld hineingetragen wird. Kindesliebe und Wohlwollen vereinigt, machen erst den rechten Erzieher.

Die Kindesliebe ist nicht nur die Freude am Kinde, sondern am Kleinen, Schwachen, Hilfsbedürftigen überhaupt. Sie erzeugt — mit dem Wohlwollen vereint — die Fähigkeit zur Krankenpflege. Wird nicht der kranke Mensch in seiner Schwäche zum Kinde? Braucht er nicht mütterliche Sorgfalt, mütterliche Liebe?

Krankenpfleger und Pflegerinnen sollten nicht schmale, scharflinige Lippen haben, sondern einen weichen Mund und warmblickende Augen. Wer hat nicht in Krankenhäusern schon Schwestern mit messerscharfen Lippen und einem verbis-

senen Zug um den Mund gesehen, die hart und schroff die Kranken anfahren? Fig. 29 darf nicht Krankenpflegerin werden.

Wer sich der Liebe weiht, muß selber reiche Liebe haben. An seinem Kopf müssen wir Kindersinn und Wohlwollen, in seinem Gesicht eine warme Seele finden.

Aber Kinderliebe und Wohlwollen sind doch zwei ganz verschiedene Fähigkeiten, von denen jede ohne die andere bestehen kann. Man kann viel Wohlwollen besitzen und doch ein schlechter Lehrer sein, zu dem sich kein Kind hingezogen fühlt. Es fehlt dann der ursprüngliche Sinn für das Kind, der allein im Stande ist, die zarten Regungen der Kindesseele und ihren scheuen, stammelnden Ausdruck zu verstehen.

Fig. 34. Ellen Key.
Schwedische Schriftstellerin. Verfasser der Bücher: „Essays", „Liebe und Ehe", „Das Jahrhundert des Kindes" u. a. Mütterlicher Typus, gutmütig, kinderlieb. Die Züge sind etwas verschwommen, und die Nase strebt in's ungezügelt Sinnliche. Sie kämpfte gegen die Ehe, für die sinnlichen Rechte der Frau und für ihr Recht auf das Kind.

Dies ist nur zum Teil eine Sache des Verstandes. Man kann auf dem Seminar mancherlei lernen. Aber die Schul- und Seminarzeugnisse haben hinterher verteufelt wenig damit zu tun, ob die Kinderherzen einem Lehrer warm entgegenschlagen oder sich scheu von ihm abwenden.

Kindesliebe ist nicht Verstand. Sie hat wenig mit sogenannter „Bildung" zu tun. Was sollten alle die kleinen Kinder anfangen, deren Mütter reich an Güte, aber arm an Wissen sind! Es gibt gebildete Frauen, die kluge und seelenvolle Mütter sind; aber es gibt auch andere, die ihre Kinder in allen Dingen den Dienstboten überlassen. Sie haben wenig Kindersinn.

Der Kindersinn ist eine Eigenschaft des Kleinhirns. Im Kleinhirn sitzen die prachtvollen, elementaren Triebe unserer Tiernatur. Es ist der Quell der Instinkte. Etwas müssen wir Menschen uns bewahren von der wilden Sprache der Natur. Wird das Kleinhirn geschwächt, so geht es mit unserer Fortpflanzungskraft, unserem biologischen Wert, mit unserer Sinnenkraft und Da-

seinsfreude, mit dem menschenerhaltenden Kindersinn bergab. Wir verlieren dann den Boden unter den Füßen und den Erdgeruch aus der Nase. Der Mensch rückt ganz und gar in die Großhirnwelt hinein. Er ist nicht mehr Natur und Instinkt, sondern Gedankengespinst und Theorie.

Bei Frauen ist die Maßlosigkeit der Großhirnentwicklung vom Uebel. Es geht allemale auf Kosten des Kleinhirns. Auf Kosten der sinnlichen Kraft und der Kindesliebe.

Bei Frauen frißt die Gelehrsamkeit des Großhirns leicht die Instinkte aus dem Kleinhirn auf. Die Natur verstummt, und das Gehirn tanzt das Menuett kühler Ueberlegung. Wo die Sinnlichkeit schwand, da verklingt der wilde, schöne Sang der Natur. Der Mensch bricht seine Zelte in der Natur ab, und schlägt sie neu auf — in Büchern.

Vereint sich Kindesliebe mit Erwerbssinn, so wird der Erwerb den Kindern zugeschoben. Die Eltern arbeiten und sparen um der Kinder willen und opfern viel von ihrer eigenen Ruhe, ihrer eigenen Kraft.

Ob sie damit den Kindern eigne Kraft geben, ist eine ernste Frage.

Sinnlichkeit zeigt der starke Nacken der schwedischen Schriftstellerin Ellen Key. Und aus dem gutmütigen, breiten, lebenspraktischen Gesicht leuchtet Kinderliebe. Die Stirn — in der Mitte hochgewölbt — hat Wohlwollen. Ellen Key predigte in ihren Schriften das Jahrhundert des Kindes.

Ist es nicht, als könne man ihre sinnlich-naheliegenden, ein wenig verschwommenen Forderungen von ihrem sinnlich-praktischen, ein wenig verschwommenen Gesicht ablesen? (Fig. 34.)

---

3. Einheitstrieb.

(Konzentration; auch Häuslichkeit, Liebe zur Scholle und zur Heimat.)

Dieses Organ — die Konzentration — liegt in der Mitte des Hinterhauptes gleich über der Kinderliebe. Links und rechts ist es flankiert von dem etwas tiefer liegenden Organ der Anhänglichkeit, das doppelseitig angebracht ist.

Die meisten Menschen kennnen die Konzentration, weil sie sie — nicht haben. Sie ist ihnen ein negativer Begriff und wird ein sehnsüchtiger Wunsch.

Konzentration ist Sammlung, ist Aufmerksamkeit, innere Geschlossenheit, Zielstrebigkeit und Richtung. Es ist die Fähigkeit, sich mit allen Kräften und Fähigkeiten bewußt auf ein Ziel einzustellen, sich nicht ablenken, nicht zerstreuen zu lassen.

Es ist die Kraft großer Persönlichkeiten, vor allem die Tugend erfolgreicher Tatmenschen.

Der „Einheitssinn" bedeutet gesammelte Kraft.

Wo das Hinterhaupt in seinem oberen Teil kraftvoll und energisch sich wölbt, wie bei Richard Wagner (Fig. 37), Dr. Karl Peters (Fig. 40) oder Prof. Adolf von Harnack (Fig. 38), da haben die Götter sozusagen den Erfolg in die Wiege gelegt.

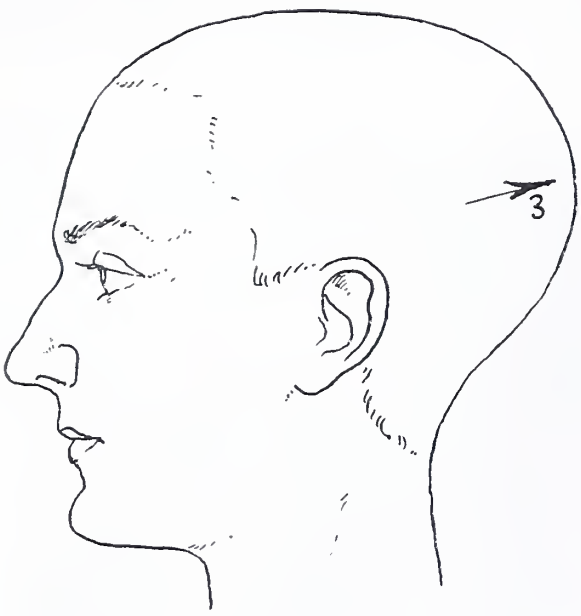


Fig. 35. Starke Konzentration. Kann lange bei einer Sache bleiben.

Fig. 36. Schwache Konzentration. Bleibt nicht lang bei einer Sache.

In all diesen Köpfen ist ungewöhnliche Konzentration vorhanden. Im großen Werk dieser Männer liegt der Brennpunkt ihres Lebens. Alles im Leben haben sie ihrem Werk untergeordnet. Nicht zuletzt ihre eigene Bequemlichkeit. Sie wechselten nicht mit ihren Plänen, wechselten nicht das Ziel. Sie blieben sich selber treu, ließen sich durch niemanden und durch nichts vom Ziel ablenken. Sie wußten, was sie wollten.

Freilich — die Konzentration wird umso leichter, je mehr ein Mensch bedeutende Fähigkeiten besitzt. Hervorragende Geisteskräfte drängen eher auf ein Ziel hin, als es die Alltäglichkeit tut. Wen die Natur mit großen Gaben segnete, der wird schon durch den Erfolg eher auf einen bestimmten Weg gedrängt, als die große Masse der Durchschnittsköpfe. Wo ein großes Ziel winkt, da werden Ehrgeiz und inbrünstige Sehnsucht eher alle Kräfte anspannen.

Konzentration nimmt alles auf, was dem einen, einzigen Ziele gilt. Konzentration ist nicht nur gesammeltes Schaffen; sie ist auch Aufmerksamkeit. Sie ist die Fähigkeit, das Wesentliche zu sammeln, den Gehalt, sozusagen den Extrakt der Dinge in einen Hauptgedanken zusammen zu fassen.

Wo sie fehlt, wo also der obere Hinterkopf flach, abgeplattet, abschüssig ist, da wird der Mensch und sein Leben nicht kraftvoll zusammengehalten. Das Denken und Empfinden heftet sich an jeden zufälligen Eindruck, jedes gleich-

gültige Ereignis. Es wird abgelenkt vom Hauptweg und in's Gebüsch der Nebensächlichkeiten gerissen, wie in Fig. 39.

Solche Zerstreutheit ist ein Unglück. Das Leben geht in die Breite. Es wird formlos, planlos. Menschen dieser Art lassen sich treiben. Sie haben nicht die Hand am Steuer. Ihr Leben hat keinen Grundriß, keinen Plan. Oder es hat sehr viele Pläne, alle Tage einen andern.

Fig. 37. Richard Wagner. Naturaufnahme. Deutschlands genialster Musikdramatiker. Geb. 22. Mai 1813 in Leipzig als Sohn eines Polizeiaktuars, gest. 13. Febr. 1883 in Venedig. Stärkste Konzentration im Hinterhaupt. Setzte sich schon zu Lebzeiten mit äußerster Hartnäckigkeit durch, bis er mit dem Jahre 1876 seine Werke im eigenen Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth aufführen konnte.

Fig. 38. Adolf von Harnack. Geheimer Rat, Professor an der Universität Berlin. Berühmter Kirchenhistoriker und Bibelforscher. Schrieb ein 8bändiges Werk über Dogmatik. Allergrößte Konzentration im Hinterhaupt.

Verbindet sich mangelnde Konzentration mit einer zurückweichenden, „fliehenden" Stirn und einer kurzen, eingedrückten Nase oder gar noch mit einem Gesicht, das nach unten keinerlei Breite besitzt, sondern schmal und spitz ist, dann ist der Typus des erfolglosen Menschen fertig. Sicherlich setzt er sich im praktischen Leben nicht durch.

Die fliehende Stirn macht den Sanguiniker, den Menschen, der leichten Blutes über etwas hinwegkommt. Ist sie hoch und gewölbt, aber stark zurückweichend, zugleich aber der Einheitssinn gering, so tanzt eine Fülle fernabliegender, glückseliger, leichtgläubiger und hoffnungsbeschwingter Gedanken

sorglos über allen Wirklichkeiten. Nur Anker werfen können diese Gedanken nicht. Sie bleiben heitere Luftgebilde und verwurzeln nicht im tatsächlichen Leben.

Dies hat — mitsamt dem Einheitssinn — gar nichts zu tun mit der Frage, ob einer begabt sei oder unbegabt. Zwar hausen die Begabten mehr in den Höhen, die Unbegabten mehr in den Niederungen und im Alltag. Aber es gibt talentvolle und talentlose Träumer.

Fig. 39. Gänzlicher Mangel an Konzentration. Der ganze Kopf scheint nur aus Vorderkopf zu bestehen. Das Tatgebiet im Hinterhaupt fehlt ganz, ebenso die physische Lebenskraft im schmalen, verkümmerten Untergesicht. Also Uebergeistigkeit in der riesigen Stirn. Da aber die Konzentration und die sinnliche Wirklichkeit mangeln, so neigt der Geist zu Ueberspanntheit, zu Phantastereien, Wahngebilden. Er hat die Erde verlassen; gerät mit der Wirklichkeit und mit den Menschen in Konflikte. Das Ohr zeigt seelische Verwirrung.

Mit Talent und als Träumer kann man auf zwei verschiedenen Wegen ein Dichter, ein Künstler oder eine Nachteule werden. Auf die Gestaltungskraft und auf die Sammlung kommt es an.

Dr. Karl Peters, der ehemalige deutsche Reichskommissar, eroberte mit der großartigen Konzentration seines scharfprofilierten herrischen Cäsarenschädels das deutsche Südwestafrika. Er schlug Negerkönige auf ihrem eigenen Thron um die Ohren. Sein Freund, der okkultistische Gelehrte Dr. Hübbe-Schleiden, hat bezeichnenderweise von ihm behauptet, er sei in seinem früheren Leben Dschingis-Khan, der mongolische Eroberer, gewesen.

Intelligenz und Konzentration sind nicht immer so liebevoll verschwistert. Oft sind die klügsten, die begabtesten Menschen schrecklich zerstreut. Sie sind wie Halme, die im Winde wehen, bald hier-, bald dorthin. Sie können bedeutend überholt werden von Menschen, die weniger Begabung, aber mehr Sammlung haben. Erfolg ist am Ende immer eine Sache der Tat.

Menschen mit großer Konzentration drücken sich in Wort und Schrift kurz und knapp aus. Sie gehen auch darin auf's Ziel los.

Ludendorff's „Kriegserinnerungen" sind ein Musterbeispiel knappster Fassung. Keine Weitschweifigkeiten, keine Wiederholungen, immer das Wesentliche heraushebend.

Die „Lebenserinnerungen" von Dr. Karl Peters*), drücken gleichfalls — in der nüchternen Knappheit des Stils — höchste Konzentrationsfähigkeit aus. Er wurde schon auf der Universität durch den „schönen und klaren

*) Hamburg 1918. Rüsch'sche Verlagsbuchhandlung. Diesem Buche ist mit Erlaubnis des Verlags das Bild von Dr. Karl Peters entnommen.

Stil" Schopenhauers angezogen. „Fichte, Hegel, Schelling mit ihrer breiten, gewäschartigen Schreibweise . . stießen mich so ab, daß ich sie bald beiseite warf."

Im Einheitstrieb ist — als ein eigener und besonderer Teil von ihm — die Heimatliebe eingeschlossen. Sie bedeutet Seßhaftigkeit und ist ein anderer

Fig. 40. Dr. Carl Peters (Sommer 1917).
Hervorragender Afrika-Eroberer. Geb. 27. Sept. 1856 in Neuhaus a. Elbe, gest. 1917 in Harzburg. Tatkraft, Konzentration und Heimats-(Vaterlands)liebe im starken Hinterhaupt. Außerordentliches Selbstgefühl. Geringer Verehrungssinn im Mittelhaupt. Rücksichtslose Draufgängernatur (Nase, Kinn und Hinterhaupt = große Tatenenergien). Hohe Intelligenz.

Ausdruck von Geschlossenheit und Konzentration. Wem der Heimatssinn fehlt, der hat Unruhe in den Adern. Seine Empfindungen wurzeln nicht im Boden, nicht in der Scholle.

Bei Dr. Karl Peters und Ludendorff ist trotz ihres bewegten Lebens der Heimatsgedanke immer die große Flamme gewesen, die in ihrem Herzen brannte.

An den Eroberer-Köpfen von Dr. Karl Peters und Ludendorff ist dargestellt, daß die gebogene, willenskräftige Herrschernase und der plastische, energisch geschnittene Mund die Konzentrationsfähigkeit steigern und den Tatwert der Persönlichkeit erhöhen. Denn alle Ausführung liegt schließlich im Gesicht.

---

4. Sinn der Anhänglichkeit.

Treue, Familiensinn, Fähigkeit zur Freundschaft.

Kinderliebe und Einheitssinn sind auf der Mitte des unteren Hinterhauptes übereinander gelagert. In gleicher Höhe von beiden liegt links und rechts

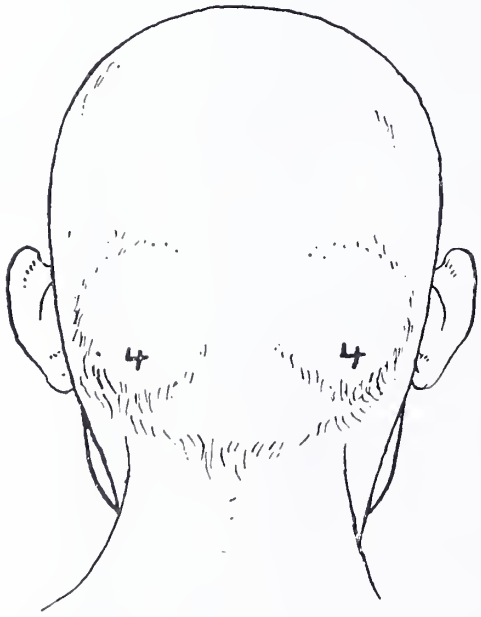


Fig. 41. Große Anhänglichkeit. Treuer Mensch. Seelisches Liebesbedürfnis. Schätzt die Freundschaft.

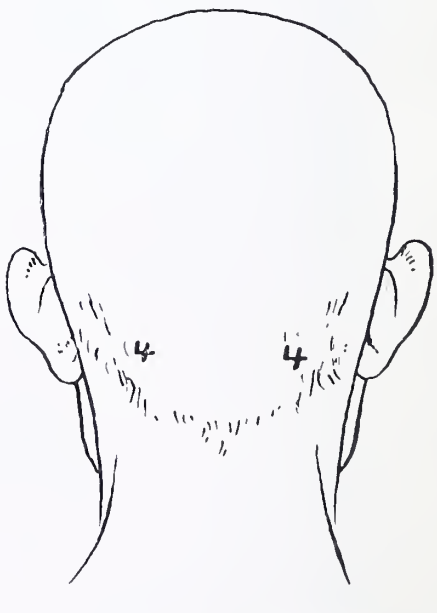


Fig. 42. Geringere Anhänglichkeit. Unzuverlässig in der Liebe, die ihm weniger seelisches Bedürfnis ist.

auf den zwei Schädelhälften (am hinteren Rande des Seitenbeins) der Sinn der Anhänglichkeit, der aber nach den Ohren hin durch den Kampfsinn (5) abgegrenzt wird. Die untere Grenze ist etwa die Hinterhauptsnaht.

Kann hier durch Abtasten beiderseits eine merkliche Wölbung gefunden werden, so ist der Charakter anhänglich. Der Kopf erscheint dann an dieser Stelle breit. Ist er aber hier flach oder eingesunken, so fehlt dem betreffenden Menschen die Anhänglichkeit. Er ist unzuverlässig in der Ehe. Er vergißt seine Freunde, ja er hat kein sonderliches inneres Bedürfnis nach Freundschaft und Liebe.

Frauenköpfe sind an dieser Stelle meist breiter als die Köpfe der Männer. Sie sind deshalb anhänglicher. Sie opfern mehr für ihre Liebe. Sie haben schon in früher Jugend — weit stärker als Männer — einen Hang zur Freundschaft, zur Anschmiegung und innigen Beziehungen.

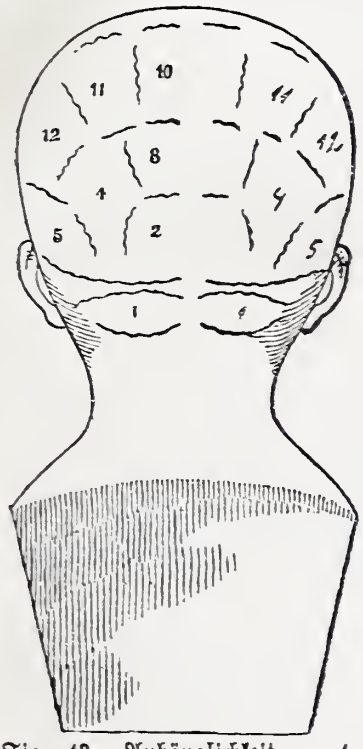


Fig. 43. Anhänglichkeit = 4.

Die Köpfe der treuen Hunde sind hinten breit und gewölbt. Am schmalen Hinterkopf erkennt man das ungetreue, unzuverlässige Tier. Der Kopf des treuen Papageien hat hinten auffällig starke Wölbung.

Mangel an Anhänglichkeit macht einsam. Er sondert den Einzelnen von den Andern ab, macht ihn zum Einsiedler, zum Eigenbrödler und — wenn der Geschlechtstrieb fehlt — zum Junggesellen.

Anhänglichen Menschen wird das Alleinsein zu einer lähmenden Last. Sie wollen warmes Leben neben sich fühlen. Sie suchen Freundschaft und Liebe.

Liebe ist ein Hungern der Seele, unter dem die anhänglichen Menschen mehr leiden als die andern. Sie gehen zu Grunde in der Einsamkeit. Und wenn sie nicht Freundschaft oder Liebe bei den Menschen finden, so haben sie Möbel, Kleider, Erinnerungen, an denen sie mit ganzer Seele hängen. Oder sie schenken ihr ganzes großes Zärtlichkeitsbedürfnis einem stummen Tier.

Anhängliche Menschen in der Ehe sind immer beisammen und können nicht einer ohne den andern sein. Sie geizen mit den Minuten. Sind sie nicht glücklich in der Ehe, so leiden sie schwer darunter. Ja, ihr Bedürfnis nach Zuneigung und Hingabe kann sie einem Andern in die Arme treiben.

Das Urteil in den Liebeserlebnissen der Menschen ist oft hart und vorschnell. Man urteilt nach Geschehnissen und nicht nach Gründen. Man sieht die Wirkungen und forscht nicht nach den Ursachen. Je weniger man begreift, desto mehr macht man aus Tatsachen Skandale.

Wer in der Ehe alles Glück der Seele und der Sinne fand, dem ist das Treusein leicht gemacht. Eine Ehe, tiefversunken in der seligen Melodie vom Glück, Herzen, in denen die Liebe wie mit Psalmen betet, werden nicht aufgeschreckt durch den Verrat. Wie aber, wenn ein Mann in der Ehe alles entbehren muß, was über Ordnung und regen Fleiß hinausgeht? Wenn seine Ehe ein Wirtschaftsunternehmen ist, von einer unfreundlichen Frau beherrscht? Was ist Treue ohne Liebe?

Die Anhänglichkeit ist also eine Grundkraft. Sicherlich kann sie durch seelenvolle Erziehung gemehrt und durch Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit ge-

stärkt werden. Aber wo sie fehlt, da ist im Charakter mit diesem Mangel stark zu rechnen.

In der Liebe darf man die Anhänglichkeit nicht ohne weiteres eine sinnliche Kraft nennen. Wieviele Frauen haben Bedürfnis nach Kuß und Zärtlichkeit, nach Liebkosung und Körpernähe und lehnen doch die geschlechtliche Hingabe mit innerstem Widerstreben, ja mit Angst und Widerwillen ab.

Wer kennt sich gänzlich aus in der Kompliziertheit einer Frauenseele! Seelisches ist nicht Sinnliches. Jede Kraft hat ihre eignen Wurzeln, ihren eignen Sitz. Und nur sorgfältige Beobachtung des Menschenkenners kann die Rätsel lösen, die Menschen in der Liebe, in der Ehe und in der Freundschaft glücklich oder unglücklich werden lassen.

Wahrscheinlich kommen wir hier auch der finstersten aller Mächte in der Liebe, der Eifersucht, nahe. Wo heftige Sinnlichkeit, große Anhänglichkeit und starke Sorglichkeit den geliebten Mensch ganz und restlos besitzen wollen, da vermag die Eifersucht den Frieden der Liebe bald zu scheuchen. Es sind die hinten breiten Köpfe, die dem Satan der Eifersucht verfallen und ihre Träume am hellen Tag mit drohenden Gespenstern füllen.

Wo aber die Anhänglichkeit fehlt, da kann nur allergröbster Egoismus dem andern mißtrauen. Meist herrscht Gleichgültigkeit. Zumal, wenn die eigene Schuld es nicht rätlich erscheinen läßt, irgendwelche Schleier zu lüften.

5. Der Kampfsinn.

Selbstverteidigung, Mut, Angriffslust, Bekämpfungstrieb, Streit- und Zanksucht, Raufluft.

Gall ließ einmal unter einer großen Zahl von Kutschern und Lohndienern sich von ihnen selbst die Streitsüchtigen bezeichnen und trennte sie von den Friedfertigen und von den Feiglingen. Das Ergebnis war überraschend. Die angriffslustigen Burschen hatten 2 bis 3 cm hinter dem Ohr und in der Höhe des oberen Ohrenrandes, am hinteren und unteren Winkel des Seitenwandbeins, deutlich breitere Köpfe als die Friedliebenden.

Der an dieser Stelle vermutete „Kampfsinn" hat sich überall bestätigt.

Gewöhnlich wird der Kopf von der Ohrachse aus nach hinten schmaler. Wo aber viel Mut und Kampfsinn, viel Verteidigungskraft herrschen, da behält der Kopf noch 2 bis 3 cm hinter den Ohren die gleiche Breite. Ja, er nimmt wohl noch an Breite zu, ist also ein Stückchen hinter dem oberen Ohrenrand noch breiter als zwischen den Ohren. In diesem Falle gehen Mut und Verteidigungskraft zum Angriff über und werden Wagemut, Eroberung oder Streitsucht.

Ganz ohne Kampftrieb ist der Mensch ein Schwächling. Entwicklung beruht ja doch zum Teil auf der kraftvollen Verteidigung persönlicher Besonderheit gegen die gleichmachende, uniformierende Allgemeinheit. Selbstverteidigung ist ein Ausdruck von Lebenskraft und Persönlichkeit.

Gefahren und Widerstände sind überall. Das Leben selber türmt sie auf, damit sich erweise, wer stark, wer schwach sei. Wer nicht kämpft, ist ein Feigling. Sich selber durchsetzen — das ist ja doch das höchste Glück der Persönlichkeit.

Auch das Gute ist nicht ohne Kampf, nicht ganz ohne furchtlosen Eroberungswillen durchzusetzen. Die größten und edelsten Menschen waren Kämpfernaturen. Hieb nicht Christus die Händler aus dem Tempel hinaus? War nicht Luther eine furchtlose und gewaltige Kampfnatur? Wäre er nicht auch dann nach Worms gegangen, wenn so viele Teufel darin gewesen waren, als Ziegel auf den Dächern? Haben nicht Goethe und Schiller sich in den „Horen" und in den „Xenien" verteidigen müssen gegen die schmierige Gesinnung der Tagesliteraten? Hat nicht Richard Wagner einen blitzenden Kampf geführt gegen bezahlte, korrupte Zeitungskritik?

Das Meer des Lebens wird nur der Mutige, der Kampfesfrohe durchqueren. Den Feigling werfen die Wogen an's Ufer zurück. Nicht an ein phantastisches Glück müssen wir glauben, sondern an die zwei Gottheiten Kraft und Mut.

Soldaten brauchen Mut. Und zum Offizier sollte man niemanden machen, der hinter den Ohren einen eingefallenen Schädel hat. Er ist ganz sicher ein Feigling. Sein Schädel zeigt die negative Form des Kampfsinnes.

Der furchtsame Hase, die ängstliche Maus haben hinter dem oberen Teil der Ohren einen schmalen Kopf. Die mutige Dogge, der angriffslustige Stier, die wutzischende Schlange sind an dieser Stelle sehr breit.

Verwegene, unternehmungslustige, kampfesfreudige Menschen haben alle hinter dem oberen Ohr eine kräftige Schädelform. Sie setzen sich durch, ringen tapfer mit Schwierigkeiten, nehmen es jederzeit mit Gegnern auf.

Aber es müssen geistige oder ethische Werte da sein, die es zu verteidigen gilt. Ist der Kampfsinn ungewöhnlich groß, das tatsächliche Können dagegen gering, so entstehen Streitlust, Zanksucht. Der Raufbold, der Krawallbruder oder die Xantippe sind fertig.

Der Kampftrieb kann aber gemildert und abgeschwächt werden durch gutentwickeltes Wohlwollen (am Haaransatz der Oberstirn), durch Sorglichkeit und Vorsicht, sowie durch den Verehrungssinn, insbesondere durch religiöse Einflüsse.

Es gibt zweifellos geborene Zänker und Stänker, bei denen auch die Religion versagt. Ja, ich traf kleinliche und bösartige Stänkernaturen sogar

in kirchlichem Ornat. Es gibt da engherzig-egoistische Rechthaber, verstandesdürre Haarspalter, Menschen, bei denen der Kampftrieb das eigene Herz gefressen zu haben scheint.

Gelehrte Dispute können oft mehr Kampflust als Wissenschaft sein.

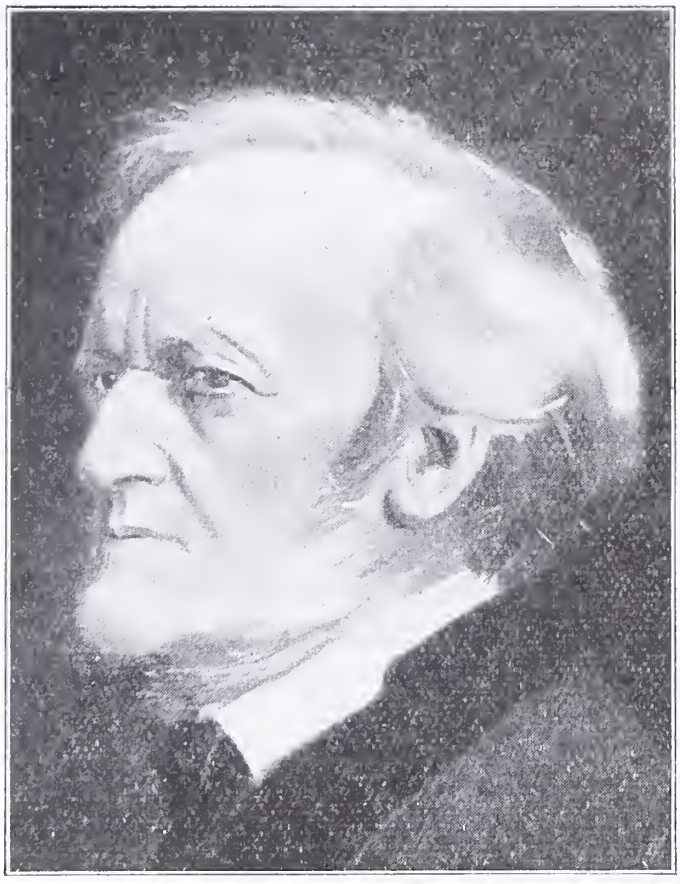


Fig. 44. Richard Wagner.
In der kühn herausspringenden Sperbernase und dem scharfen und wuchtigen Kinn liegen Kraft, Angriffslust zähe Energie, mutiges und entschlossenes Drauflosgehen.

In Familien arten harmlose Gespräche oft in hitzige Fehden aus, wenn zanksüchtige Elemente das unschuldige Feuer schüren. Am wenigsten kommt man da mit Menschen aus, die auffällig breite, grobe Backenknochen und einen vorgebauten, langen Unterkiefer haben. In diesen Formen schlummert die Heftigkeit. Sind noch dazu die Augen tiefliegend, geschlitzt und versteckt, die Zähne schief und unregelmäßig und der Teint schlecht, so haben wir die disharmonische, zanksüchtige, friedlose Natur.

Wer Kindern von früh auf immer recht gibt, wird ihren Egoismus fördern und sie zu Rechthabern machen. Dasselbe tut eine Frau, die von der ersten Stunde der Ehe an alle Rücksichtslosigkeiten ihres Mannes über sich ergehen läßt. Wagt sie nach Jahr und Tag den Widerspruch, so ist seine Frechheit wie ein ungeschlachter Lindwurm, der nur noch mit den ärgsten Waffen totzuschlagen ist.

Alkohol mehrt den Kampfsinn. Er schafft Raufbolde. Er weckt Abenteuersucht und Angriffslust. Er trägt den Streit in die Familien, in die Gemeinschaft der Menschen hinein. Er macht aus Menschen Tiere, weil er in Stunden niederreißt, was Jahre mühsam aufbauten.

Auch Fleischgenuß ist dem kampfsüchtigen Menschen gefährlich. Er soll ihn möglichst verringern oder meiden. Fleisch erregt schwache Nerven und macht nervös. Fleisch und Alkohol lassen alles Böse der Menschennatur wuchern. Das in Jahrtausenden gebändigte Tier liegt immer nur an der Kette. Jeden Augenblick kann es sie zerreißen.

*

Mut aber ist ein seltsam Ding, das manchmal wie schlafend ist und doch in eines Augenblickes Schnelle aus der Begeisterung geboren werden kann. Die Seele manches Menschen ist wie ein Vulkan, voll Glut im Innern und manchmal feurige Lohe werfend.

Kann nicht Musik uns innerlich lebendig machen? Können nicht Hörner und Trompeten Heere entflammen? Kann nicht die Massenseele durch ein Wort, eine Rede aufkochen wie das Meer, wenn es sturmgepeitscht sich aus den eignen Tiefen bäumt?

Ein seltsam Ding ist doch die Menschenseele.

Aber nicht nur hinter den Ohren müssen wir den Kampfsinn suchen. Er liegt auch im Gesicht. Er spricht aus dem energisch vorgeschobenen Kinn Richard Wagners, aus seiner wuchtig ausladenden Nase. Er blitzt aus Bismarck's zwingendem Auge, aus Ludendorff's Imperatorenblick. Man liest ihn in der Festigkeit des Mundes. Verschwommen-weiche Züge, ein offener Mund, ein zaghaftes Kinn und Augen, die ängstlich in ihren Höhlen huschen — das alles spricht nicht von Tapferkeit und Mut. Wo Kraft sein soll, da müssen alle Linien — auch im Gesicht — sich straff und fest zum Bild der Kraft zusammenfügen.

---

6. Der Tätigkeitstrieb.

(Ausführungskraft; Arbeitstrieb, von Gall auch als Zerstörungssinn, Würge- und Mordsinn bezeichnet.)

Der Tätigkeitstrieb liegt senkrecht über der Ohröffnung, also unmittelbar über dem oberen Ohransatz. Er entspricht dem unteren Teile der Schuppenplatte des Schläfenbeins. Gall erwähnt, daß bei auffälliger Größe des Organs der ganze Schädelteil vom unteren Rande des Seitenwandbeins an bis zu den Ohren sich erhebt. Er dehnt sich je nach seiner Stärke nach vorn und nach hinten aus und kann so stark entwickelt sein, daß er die Ohren oben in unschöner Weise vom Kopfe abdrückt. Dadurch entstehen die sogenannten „Henkelohren".

Diese werden oft am Verbrecherkopf gefunden, ohne daß darum etwa jeder Mensch mit Henkelohren ein Verbrecher sein müßte. Aber etwas schönes oder physiognomisch Angenehmes ist diese Ohrform niemals.

Die fleischfressenden Tiere — Adler, Falken, Löwe, Tiger, Hyäne, Wolf, Fuchs, Marder — haben einen über den Ohren sehr breiten Kopf. Hingegen ist der Kopf der Pflanzenfresser — Reh, Pferd, Esel, Elefant, Kamel, Hase, Kaninchen an der gleichen Stelle schmal.

Interessant ist der Vergleich zwischen zwei sich sehr nahestehenden Tieren, der fleischfressenden Ente und der Gras und Blattpflanzen fressenden Gans. Der ersteren Kopf ist über den Ohren breit, der anderen Kopf ist schmal.

Da die fleischfressenden Tiere ihre Opfer notgedrungenermaßen würgen, zerreißen und töten müssen, so nahm Gall als direkt über den Ohren sitzend den Würgesinn, den Zerstörungssinn und — je nach der Stärke der Entwicklung — den Mordsinn an. Eine ruhigere Beobachtung führte aber zu der Erkenntnis des „Tätigkeitstriebes", der nur in seiner auffälligen Steigerung aus dem Rahmen des Sittlichen herausfällt und verbrecherisch wird.

Der Tätigkeitssinn darf selbst in seiner höchsten Steigerung nicht mit dem Kampfsinn verwechselt werden. Denn dieser ist Mut, während jener mit großer Feigheit verbunden sein kann. Zwar sind beide nah verwandt, treten oft zusammen auf und können verwechselt werden.

Ist der Schädel über den Ohren schmal, nach oben rasch zurückweichend, so sind Tatkraft und Arbeitslust vermindert. Das gibt dem Charakter einen Mangel an durchführender Energie, macht ihn unentschlossen, mehr passiv als aktiv.

Denn Tätigkeitstrieb ist Aktivität. Ist der Wunsch, zu handeln, etwas anzufangen und anzufassen und Widerstände fortzuräumen oder notfalls zu zerstören. Daher der Begriff des Zerstörungstriebes als höchster Ausdruck der Tatkraft.

Der Einzelmensch muß seinen Platz in der Welt behaupten. Das kann er nur durch Tatkraft, durch den Tätigkeitstrieb, der zugleich Selbstbehauptung ist. Fehlt er, so ist die ganze Persönlichkeit der Wirklichkeit gegenüber zurückgedrängt.

Tätigkeitstrieb mit Kampfsinn vereinigt, ergibt einen erregbaren, agressiven, zornigen Menschen, der leicht ausfallend wird. Fehlt die Gewissenhaftigkeit, so entsteht Rücksichtslosigkeit. Solch ein Mensch kann über Leichen gehen.

Mit Eitelkeit verbunden, entsteht der Ehrgeiz. Der Mangel an Gutmütigkeit (Wohlwollen) verstärkt das Zerstörende im Tätigkeitstrieb und ergibt Quälerei, Egoismus, Grausamkeit.

In der Wissenschaft trifft man solche Köpfe unter den Vivisektoren, den Tierquälern mit dem wissenschaftlichen Beschönigungsmäntelchen, den leidenschaftlichen Chirurgen.

Im Leben werden Menschen, die über den Ohren sehr breit sind (= Zerstörungssinn) und eine nach vorn abfallende Stirn (Mangel an Wohlwollen) haben, gern Tiere oder auch Menschen quälen. Sie können Menschen und Tiere leiden sehen, schauen gern zu, wenn man Tiere tötet, haben Freude an blutrünstiger Literatur, sehen gern einmal eine Hinrichtung, lesen gern in der Zeitung Schauerliches und können als Soldaten im Kriege sehr grausam sein.

Die von Natur grausamen Menschen haben alle unmittelbar über den Ohren eine auffällige Breitenachse des Kopfes und eine niedrige Stirn, während der Kopf nach hinten ansteigt.

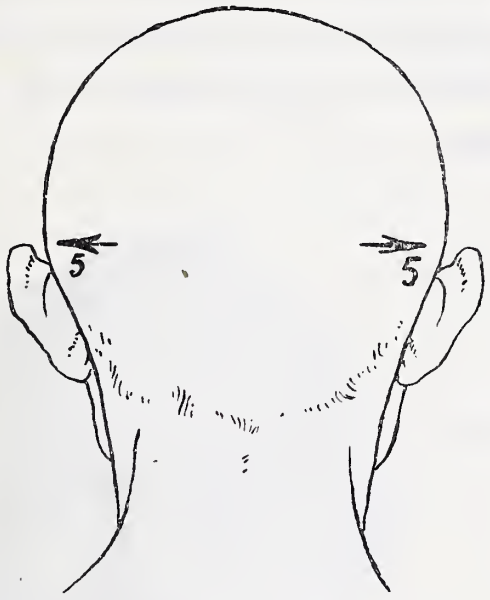


Fig. 45. Starker Tätigkeitstrieb. Dieser kurze, breite Kopf ist aktiv, liebt das Fleisch, ist tatkräftig, muß immer etwas zu tun haben. Kann rücksichtslos und grausam werden, besonders bei niedriger Stirn.

Fig. 46. Schwacher Tätigkeitstrieb. Dieser schmale, hohe Schädel neigt zu Idealen, zum Vegetarismus, zu geistigem und beschaulicherem Leben, ist mitleidig; hat ethische Kräfte.

Geborene Mörder, Totschläger, alle Gewaltnaturen, sind über den Ohren sehr breit, hingegen weiche, mitleidige Menschen an der gleichen Stelle schmal.

Zerstörungssinn geht einher mit starker Neigung zum Fleischgenuß. Die Verbrecher sind die stärksten Fleischesser. Notorische Vegetarier sind über den Ohren schmal. Sie sind mitleidig, entwickeln viel ethische Kräfte, sind Pazifisten, lieben den Sommer, die Sonne und — ein nicht zu großes Maß von Arbeit.

Caligula, Richard Löwenherz, Philipp II. von Spanien, Katharina von Medicis zeigen über den Ohren starke Schädelwölbung. Waren sie Helden, waren sie Verbrecher?

Auch Brandstifter haben dies starke Zerstörungsorgan. Irrsinnige, die es besitzen, können verbrecherische Taten begehen, weil ihre Tatkraft hochgesteigert, Einsicht und Vernunft aber herabgesetzt sind. Hingegen sind Menschen, die über den Ohren schmal sind, auch als Geisteskranke sehr ungefährlich.

Gewissenhaftigkeit, Vorsicht, Verehrungssinn, sozialer Sinn sind *sittliche* Kräfte, die den Zerstörungssinn mildern und die Tatkraft in rechte Bahnen lenken.

Dies ist stets das Entscheidende: Gutes kann böse werden und Böses gut. Sittliche und religiöse Kräfte mildern und verdrängen immer die Gefahren, die

in den elementaren Trieben liegen. Himmel und Erde liegen in unserem eigenen Innern beständig im Kampf. Darum müssen Erziehung, Umgebung, moralischer Einfluß und Wille unablässig die edlen Kräfte in uns selber steigern. Mit Intelligenz und einer guten Kinderstube ist das Böse, das Harte, das Rücksichtslose und Eigensüchtige in uns leichter zu bekämpfen, als mit Dummheit, Verwahrlosung und einer Erziehung, bei der Eltern und Kinder unter einer gemeinsamen, großen Schlafmütze gesessen haben.

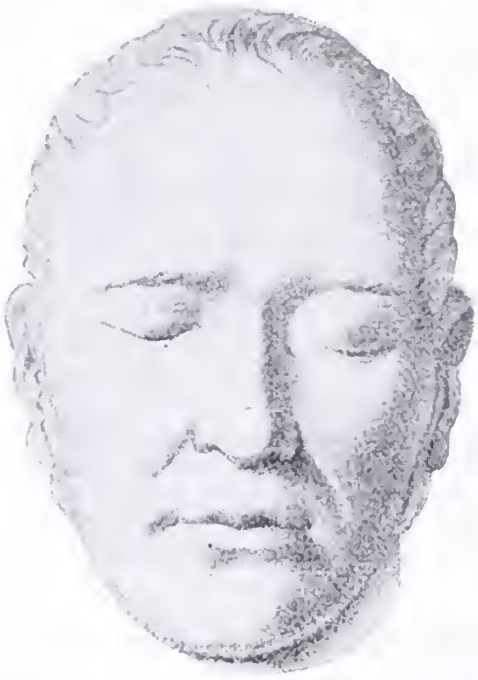


Fig. 47. Kein Zerstörungstrieb. Edelgebauter Kopf. Man beachte die harmonische Eiform des Gesichtes. Reiches Empfinden in den Gesichtsorganen.

Fig. 48. Kopf eines Mörders. Starker Zerstörungssinn über den Ohren. Disharmonischer Kopf. Der beiderseitig abgeflachte Schädel zeigt Gewissenlosigkeit.

Schließlich spielen auch Gesundheit und Krankheit eine Rolle. Der kranke Mensch ist bei gleicher Veranlagung moralisch schlaffer als der gesunde. Ein müder Darm erzeugt Melancholie und Pessimismus. Aus kranken Nieren entsteigt Reizbarkeit, Angriffslust und zerstörender Sinn. Alkohol weckt das Böse der Menschennatur; er steigert den Zerstörungssinn. Wer kennt nicht die plötzliche Unternehmungslust der Trunkenen! Sie möchten es mit der ganzen Welt aufnehmen. Aber was sie tun, ist Zerstörung, Vernichtung.

Aber Wohlwollen und Zerstörungssinn können sehr wohl an dem gleichen Kopfe gefunden werden. Eins schließt das andere nicht aus. Sie sitzen an ganz verschiedenen Stellen: das erste an der oberen, vorderen Stirnwölbung, das andere dicht über dem Ohr. Sie sind in ihrem Wesen und in ihrer Wirkung Gegensätze, ganz gewiß.

Aber finden wir nicht bei vielen Menschen Eigenschaften von erstaunlicher Gegensätzlichkeit? Fühlen wir diese Gegensätze nicht in uns selber? Können wir

nicht heute mitleidig und morgen grausam sein? Haben nicht die Priester des Mittelalters zu ihrem Gott der Liebe gebetet und doch brutal und mit einer Unmenschlichkeit sondergleichen „Ketzer" verbrannt?

Wenn das Wohlwollen fehlt, so ist das zunächst ein negativer Zustand, durch den keinem Menschen Böses geschieht. Erst der stark entwickelte Zerstörungssinn und Kampfsinn sind der positive Quell der gefährlichen Seelenregungen, wie Gereiztheit, Ärger, Grimm, Zorn, Wut und Haß. Nicht die negative Tatsache des mangelnden Wohlwollens, sondern das positive Vorhandensein des Zerstörungssinnes über den Ohren und des Kampfsinnes hinter den Ohren führte dazu, Andere zu hassen, sie zu quälen, physisch und seelisch zu martern, und sie schließlich zu vernichten und zu töten.

Die Zerstörungswut kann sich an Menschen und an Dingen austoben. Eltern und Lehrer mit Zerstörungssinn schlagen die Kinder gern. Sie haben selber Freude an solchen Züchtigungen. Sie zerschlagen im Zorn Geschirr und Fensterscheiben, zerreißen Kleider und können in ihrer sinnlosen Wut wie wilde Tiere sein.

Eheleute mit Zerstörungssinn schimpfen und wettern, nörgeln, zanken und streiten, toben viel im Hause herum. Sie machen das Heim zur Hölle.

Kinder mit Zerstörungssinn haben stark wechselnde Stimmung, sind reizbar, leicht verärgert, können heftig und ausfallend werden, und es fehlt ihnen — wie den gleichveranlagten Erwachsenen — an Beherrschtheit.

Die Erziehung im Elternhause hat die Aufgabe, solcher Unbeherrschtheit und Unausgeglichenheit des Kindes ausgleichend zu begegnen. Nichts ist schlimmer als ein Mensch, der sich gehen läßt. Dem Untermenschlichen müssen bei Zeiten die Zügel angelegt werden, daß es der höheren Einsicht sich beugen lernt.

Die Erziehung muß voller Wärme und Liebe sein. Nur dadurch wächst das Seelische im Kinde, das am Ende doch die herrschende Kraft ist. Aber sie muß auch Straffheit und Folgerichtigkeit besitzen, damit das Kind sich selber erkennen, sich selber erziehen lernt.

7. Verheimlichungssinn.

(Verstellung, Klugheit, Schlauheit.)

Dieses Organ liegt unmittelbar über dem Tätigkeitstrieb und etwas vor diesem, am unteren Ende des Seitenwandbeines hinter den Schläfen.

Dieser Sinn ist zunächst eine Art Selbstschutz für uns. Er hindert uns daran, alles auszuplaudern und uns damit jedem Menschen innerlich preiszugeben. Er ist wie eine Scheidewand zwischen dem Individuum und der Masse. Er verhütet, daß fremde Augen gar zu rasch in unser Inneres dringen.

Der Verheimlichungssinn kann stark oder schwach sein. Ist er schwach, so wahrt der Mensch nicht genügend seine Rechte. Er ist offenherzig, ohne Falsch, ohne Argwohn. Er trägt keine Maske, ist freimütig und leichtgläubig. Er lügt nicht, täuscht niemanden, liebt keine Schleichwege, keine Hinterhältigkeiten. Er

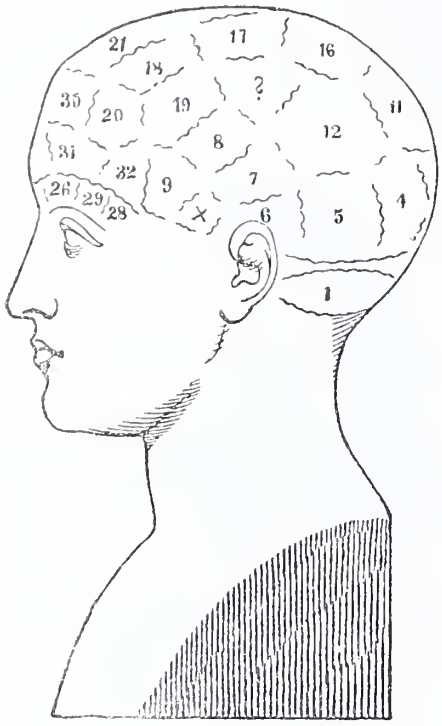


Fig. 49. Verheimlichungssinn Nr. 7.

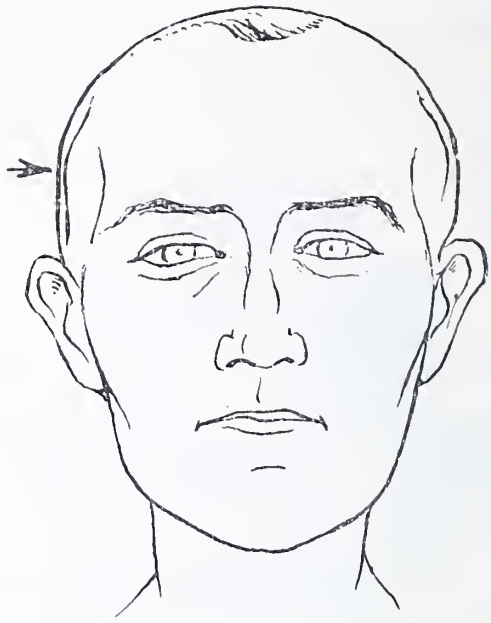


Fig. 50. Großer Verheimlichungssinn; äußerst starker Tatentrieb, der zerstörend wirken kann, energischer, kluger, diplomatischer, berechnender Kopf.

ist undiplomatisch und geht ohne Schliche auf sein Ziel los. Aber er kann wegen aller dieser schönen Eigenschaften auch unklug sein und namentlich dem schlechten, ränkeschmiedenden Menschen gegenüber zu viel von sich und seinen Absichten verraten.

Wo der Verheimlichungssinn sehr stark ist, da macht er den Menschen listig, hinterhältig, verräterisch und treulos. Er erzeugt Lüge und Verschlagenheit.

Solche Menschen sind unmittelbar hinter der Schläfengegend, über dem Organ des Tätigkeitstriebes, sehr breit. Sie zeigen sich nicht so, wie sie sind. Sie verbergen und verstecken ihre Pläne, ihre Absichten, ja ihren ganzen Charakter. Man kann von ihnen hintergangen werden und darf ihnen nicht unbedingt trauen. Sie gebrauchen die Sprache, um ihre Gedanken zu verbergen.

Sind Tätigkeitstrieb und Verheimlichungssinn beide sehr stark, so ist der Schädel an beiden Seiten über den Ohren eine ziemliche Strecke nach oben hin auffällig gewölbt, also nach außen vorgebuchtet.

Menschen, die hier sehr gewölbt sind und von hier aus einen plötzlich zurückweichenden, oben aber ganz abgeplatteten Schädel haben, sind falsch, heuchlerisch und treulos. Denn ihr Verheimlichungssinn wird verstärkt durch einen erschreckenden Mangel an Gewissenhaftigkeit und durch das Fehlen jeg-

lichen Verehrungssinnes, also aller religiösen Impulse. Einen solchen ganz schlechten und gemeinen Typus stellt Fig. 51 dar.

Verbindet sich mit einem starken Verheimlichungssinn ein ebensostarker Erwerbstrieb, so kommt ein solcher Kopf zu den raffiniertesten geschäftlichen Manipulationen, bei geringer Intelligenz aber zum — Stehlen. Beim notorischen Dieb wird ganz sicher viel Erwerbssinn gefunden und eine so starke Verheimlichung, daß daraus die Diebesnatur sich ergibt.

Mit Intelligenz und Sorglichkeit (Vorsicht) verbunden, prägt der Verheimlichungssinn den reservierten, vorsichtigen Menschen, der erst wägt, bevor er wagt, und der seine Karten nicht voreilig aufdeckt.

Großes Wohlwollen schwächt den Einfluß des Verheimlichungssinnes im Charakter ab. Die Eitelkeit tut das gleiche; sie lockt aus der Reserve heraus!

Festigkeit, mit Verheimlichungssinn gepaart, ergibt den stolzen, verschlossenen Charakter, der sich von der Masse fernhält und nicht redselig sein Inneres vor den Andern ausbreitet. Verschlossenheit und ihr Gegenteil, die Offenheit, sind zum großen Teil eine Sache des großen oder geringen Verheimlichungssinnes. Zum geringeren Teile erkennt man diese beiden Charakterzüge im Gesicht und zwar am Mund, der streng und festverschlossen oder auch von weicher Willfährigkeit in seiner Form sein kann.

Fig. 51. Verbrechertypus. Die Tatkraft über den abstehenden Ohren wird durch den Mangel an Gewissenhaftigkeit (nach oben schmal werdender Schädel) zum Zerstörungssinn. Niederes Denken in der niederen Stirn. Versteckte Grausamkeit im geschlitzten, schillernden Auge. Verheimlichung und Erwerbssinn ohne Gewissen. Dazu roh in den breiten, eckigen Kinnladen, gefühls- und rücksichtslos im schmallippigen, energisch und entschlossen nach unten gezogenen Mund — also Verbrechertypus.

Versteckte und verschmitzte Menschen haben starken Heimlichkeitssinn. Sie können bei entsprechenden Fähigkeiten Diplomaten werden. Sie sind befähigt zum Beruf des Detektiven, des Kriminalisten, des Untersuchungsrichters, des Rechtsanwaltes oder für den Fahndungsdienst der Polizei. Sie sind voller Schliche und Kniffe und entdecken leicht die Listen und Schliche der Andern.

Schade, daß zur Zeit des „listenreichen Odysseus" die Fotografie noch nicht entdeckt war. Sein Seitenschädel hätte uns unter der Kamera beträchtliche Verschlagenheit offenbart.

Verheimlichung, von Festigkeit unterstützt, läßt standhaft und ohne Klagen Schmerz ertragen. Mit Phantasie und künstlerischer Darstellung verknüpft, wirkt sie als Kunst der Verstellung und hilft dem Bühnenkünstler seine Rolle gestalten.

Ganz großer Verheimlichungssinn wird sich dem ganzen Körper als etwas Gezwungenes, Unfreies, Verstecktes oder Unredliches mitteilen. Der Gang verliert seine Festigkeit und wird schleichend. Die Sprache verliert den freien Fluß und wird vorsichtig abgewogen.

Ist der Kopf des Kindes an der genannten Stelle auffällig breit, so neigt es zu Versteckheiten, zu Hinterhältigkeiten und zur Lüge. Es besitzt ein diplomatisches Geschick in der Verfolgung seiner Ziele und scheut in der Darstellung von Erlebnissen oder wenn es Wünsche äußert, nicht vor Unwahrhaftigkeiten zurück, um listig und auf Wegen, die nicht offen und gerade sind, seinen Zweck zu erreichen.

Die Erziehung wird das scharf beobachten müssen und andere gute Eigenschaften heranholen, um diese eine nicht ungesehen wuchern zu lassen.

---

8. Der Erwerbssinn.

(Eigentumstrieb; gesteigert: Diebessinn.)

Dieses Organ ist eine verlängerte und gewölbte Erhöhung des Organs der Verheimlichung, liegt also über diesem und rückt etwas nach vorn. Man findet es am vorderen und unteren Winkel des Seitenwandbeines. Tätigkeitstrieb, Verheimlichung und Erwerbssinn liegen also über den Ohren, übereinander und in schräger Richtung nach vorn (Fig. 49).

Der Erwerbssinn ist eine der menschlichen Grundkräfte. Er ist ein angeborener Trieb, Eigentum zu besitzen. Also ist er natürlich und selbstverständlich.

Jedes Tier hat in der Natur seinen Distrikt, seinen Bezirk, den es gegen andere verteidigt. Jede Biene hat ihre eigene Zelle.

Das Vorhandensein eines Erwerbssinnes am Kopfe beweist schon das natürliche Recht auf Besitz. Der Kommunismus ist ein Phantom. Er ist nicht lebensfähig, weil er nicht die Kraft eines Naturgesetzes hat. Kommunismus ist Einstampfen des Individuums in die Masse. Die geistige Persönlichkeit des Menschen braucht ihre materiellen Bedingungen, ihre sichernden materiellen Grundlagen. Völliger Mangel an Erwerbsinn ist durchaus nicht ideal, sondern häufig eine fragwürdige Eigenschaft der Vagabunden. Eigentum in irgend welcher Gestalt gehört zum Rahmen der Individualität. Eigentum ist nicht Diebstahl, sondern es sind Charaktereigenschaften: Fleiß, Emsigkeit, Ordnung, Sparsamkeit, die im materiellen Leben Form angenommen haben.

Wer nichts besitzt, ist darum noch kein großer Idealist. Er kann sein Leben verbummelt und seine Zeit vertrödelt haben. Wer aber Eigentum und Besitz hat, ist darum noch kein Materialist. August Bebel starb als ein

recht wohlhabender Mann. Und er ist doch Zeit seines Lebens ein Idealist und ein aufopfernder Kämpfer für seine Idee gewesen.

Das Volk ist geneigt, aus häßlichem Neid heraus jeden einen Materialisten zu nennen, der etwas besitzt. Besitz kommt aber nicht immer aus Erwerbssinn. Und mancher, der bedeutende Fähigkeiten besaß, hat trotz geringen Geldsinnes viel erworben, während ein anderer es bei großem Erwerbssinn aus Mangel an Fähigkeiten zu nichts brachte.

Das Extrem des starken Erwerbssinnes ist Geiz und bei verbrecherischen Naturen Stehlen (Fig. 51).

Als Gall im Jahre 1805 die Gefängnisse von Berlin und Spandau besuchte, da hat er — im Beisein des berühmten Dr. Hufeland, des Leibarztes der Königin Luise und vieler Staats- und Polizeibeamten — 470 Köpfe der Gefängnisinsassen untersucht, von denen er bis zu diesem Tage keinen einzigen gesehen hatte. An jedem Kopfe eines Diebes oder eines Räubers fand er starkentwickelten Erwerbssinn. Dieser verband sich häufig mit Kampfsinn und Verheimlichung.

Diese drei Kräfte: Erwerbstrieb, Kampfsinn und Verheimlichungstrieb, können einen Menschen unter Umständen auf die Bahn des Verbrechens treiben. Sie können ihn aber auch im geschäftlichen Leben, wenn ihm das Wohlwollen und die Gewissenhaftigkeit fehlen, zu einem rücksichtslosen, hartgesottenen Egoisten machen, der nur den eignen Vorteil kennt und an allen Dingen und Menschen, in allen Situationen des Lebens nur den Geldwert sieht.

Körperliche und noch mehr geistige Erkrankung lassen einen vorhandenen Erwerbstrieb erschreckend hervortreten. Frauen können in den Monaten der Schwangerschaft oder in den Tagen der Monatsregel an Diebessinn (Kleptomanie) leiden, der eine krankhafte Steigerung des vorhandenen Erwerbstriebes ist. Bei Geisteskrankheit brechen alle schlimmen Grundkräfte aus. Und man kann bei einem Irren über Eigenschaften erschrecken, die er Zeit seines Lebens sorgfältig verborgen hat.

Geiz aber ist nicht nur gesteigerter Erwerbstrieb. Es gab und gibt Menschen, die mit großartiger finanzieller Organisationskraft Millionen verdienten und dabei in Dingen der Wohltätigkeit und der Menschenliebe ihre linke Hand in Wahrheit niemals wissen ließen, was die rechte tat. Muß man an Andrew Carnegie erinnern? An den verstorbenen Alfred Krupp?

Krupp war einer der reichsten Männer Deutschlands und einer der größten Wohltäter. Dem sozialen Wohl der Arbeiter galt unablässig seine Sorge, der Arbeiter, deren Hauptblatt, der Berliner „Vorwärts", ihn dann meuchlings angriff und in den Tod hetzte.

Krupp hatte die hochgewölbte Vorderstirn, die großes Wohlwollen und unendliche Güte barg.

Geiz aber ist Erwerbstrieb in seiner widerwärtigsten Steigerung: der Habgier. Und diese teuflische Eigenschaft wird ihm nicht durch einen einzigen Funken von Wohlwollen gemildert.

Geiz ist Mangel an Seelengröße. Ist Seelenmangel im Sinnlichen und Materiellen. Dies beides liegt im Mund. Deshalb wird niemals ein schöngeformter Mund mit edlen Lippen einen geizigen Menschen zieren.

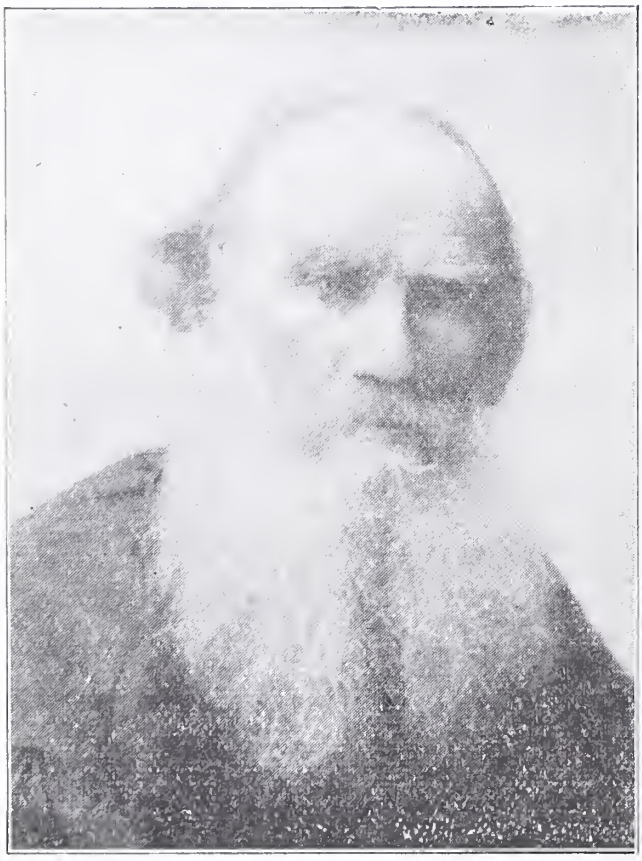


Fig. 52. Leo Graf Tolstoi.
Größter russischer Dichter. Leidenschaftliche Kraft der Seele im breiten Mittelkopf. Unmittelbar über den Ohren weicht der Kopf zurück; deshalb weder Verheimlichung, noch Erwerbssinn. Tolstoi war wahrhaftig und offen bis zur Selbstopferung. Er verzichtete auf die Autorenrechte seiner Bücher. Eine grenzenlose Menschenliebe steckt in diesem Kopfe. Das Sinnliche, das in Nase und Mund und im unteren Ohr zu Tage tritt, hatte er überwunden.

Geiz ist eine materielle Gier, die sich verbirgt und beständig ihren Vorteil erlauert.

Dies Versteckte, Lauernde, Gefühlsverkümmerte, innerlich Armselige wird sich im Gesicht zeigen. Niemals hat ein offenes, edles Antlitz, niemals ein offenes, redliches Auge Geiz. Gesicht und Bewegung des Geizigen haben etwas Zögerndes, das auf der Lauer liegt, eine gedrückte Stimme, die nicht frei und redlich aus der Seele dringt.

Am Kopfe des großen Menschenfreundes von Jasnaja Poljana, des größten Dichters der Russen: Leo Tolstoi (Fig. 52), erkennen wir in dem breiten Mittelbau, der typisch für den Slaven ist, die starke seelische Ausführungskraft, den leidenschaftlichen Kämpfer für seelische Menschenprobleme, die impulsive Heftigkeit seiner Grundnatur. Aber von den Ohren ab wird der Kopf sichtlich schmaler, weicht zurück und schwächt dabei ganz beträchtlich den Verheimlichungssinn und den Erwerbstrieb.

Infolgedessen war Tolstoi eine bis zur Grenzenlosigkeit wahrhaftige Natur, wahrhaftig gegen sich und die Andern. Er hat in seinen Werken nichts verborgen, hat seine Fehler, die Leidenschaften seiner Jugend, sein ganzes Leben ohne Rückhalt blosgelegt, hat mit der ganzen grausamen Realistik der Slaven-

natur sich selber seziert. Denn der Trieb zum Verstecken und zum Heimlichtun ist in diesem Kopfe nicht zu finden.

Tolstoi, der Erbe eines reichen Majorats und eines großen Vermögens, der Gutsherr von Jasnaja Poljana, besaß so wenig Erwerbssinn, daß er das internationale Urheberrecht für seine Werke nicht in Anspruch nahm, das ihm — dem weltbedeutenden Dichter — erhebliche Einkünfte gebracht hätte. Immer stärker beschäftigten ihn die Ideen eines urchristlichen Kommunismus, der jegliches Privateigentum verwirft.

Er ist durchaus als einer der großen philosophischen Vorläufer der russischen Revolution anzusehen, wenngleich auch der Dichter in diesem Manne ungleich größer war als der Philosoph. Denn selbst in seinen sozialen Dramen übersteigt der dichterische Gehalt um ein beträchtliches den philosophischen. Aber das Fehlen des Erwerbssinnes verband sich bei ihm mit so erschütternder Wahrhaftigkeit, daß er sich immerzu mit dem Gedanken der Aufteilung seiner Güter unter seine Arbeiter trug. Nur der heftige Widerstand seiner Familie, insbesondere seiner Frau, hat ihn an der Durchführung dieser Absicht gehindert.

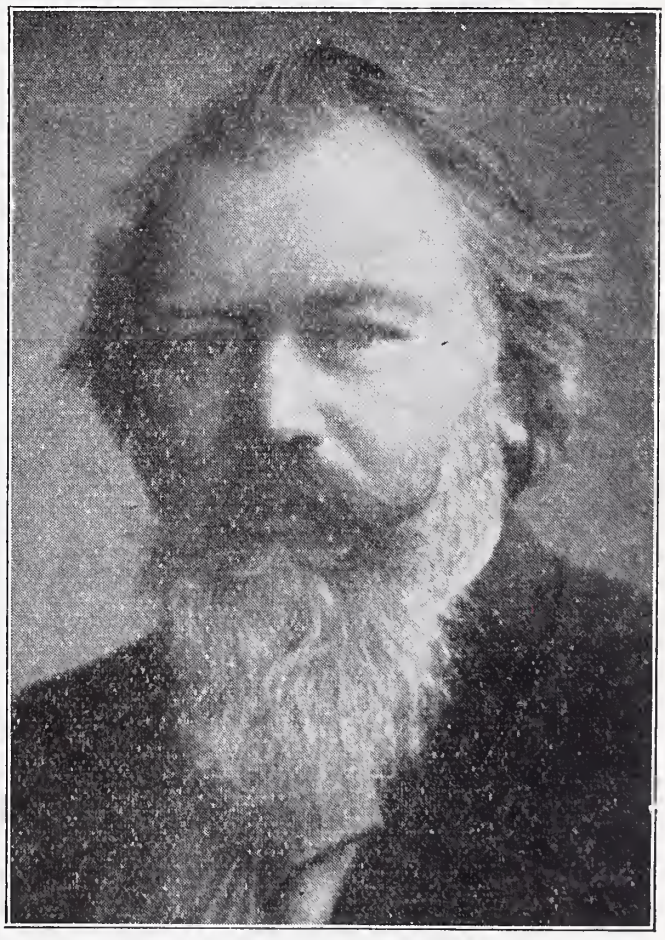


Fig. 53. Johannes Brahms.
Bedeutender Liederkomponist. Geb. 7. Mai 1833 zu Hamburg, gest. 3. April 1897 zu Wien. Breites Mittelhaupt — heftiges, starkes Empfinden. Kopf über den Ohren zurückweichend, geringer Erwerbssinn.

In seinem Schauspiel „Und das Licht scheinet in die Finsternis" hat er mit der rücksichtslosen Wahrhaftigkeit, die ihm eigen war, diesen Kampf dargestellt. Und als er in diesem Kampf unterlag, verließ er sein Gut und seine Familie und starb einsam und unerkannt im Stationsgebäude eines fernen Ortes.

*

Auch am Kopfe von Brahms (Fig. 53) fehlt der Erwerbssinn völlig. Seine ökonomischen Fähigkeiten waren gering.

Der Durchmesser seines Mittelgesichtes ist aber so auffällig groß, daß wir auch hier nicht nur von bedeutender seelischer Durchführungskraft sprechen

müssen, die alles nur aus dem Gefühl, aus der Intuition, aus einem bedeutenden künstlerischen Instinkt herausholte, sondern auch von einem impulsiven, leidenschaftlichen und heftigen Menschen, der mehr als einmal die aalglatte Form der Gesellschaft durchbrach.

Menschen mit schlechtem Erwerbssinn sollten nicht Kaufmann werden, nicht zum Bankfach gehen und keinerlei Berufe ergreifen, die mit dem Erwerb und der Vermehrung von Geld zu tun haben. Sie eignen sich für eine Stellung mit gesichertem Einkommen, die sie des Kampfes um's Geld überhebt.

9. Der Kunst- oder Bausinn.

Dies ist der Sinn für das Konstruktive, also für Zusammensetzungen, Konstruktionen, Bauwerke irgend welcher Art, für mechanische Berufe und für das gesamte Gebiet der Technik.

Dies Organ liegt in wagerechter Linie *vor* dem Sinn der Verheimlichung, also in gleicher Höhe mit diesem, am Stirnbein unmittelbar über der Keilbeinnaht. Vom Erwerbssinn aus gesehen, liegt es von diesem schräg nach vorn in der Richtung nach dem äußeren Augenwinkel.

Zieht man vom äußeren Augenwinkel bis zum Ohrloch eine gerade Linie, so würde der Konstruktionssinn etwa 2 bis 3 cm genau über der Mitte dieser Linie zu finden sein.

Er liegt, wie wir später sehen werden, *hinter* dem Tonsinn und unmittelbar *unter* der Idealität, am unteren Teile der Schläfe. Idealität und Bausinn (Kunstsinn) liegen also senkrecht übereinander. Ist er — bei technisch begabten Menschen — stark entwickelt, so findet sich hinter den Augen, in schräger Richtung nach oben in der Schläfe eine wulstartige Erhöhung. Hier hat also der Kopf der Mechaniker, Techniker usw. seinen größten Durchmesser.

Der Bausinn darf nicht verwechselt werden mit dem Erwerbssinn. Er liegt unmittelbar *vor* diesem und etwas tiefer. Der Bausinn wird also nach dem Ohre zu vom Erwerbs-(Eigentums-)sinn begrenzt, nach vorn vom Zahlensinn und vom Ton-(= Musik-)Sinn.

Den Bausinn kann man schon nicht mehr zu den elementaren Trieben rechnen. Er ist nicht naturnotwendig, ist nicht durch die bloße Existenz bedingt, wie der Eigentumssinn, der Geschlechtssinn oder die Kindesliebe. Er muß bereits zu den niederen Verstandessinnen gezählt werden.

Unter den Tieren haben ihn einige: der Biber, der Fuchs, die Biene, viele Vogelarten. Andern wieder, z. B. dem Pferd, der Kuh, der Ziege, fehlt er ganz.

Unter den Menschen gibt es welche mit großem und bedeutendem Konstruktionssinn. Andere wieder besitzen davon keine Spur. Die ersteren haben technische und konstruktive Fähigkeiten. Sie eignen sich für Mechanik, für den Beruf des Technikers, des Ingenieurs, des Baumeisters, Bauzeichners und vor allem für eine Reihe von Handwerken, die viel Konstruktives enthalten, wie Maurer, Zimmermann, Schlosser, Klempner und auch Gärtner.

Je stärker der Bausinn entwickelt ist, desto mehr werden solche Menschen in ihrem Beruf aus einfachen Stellungen in höhere aufrücken, weil sie über die bloße Arbeit der Hände hinaus Talent zur Anordnung, zu Plänen und Entwürfen haben.

Fig. 54. Starker Bausinn; technisch begabter Kopf; kann Techniker, Mechaniker, Schlosser, Elektriker, Ingenieur werden. Praktischer Mensch, der im Hause alles selber machen kann.

Immerhin könnte der Bausinn sich nur auf das rein Mechanische begrenzen. In dieser Form findet er sich auch beim Tier, das immer den gleichen Bau, das gleiche Nest herstellt, mit der Sicherheit eines Jahrtausende alten ererbten Instinkts. Das ist noch keine Kunst, und das Tier ist kein Künstler.

Auch beim Menschen müssen zum einfachen Bausinn noch hohe geistige Kräfte hinzukommen, soll er künstlerische Bedeutung erlangen. Michel Angelo, Bramante, Lionardo da Vinci hatten großen Konstruktionssinn. Aber den hatten sie mit jedem befähigten Techniker gemein. Erst ihre hohe und bedeutende Stirn brachte diesen Konstruktionssinn zu künstlerischer Leistung.

Der Bausinn an sich ist etwas rein Handwerksmäßiges. Wer ihn besitzt, der ist unstreitig ein ganz praktischer Mensch. Er kann sich an Mauerwerk und elektrischen Leitungen, an Maschinen und Türschlössern nützlich machen. Er „bastelt" gern, wie man sagt. Aber in diesem einfachen Bausinn liegt noch kein Bauplan, kein Entwurf zu einem künstlerischen Wohnhaus, einem Dom, einer Innenarchitektur. Für solche Leistungen müssen die phantasievoll-gestaltenden Geisteskräfte einer hochgewölbten Stirn sich mit dem Bausinn verbinden.

Ich habe sehr viele Köpfe von Technikern, Ingenieuren, Architekten, Bauzeichnern usw. gemessen. Da, wo wirklich Neigung und Talent für Konstruktionen vorhanden war, da fand sich auch sehr deutlich an der bewußten Stelle der konstruktive Sinn. An manchen Köpfen war er geradezu beulenartig entwickelt. Das war so deutlich, daß ich manchem auf den Kopf zusagte, er sei Techniker oder Ingenieur.

Der berühmte Kunſthiſtoriker und bedeutende Kunſtſammler Domkapitular Prof. Schnütgen in Köln beſaß einen Bauſinn, der ſich über den Schläfen zu beiden Seiten des Kopfes in zwei ſelbſt für den Laien deutlich ſichtbaren Wölbungen erhob.

Der Techniker kennzeichnet ſich übrigens durch eine geradezu typiſche Stirn, durch die er ſich ein wenig vom Architekten und ſehr viel vom eigentlichen Künſtler unterſcheidet. Seine — des Technikers — Stirn iſt mehr geradlinig, ſozuſagen eckiger, mathematiſcher, als die Künſtlerſtirn, die an den Seiten breiter iſt und nach oben — namentlich beim Dichter — oft in ſchönem Bogen zurückweicht.

Dies ſind zwei Stirnformen, über die wir noch an anderer Stelle ſprechen werden. Die eine — die eckige — iſt die Stirn des mathematiſchen Synthetikers, die andere — die runde und breitgewölbte — die Stirn des phantaſievollen Analytikers.

*

Alle bisher beſprochenen Eigenſchaften hat der Menſch mit dem Tier gemein. Es ſind „Triebe". Sie ſind etwas Elementares. In ihnen ſteckt unſer innerſter Zuſammenhang mit der Natur.

Nun aber kommen wir mit der zweiten Gruppe auf eine höhere Ebene. Die Perſönlichkeit ſetzt ein, und das Leben der Seele, das innere Leben, beginnt.

Die 9 „Triebe" (Geſchlechtstrieb, Kinderliebe, Einheitsſinn, Anhänglichkeit, Kampftrieb, Tätigkeitstrieb, Verheimlichung, Erwerbstrieb und Bauſinn) haben ihren Sitz teils in der unteren Region des Hinterkopfes, teils in den Seitenpartien des Kopfes, wo ſie ſich um die Ohren herumlagern.

Es iſt ſo, als ſeien dieſe „Triebe", die dem Kopfe eine gewiſſe Breite und Tiefe in der Form geben, eine Art Fundament, das unſere naturgeſchichtliche Exiſtenz ſichert, uns das einfache Daſein garantiert.

Hier gewinnt man für die Allgemeinbetrachtung der Menſchen einen wichtigen Standpunkt:

Bei Menſchen, die ſtarken Hinterkopf und große Kopfbreite in der Gegend der Ohren haben, ſind die Inſtinkte ſtark entwickelt. Sie handeln oft triebhaft. Nicht nach ruhigen, kühlen Überlegungen, ſondern nach einem augenblicklichen Impuls. Solche Menſchen haben darum etwas Elementares. Sie handeln nicht, wie ſie wollen, ſondern ſo, wie ſie — einem inneren Triebe gehorchend — müſſen. Nicht der Verſtand regiert ihr Leben, ſondern das Gefühl.

⁂

7. Kapitel.

Die Gemütssinne und das Gefühlsleben.

Die im voraufgegangenen Abschnitt besprochenen „Triebe" sind der Resonanzboden der Natur. Je stärker sie entwickelt sind, desto stärker lebt die Natur im Menschen. Diese Triebe sind das Gattungsmäßige, das urgesetzliche.

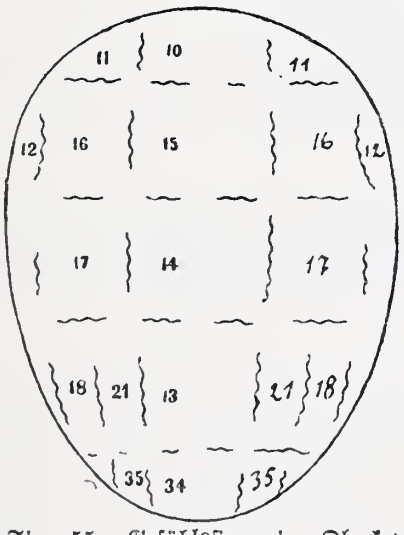


Fig. 55. Gefühlssinne im Oberkopf.
No. 10 = Selbstgefühl.

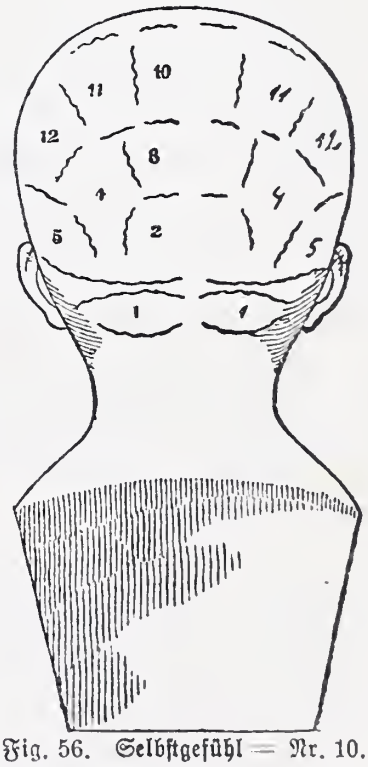


Fig. 56. Selbstgefühl = Nr. 10.

Mit den Gemüts- und Gefühlssinnen setzt das höhere Menschentum ein. Sie haben sich entwicklungsgeschichtlich weit später herausgebildet, als die „Triebe", weil sie zum bloßen Dasein nicht so notwendig, nicht so unentbehrlich sind, wie diese.

Das Gefühlsleben ist der Kuppelbau auf dem naturgeschichtlichen Gebäude der Triebe. Wir finden deshalb seine 12 Sinne — Selbstgefühl, Eitelkeit, Vorsicht, Wohlwollen, Verehrung, Festigkeit, Gewissenhaftigkeit, Hoffnung, Glaube an das Wunderbare, Idealismus, Witz, Nachahmung — auf dem Oberkopf verteilt, als wolle die Natur schon durch die bloße Lage den Grad und die Würde dieser Kräfte andeuten.

Wir beginnen mit

10. Sinn des Selbstgefühls.

(Selbstachtung, Ichgefühl, Selbstvertrauen, Würde, Hochmut, Stolz, Verachtung, Dünkel, Herrschsucht, Egoismus.)

Das Selbstgefühl liegt genau auf dem Hinterhauptswirbelpunkt, etwas oberhalb des hinteren Winkels der Seitenwandbeine. Ist es stark, so treibt es den Kopf an dieser Stelle heraus, macht ihn hoch, ja sogar steil und spitz und gibt ihm ein starres und trotziges Aussehen.

Ist das Selbstgefühl gering, so ist der Kopf am Wirbel eingedrückt, zurückweichend und abfallend. Er macht dann einen unsicheren, schwachen und unpersönlichen Eindruck.

Selbstgefühl ist die bewußt gewordene eigene Persönlichkeit, ist das in's Bewußtsein hineingestellte Ich. Das „cogito, ergo sum" (Ich denke, also bin ich) des Descartes ist eine philosophische Formel für das Selbstgefühl.

Selbstgefühl ist eine geistige Existenznotwendigkeit. Es ist eine Schutzvorrichtung für die eigene Persönlichkeit. Wer nichts von sich hält, wird leicht ein Opfer der Andern. Er hat keinen Widerstand gegen sie. Seine Selbstverteidigung ist ungenügend. Er behauptet sich nicht, setzt sich nicht durch, oder doch nur nach vielen inneren Kämpfen.

Damit aber fehlt ihm eine Voraussetzung zum glücklichen Leben. Was macht uns froh, was zufrieden mit uns selbst? Doch einzig die Tat, die Durchsetzung unseres Wollens.

Was wir brauchen, ist der Glaube an uns selbst. Selbstgefühl ist einfach Selbstvertrauen. Dies Selbstvertrauen erst gibt uns die Kraft, unsere körperlichen und geistigen Fähigkeiten auszunutzen. Wir brauchen dann nicht den Antrieb, nicht das Drängen oder Ermahnen, nicht den Befehl der Andern. Wir handeln einfach aus Selbstvertrauen, also aus einem natürlichen Impuls.

Selbstgefühl ist also das bewußt gewordene Ich. In diesem Sinne gibt es dem oberen Hinterkopf seine ausgreifende Wölbung. Das ist wie eine Symbolik der ausgereiften Persönlichkeit.

Der harmonische Mensch ist sich seines Wertes bewußt. Er beugt sich unter die göttliche Allmacht; aber er beugt sich nicht unter Menschen, die unter ihm stehen. Er hat Selbstgefühl, das sich als Selbstachtung und natürlicher Stolz bei ihm äußert. Und deshalb gibt er sich selber die richtige Stellung und steckt zwischen sich und den Andern — nach oben und nach unten — die Abstände richtig ab.

*

Wie jede andere Eigenschaft, so kann auch das Selbstgefühl gesteigert oder abgeschwächt werden. Es kann vermehrt oder vermindert, nach oben erweitert oder nach unten abgebaut sein.

In beiden Fällen ist die Harmonie gestört. Die wohltuende Einheit, Geschlossenheit und Ausgeglichenheit der Persönlichkeit geht verloren. Die Abstände nach oben und nach unten werden nicht mehr mit Sicherheit abgesteckt.

Fig. 57. Hohes Selbstgefühl. Selbstbewußter, kecker Mensch. Selbstvertrauen; sicheres, überlegenes Auftreten; rasches Handeln. Selbständig; rücksichtslos (starkes Kinn und starke Unterlippe.)

Fig. 58. Schwaches Selbstgefühl. Scheu und schüchtern. Mangel an Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist; unsicher und befangen; zögernd im Entschluß; unselbständig; Mangel an Tat.

Der Mensch verliert das innere Gleichgewicht, verliert die rechte Haltung in der Gesellschaft und gegenüber den Andern. Seine Einheit ist gestört; denn das Wesentliche in ihm, sein Ich, ist aus der Harmonie — nach oben oder nach unten — herausgedrängt.

Der Mensch kann also ein gesteigertes Selbstgefühl haben; er kann aber auch an einem zu geringen Selbstgefühl „leiden". Denn dies letztere ist wirklich ein Zustand des Leidens. Alles Leid ist am Ende eine Erschütterung des Ichs.

Hier also ist das Ich — sozusagen in einem Dauerzustand — herabgemindert. Das raubt den inneren Halt, das Selbstvertrauen. Es macht gedrückt, scheu, schüchtern, bei hohem Verehrungssinn demütig, dienerisch. Es raubt die Sicherheit des Auftretens in der Gesellschaft, die stolz-bescheidene Haltung gegenüber hohen Persönlichkeiten.

Je geringer solch ein schwaches Selbstgefühl den eigenen Wert einschätzt, desto höher taxiert es den Wert der andern. Es stellt sich selber unnötig tief, die Andern unnötig hoch. Dies sind eben die falsch gesteckten Abstände. Es

ist ein Mangel an gesellschaftlichem Augenmaß. Es macht unsicher, schwankend, unzufrieden und unglücklich.

Denn nicht nur nach außen ist hier der sichere, feste Schritt durch's Leben gehemmt, nein, auch im Innern fehlt es an Haltung. Auch hier ruht die Persönlichkeit, deren Ich erschüttert ist, nicht in sich selbst. Aus dem Bau des Fühlens und Denkens ist eine der stärksten Stützen, das Selbstvertrauen, herausgerissen. Die eigene Note klingt nicht stark genug. Der Mensch ohne Selbstgefühl kann zum Instrument werden, darauf die Andern spielen.

Er glaubt nicht an sich, wagt nicht zu urteilen, wagt nicht, ein Urteil auszusprechen. Er fürchtet die Meinung der Andern. Er zweifelt an sich und kann zum Grübler werden, wenn eine hohe, stark vorgebuchtete Stirn die Menge der Gedanken, die „Fülle der Gesichte" vermehrt und der Mangel an Selbstgefühl, an einem entscheidenden Ich in diese drängenden, flutenden, jagenden Gedanken nicht Ordnung und Klarheit hineinträgt.

Dann ist kein Ich da, das herrscht und befiehlt. Dann kann aus den Gedanken ein Chaos werden, in dem man wehrlos versinkt.

Menschen, deren Hinterkopf am Wirbelpunkt schlecht entwickelt, abgeplattet, abschüssig ist, sind oft die geborenen Grübler und Zweifler. Ich fand diese Form überraschend häufig bei Neurotikern, insbesondere bei den Angstneurotikern.

Hier ist oft die Stirn sehr hoch und nach vorn gewölbt. Dies bedeutet eine Art von Gedankenzwang. Solche Menschen m ü s s e n immerfort denken. Und da aus Mangel an Persönlichkeit nur das allerwenigste von diesen Gedanken Wirklichkeit werden kann, so wird die Gedankenwelt von Tag zu Tag unwirklicher. Sie wird gegenstandslos, läßt die Wirklichkeit hinter sich und verliert den Boden unter den Füßen.

Auf diesem Wege nähert sich der Mensch der Psychose, der Geisteskrankheit.

Solche hohen, starkgewölbten Stirnen werden namentlich den Frauen gefährlich. Das Wesen des Weibes liegt nicht in angestrengtem, grüblerischem Denken. Ich sah Frauen, deren hohe, angstvoll vorgebeugte Stirn — im Profil gesehen — weit über das Gesicht hinausragte.

Eine Gedankenwelt, die sozusagen in der Luft schwebt. Es ist, wie wenn ein Mensch sich weit, weit aus dem Fenster hinausbeugt, den Boden unter den Füßen verliert und hinunterstürzt.

Solchen Köpfen mit den gedankenbohrenden, grüblerisch vorgeschobenen, in's Unwirkliche hinausdrängenden Stirnen fehlt unten der feste Halt eines kräftigen Kinnbaues. Und vor allem fehlt ihnen im Hinterkopf das Gegengewicht einer vom Selbstgefühl getragenen Persönlichkeit.

Gerade weil sie keine Persönlichkeit haben, verlieren sie sich in uferlose Probleme. Denn Persönlichkeit ist Tat, ist Handeln. Hier also fehlt die Persönlichkeit, und es fehlt die Tat. Es kann nicht zum Handeln kommen, weil sich zwischen Gedanke und Ausführung immer wieder neue Gedanken schieben. Die Fülle der Gedanken, ihre Unruhe, ihre rasche Folge, ihr jagendes, drängendes Chaos — das alles schiebt immer wieder die Tat zur Seite, schiebt sie hinaus. Aus dem Hexenkessel der grübelnden Stirn kommen die vielen „Wenn" und „Aber", und wir sprechen bei einem solchen Charakter von „Hemmungen".

Diese Hemmungen sind das Leiden zahlreicher nervöser Charaktere. Sie sind der empirische (erfahrungsgemäße) Ausgangspunkt bei der Psychoanalyse. Es sind die Menschen, die über ihre eigenen Gedanken stolpern, sozusagen im Gestrüpp, in der Wirrnis und Wildnis ihrer eigenen Gedanken umherirren, oder die sich auf dem Gang zu einer Tat, auf dem Wege zu einem Entschluß rings von drohenden, warnenden, hemmenden Gedanken umstellt sehen.

Hier ist einer der vielen Punkte, an denen die praktische Menschenkenntnis den Arzt interessiert. Besonders den Seelenarzt. Denn vieles von den „Rätseln" der Seele offenbart sich einfach in einer pathologischen (krankhaften) Form.

*

Das mangelnde Selbstbewußtsein macht das Leben der darstellenden Künstler zu einem Gemisch aus Ruhm und Jammer, aus Lorbeer und Dornen. Der Genius, der in ihnen wirkt, treibt sie vor die Masse, die jenseits des Vorhangs in der dunklen murmelnden Tiefe sitzt. Das mangelnde Selbstbewußtsein aber macht sie zu den unglückseligen Opfern des Lampenfiebers, zu armen Gekreuzigten. Der Ruhm lockt; aber die Dornenpforte des Lampenfiebers, die Abend für Abend durchschritten werden muß, kostet Herzblut.

Sank nicht einer der größten Klaviervirtuosen, auf den es jenseits des großen Teiches Ruhm und Dollars regnete, mitten auf dem Stillen Ozean auf die Planken des Schiffes, den Herrgott anflehend, er möge das Schiff untergehen lassen, bevor für ihn in New-York die große Marter begänne? Sah ich nicht mit meinen eigenen Augen einen der allergrößten lebenden Künstler allabendlich vor dem Auftreten, das ihn mit Beifallsstürmen überschüttete, sich ängstlich die Karten legen, um im Orakel einen Blick zu tun in die nächste Stunde, die in seines Lampenfiebers Schreckhaftigkeit in grauenvoll-dunkler Ungewißheit lag?

Zwar ist das Flammenfeuerspiel der Kunst hier das Licht, das am Ende alle Aengstlichkeit und aller Zweifel Dunkelheit verjagt. Mag die Persönlichkeit des Künstlers noch so scheu und ängstlich, ja knabenhaft sein wie bei Alexander Moissi, — der Gluthauch seines Talents, die vulkanische Lohe seiner Kunst,

reißt ihn hinweg über den Abgrund seiner Scheu, vor dem jeder bedächtig denkende, vorsichtig wägende Philister erschrocken stehen bleibt.

Darum wird aus mangelndem Selbstgefühl, das nicht durch künstlerische Gaben, durch Leidenschaft und Temperament von seinen Hemmungen sich losreißt, der pedantische Sonderling, der bedächtige Philister, die linkische, unselbständige Schreiberseele. Es ist der subalterne Mensch, dem am Wirbelpunkt des Kopfes ein Stück fehlt. Das Ich ist hier zusammengesunken, und die Persönlichkeit duckt sich unter den Willen und die Meinung der Andern.

Fig. 59. Theodor Loos, bedeutender Berliner Schauspieler. Sanguiniker (Zurückweichende Stirn). Schwärmerischer Verehrungssinn im hohen Mittelhaupt. Dagegen geringes Selbstgefühl im schwachen oberen Hinterhaupt. Deshalb sehr starkes Lampenfieber. Rasche Auffassung in der starken Unterstirn.

*

Wie im engen Kreise sich der Sinn verengert, so schwindet allmählich auch die Persönlichkeit, wenn ein Mensch ein Leben lang in Abhängigkeit, in Sorge und Furcht leben muß und über sich Tag für Tag den harten Willen eines Andern fühlt. Er lernt sich ducken, lernt sich fügen und gehorchen. Am meisten natürlich dann, wenn sein Selbstbewußtsein ohnehin von Haus aus nicht stark entwickelt war. Dann bleibt der obere Hinterkopf in seiner Entwicklung stehen oder sinkt noch weiter ein.

Wer ein Leben lang Bürostaub schluckte, wird unentfaltet bleiben in seiner Persönlichkeit. Die immerwährende Abhängigkeit hat ihn gebrochen. Die Stubenluft und das ewige Sitzen haben seinen Freiheitsdrang erstickt. Manchmal mag es ja wie wilde Empörung in ihm geflammt haben. Aber nur wessen Ich am Hinterkopf stark genug, der bäumt sich auf. Der andere ist gehorsam, ballt unsichtbar die Faust und — schluckt weiter Staub und Aerger.

Mangel an Körperbewegung läßt den Kopf am Wirbel einsinken, vermindert also das Selbstgefühl, die Persönlichkeit. Aus Stubenhockern werden die Aengstlinge, die bei jedem harten Wort in die Knie knicken.

Das ist am Ende klar. Denn Persönlichkeit ist Tat. Diese aber ist zum großen Teil zuhause im Reich der Wirklichkeit, im Reich des Körpers. Kraftvolle Entschlüsse kommen aus gesundem Körper. Und alle körperliche Kraft, alle Gewandtheit und Uebung des Körpers stärkt das bewußte Ich, hebt die Persönlichkeit.

Kinder, deren Kopf am Wirbelpunkt schwach entwickelt, eingedrückt und abfallend ist, sind gehorsam und lenkbar. Sie entwickeln wenig eigenen Willen. Aber man muß sie freundlich behandeln, nicht hart anfahren, weil man damit das ohnehin geringe Selbstbewußtsein völlig in den äußersten Winkel scheucht. Ist nicht manche schwere Neurose nur das Produkt einer unverständigen Erziehung? Ist nicht mancher Mensch nur darum scheu und unselbständig, linkisch und unsicher, devot und angstvoll geworden, weil seine Erziehung als Kind nur aus Schimpfen und Schlägen bestand?

*

Wenn mangelndes Selbstvertrauen sich mit übergroßer Vorsicht verbindet, so kann der überängstliche Pedant entstehen, der — wie man sagt — das Gras wachsen hört. Es sind die Menschen, die vor jeden Entschluß zehn Fragezeichen setzen. Jedenfalls sind es nie die entschlossenen, lebensstarken Tatmenschen. Sie stehen deshalb selten im Vordergrund, sondern werden zurückgedrängt von denen, die ihre starke Persönlichkeit wie eine sieghafte Waffe im Kampfe um's Dasein gebrauchen.

Sind darum diese Menschen, die die scheue, schwach betonte Persönlichkeit haben, weniger wertvoll als die andern? Unser Zeitalter, das edles Selbstgefühl zu gemeiner Selbstsucht werden ließ, und das den rücksichts- und seelenlosen Willen für einen Prima-Artikel im Geschäftsleben erklärt, stampft ja auf allen zarteren Naturen herum. Aber die höchsten Werte sind niemals diejenigen gewesen, die den größten Lärm machen. Nein, die höchsten Werte birgt die Seele. Und gerade wenn geringes Selbstgefühl den Weg durch's äußere Leben schwer macht, beginnt oft die fruchttragende und erkenntnisreiche Wanderung durch die eigene Seele. Es beginnt die Verinnerlichung. Darum finden wir unter den persönlichkeitsschwachen Menschen die vornehmsten Naturen, die reichsten Seelen, die wärmsten Herzen, die zartesten Dichter und die seelenvollsten Künstler.

Nicolaus Lenau, Heinrich von Kleist, Hölderlin, Novalis, Mörike, Schubert, Carl Maria von Weber, Fidus, Hermann Hesse, Ludwig Finckh waren und sind dabei zu finden.

Ungehemmter Erfolg im äußeren Leben kann einen Menschen skrupellos, hart und rücksichtslos machen. Es kann sein, daß sein Inneres aus Mangel

an Pflege, aus Mangel an erziehendem Mißgeschick, aus Mangel an Leid verkümmert.

Wo aber der Weg in's äußere Leben vielfach verbaut ist, da wendet sich der Blick einwärts. Und in Zweifeln und Aengsten, in Selbstvorwürfen und kämpfenden Gefühlen findet er — die eigene Seele.

*

Völlig andere Farben erhält das Charakterbild bei hochgebautem Hinterkopf, also bei stark entwickeltem Selbstgefühl. Das Bild wird bestimmter, klarer, ausgeprägter.

Fig. 60. Gut lenkbares Kind, nachgiebig und gefügig; muß freundlich behandelt werden. Gehorcht gern; ist gefühlvoll und willig; sehr angenehmer Mensch.

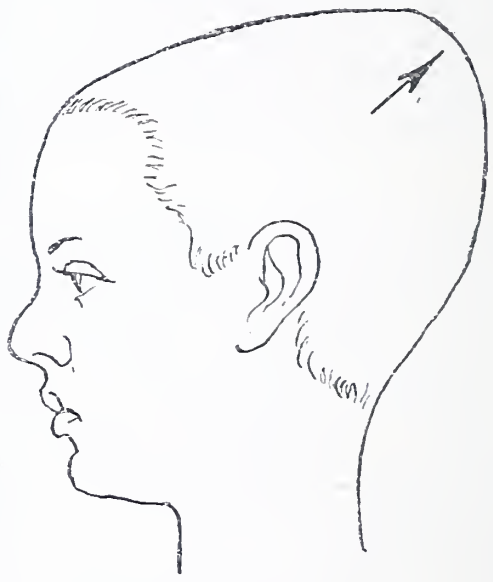


Fig. 61. Eigenwilliger, trotziger, eigensinniger Kinderkopf; schwer zu lenken; sehr selbstbewußt; fügt sich nicht und gehorcht nicht gern. Der Erzieher darf hier nicht nachgeben.

Die Persönlichkeit bekommt Halt. Das Ich drückt sich allen Handlungen, ja sogar dem Gang und der Stellung der Füße auf. Denn geringes Selbstgefühl hat oft parallel- oder einwärtsgestellte Füße, die nicht frisch und entschlossen vorwärts schreiten, sondern zögernd, vorsichtig, wie von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten. Starkes Selbstgefühl aber schreitet kühn und unbedenklich und mit stark nach außen gestellten Füßen.

Bei Frauen kann man daran oft die Herrennaturen, die weiblichen kommandierenden Generäle erkennen, die in der Ehe nicht immer gemütlich sind.

Kinder mit einem hochgebauten Hinterkopf sind weniger leicht lenkbar als andere. Man muß sie behutsamer und diplomatischer anfassen; denn sie können eigensinnig, eigenwillig und „bockig" sein. Möglicherweise sind es die besten und freundlichsten Menschen von der Welt. Aber das Ich ist sozusagen aus dem Gesamtcharakter ein wenig herausgewachsen. Sie sind deshalb in allen

Dingen, die sie persönlich angehen, empfindsam. Sie nehmen leicht etwas übel. Man muß auf der Hut sein.

Mit den Erwachsenen ist es ebenso. Sie stehen gern im Vordergrund, fühlen sich wohl, wenn sie beachtet und gelobt werden. Sie empfinden es schwer, wenn sie sich vernachlässigt wissen. Das überstarke Ich verträgt keine Zurücksetzung.

In den Ehen entsteht manche verdrießliche Stimmung, mancher seelische Zwiespalt daraus, daß der Eine, der das starke Selbstgefühl hat, sich vom Andern zu wenig beachtet glaubt.

Freilich ist das Egoismus, Selbstsucht, wie alles, was dem Ich entstammt Wird es nicht durch Erziehung, Einsicht und religiösen Einfluß gemildert, so wächst es sich aus zur Anmaßung, zur Selbstüberhebung, zu Stolz, Hochmut, zu Herrschsucht und zur Verachtung der Anderen.

Kommt die ehrwürdigste aller menschlichen Eigenschaften hinzu: die Dummheit, so haben wir den dünkelhaften Menschen, den hochnäsigen Laffen.

Mit brutalem Kinn und Mangel an Wohlwollen verbunden, kann der gewalttätige Mensch entstehen. Mit Eitelkeit gepaart erscheint aufgeblasenes, affiges Benehmen.

Mit engem geistigen Horizont und hoher Gewissenhaftigkeit im Bunde wird das starke Selbstgefühl zur Unduldsamkeit in Fragen des Glaubens oder der Politik führen.

Aber starkes Selbstgefühl kann auch ein positiver Wert sein. Es ist die Kraft des Herrschers. Es ist das Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit, für Würde und Ueberlegenheit. Es ist ein notwendiger und unentbehrlicher Bestandteil im Wesen derer, die durch Geburt oder Volkswahl, durch Beruf und Neigung zum Leiten und Führen, zum Lenken und Regieren bestimmt sind.

Könige und Staatsmänner, Feldherrn und Offiziere haben diese Eigenschaft. Müssen sie besitzen. Denn wer lenkend und herrschend über den Massen steht, muß mit sich im Reinen sein, muß Selbstbewußtsein haben. Wer des Vertrauens in sich selbst ermangelt, kann nicht das Vertrauen der Andern erobern.

Man beachte das stark und trotzig entwickelte Selbstbewußtsein in dem Profilkopf des Afrikaeroberers Dr. Karl Peters in Fig. 40 und man vergleiche damit, was er auf Seite 16 seiner „Lebenserinnerungen"*) von sich selber sagt: „Es ist mir zu jeder Zeit wahres Bedürfnis gewesen, meine angeborene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, das natürliche „Ich bin ich" zu behaupten. Sodann habe ich niemals den Drang gehabt, mich nach oben hin, etwa bei Lehrern, Vorgesetzten oder Behörden, beliebt zu machen. . . . ."

*) Hamburg 1918. Rüsch'sche Verlagsbuchhandlung.

Nicht starr und eigenwillig darf der Führer sein. Er opfert sonst das Wohl von Tausenden der in seinem steilansteigenden Wirbel steckenden Halsstarrigkeit. Er ist hochmütig in seine eigene Idee verrannt, und das schroff entwickelte Ich läßt keine andere Meinung zu. Es fehlt ihm jede Zuvorkommenheit, jede Nachgiebigkeit, die der hinten abfallende Schädel in allzustarkem Maße besitzt. Er prägt der Sache sein starres Ich auf und kann dadurch sich und alle ins Verderben reißen.

Offiziere ohne Selbstgefühl ermangeln des straffen Kommandos. Es fehlt ihnen die suggestive Wirkung auf die Truppe, die nur von einer selbstsicheren Persönlichkeit ausgeht. Wer in sich selber keinen Halt hat, vermag auch nicht die Andern zu halten.

Der Beruf des Offiziers mehrt übrigens das Selbstgefühl. Nicht nur durch die Kommandogewalt, sondern zum großen Teil durch das körperliche Training. Zwischen der Kraft der Füße und Fußgelenke und der Scheitelhöhe des Kopfes besteht eine polare Beziehung. Eins scheint das andere zu entwickeln. Wie hohes Selbstbewußtsein die Festigkeit in den Füßen vermehrt, so steigert sich durch Fußgelenkübungen, durch Marschieren, Turnen, Laufen, Springen, Klettern und — Tanzen das Selbstgefühl. Schneidige Tänzer sind stets recht selbstbewußte Menschen. Und es ist nicht zufällig, sondern selbstverständlich und polar bedingt, daß hervorragende Offiziere, Sportsleute und Berufstänzerinnen auffällig hohen Wirbelpunkt an ihrem Kopfe haben.

Ein solcher Kopf erscheint — von hinten gesehen — lang und hochansteigend. Es ist die typische Kopfform der Gebirgsvölker. Und es äußert sich darin ihre Freiheitsliebe und ihr Unabhängigkeitsbedürfnis, ihre stolze und aufrechte Persönlichkeit, die in den Gefahren und im rauhen Klima der gebirgigen Heimat sich stählte.

Gebirgsvölker sind immer schwer zu beherrschen. Die Sklavennaturen sind unter ihnen seltener. Die Freiheit ist auf den Höhen geboren. Und es ist verständlich, daß der „hochgeborene" Mensch seine Unabhängigkeit liebt.

Freiheitsliebe und Höhensinn sitzen am Kopf an der gleichen Stelle: auf dem Hinterhauptswirbel. Die größte Wirbelhöhe findet der Anatom bei den Tieren, die die Freiheit und Ungebundenheit über alles lieben, die in großen Höhen oder in hohen Luftregionen wohnen, und die das abgegrenzte Individualitätsbedürfnis stärker in sich entwickelt haben, als den Trieb zur Erde und zur Masse. Der Adler kreist majestätisch in einer Region, wo kein Lebewesen mehr seine Freiheit antastet. Der Falke erspäht aus schwindelnder Höhe sein Opfer.

Herden wohnen in den Tälern; aber in den Höhen wohnt der Stolz, die Einsamkeit und die Freiheit.

Je höher die Luftregion, desto höher wird der Hinterhauptswirbel. Was der Stolz beim Menschen ist, das ist der Höhensinn beim Tiere.

Aber es ist auch Höhensinn beim Menschen. Und deshalb findet man die hinten hochgebauten Köpfe bei den Menschen, die gern auf Berge steigen, bei den berufsmäßigen Bergführern, bei Akrobaten mit Luftproduktionen, bei Skiläufern, Eisläufern und vor allem bei Fliegern und sogar bei Flugzeugkonstrukteuren.

Sind uns nicht im Kriege die hinten hochgebauten und vorne energisch geschnittenen Langschädel der kühnen Flieger aufgefallen? Eine gar zu große Breite des Hinterhauptes hätte sie bedächtig, eine schlecht entwickelte Wirbelgegend ängstlich, unsicher und schwankend gemacht. In dem nicht allzubreiten, hochanstrebenden Hinterhaupt allein, das schon in seiner Form in die Höhe zu drängen scheint, liegt der wilde Wagemut, das trotzige Selbstvertrauen, das mutige Aufsichselbstbauen dieser Männer, von denen die größten — Immelmann, Boelcke, Richthofen und andere — wahre Herrscher waren, Herrscher im Reich der Lüfte.

Wessen Schädel hinten steil abfällt, ihm selber so das Selbstvertrauen raubend, der soll im friedlich-sicheren Tale seine bedächtigen Füße setzen. In den Höhen wird ihn der Schwindel erfassen. Denn wenn die Gefahr sich mehrt, bricht das Selbstbewußtsein ganz in sich zusammen. Es gibt Menschen mit so trostlos schwachem Hinterkopf und so jammervoll wenig eigener Persönlichkeit, daß ein unerwarteter Brief sie aus dem Geleise wirft. Ihr Leben ist, als säßen sie auf einem Vulkan, der sie jeden Augenblick von seinem Krater herunterschleudern kann. Sie sollen sich nicht ohne Not mit der Gefahr messen.

Den Berg — in der Natur sowohl wie im Leben — ersteigt nur der, der vor allem erst glaubt, daß er ihn ersteigen wird. Wer auf die Höhe kommen will, darf nicht an der eigenen Kraft zweifeln. Er muß Selbstvertrauen besitzen und deshalb einen Schädel, der nicht vor der Region des Selbstgefühls — dem Wirbelpunkt — zweifelnd, schwankend und unpersönlich zurückweicht.

II. Sinn der Beifallsliebe.

(Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht.)

(Fig. 55 und 56.)

Liegt das Selbstgefühl genau auf der Schädelmitte am Wirbelpunkt, so findet man die Eitelkeit zu beiden Seiten des Selbstgefühls. Ist sie stark, so macht sie den Kopf zu beiden Seiten des Selbstgefühls rund und voll.

Indessen sind Eitelkeit (Beifallsliebe) und Stolz (gesteigertes Selbstgefühl) zwei ganz verschiedene Eigenschaften. Die Charakterforschung verbietet, die eine für die andere zu nehmen.

Die nachbarliche Lage dieser beiden Organe am Kopfe erklärt ihre psychologische Verwandtschaft. Beide haben viel miteinander zu tun und zeigen sich sehr häufig auch am gleichen Kopfe stark oder schwach entwickelt.

Untersuche ich in einem öffentlichen Vortrage einen Kopf und spreche dabei das Wort „Eitelkeit" aus, so geht ein verständnisinniges Lächeln durch die Reihen der Zuhörer. Sie alle sind überzeugt, daß hier ein Mensch bei seiner Schwäche gepackt, daß eine der ärgsten Menschlichkeiten ans Licht gezogen sei. Ist das berechtigt? Ist die Eitelkeit nur Schwäche?

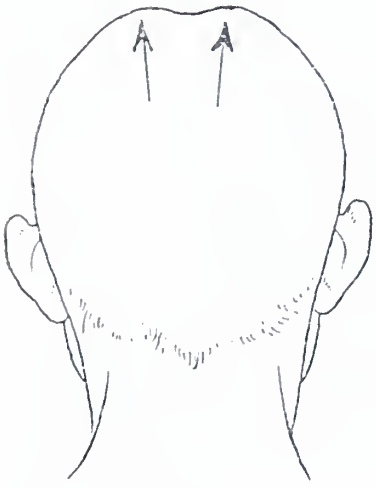


Fig. 62. Große Eitelkeit.

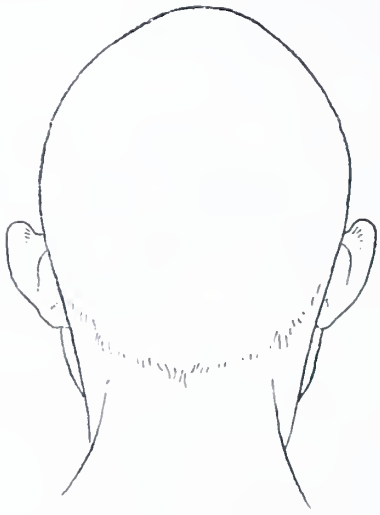


Fig. 63. Geringe Eitelkeit.

Wir Menschen sind alle aufeinander angewiesen. Es lebt einer für den andern. Darum kann es uns nicht ganz gleichgültig sein, was der andere von uns denkt.

Es ist so schwer, mit einem einzigen Wort eine Skala von Eigenschaften auszudrücken. Ein solches unglückliches Wort ist „Eitelkeit". Es sieht wie eine Verurteilung aus.

Aber die Eitelkeit ist eine der ursprünglichsten menschlichen Eigenschaften. Sie steht am Anfang aller Gesellschaftsbildung. Sie ist die treibende Kraft in der Entwicklung der menschlichen Kleidung. Hier spielte von jeher das Schmuckbedürfnis eine weitaus größere Rolle als das Klima. Dies Schmuckbedürfnis hat viel Schönes in der Kultur geschaffen.

Wären wir Menschen niemals über die Grenzen des Nützlichen und Notwendigen hinausgegangen, so wäre es um uns herum unkünstlerisch und kalt. Die Freude am Schmuck, das Bedürfnis zu gefallen, verband sich mit der spielenden Kraft der Fantasie. Luxus und Prachtliebe sind nicht ohne weiteres verdammenswert. Nein — sie sind die Seele der Künstler. Es ist nicht wahr, daß alles Elend, aller sozialer Jammer aus dem Luxus und aus der Freude an Prachtentfaltung kommen. Wenn Julius II. nie der Schöpfer des prächtigen Roms der Renaissance gewesen wäre, wenn Frankreich nie einen Ludwig XIV., nie den graziösen Zauber der Schlösser und Gärten von Versailles gesehen und in Bayern niemals Ludwig II. seine Märchenschlösser gebaut hätte — der soziale Jammer in der Welt wäre eher größer als geringer.

Die schöne, eitle und prachtliebende Diana von Poitiers hat Verdienste um die Entwicklung der Kunst, wie keine zweite Frau in Frankreich.

Sie war die Geliebte Franz I. und nachher seines Sohnes Heinrich II., aber sie war voll geistiger Überlegenheit und wurde in ihrer Schönheitssehnsucht geradezu die Schutzgöttin der französischen Renaissance.

Luxus und Prachtliebe sind ja erst seit kurzem die freche Geste hochgekommener Plebejer. In früheren Zeiten waren sie die Schönheitssehnsucht aristokratischer Männer und Frauen. Nähme man aus der ganzen menschlichen Kultur die Eitelkeit heraus, sie sänke in graue Nüchternheit zusammen.

Das Gegenteil der Eitelkeit, ihr negativer Pol, ist Apathie, Gleichgültigkeit.

Solchen Menschen ist es gleichgültig, wie sie aussehen, gleichgültig, welchen Eindruck sie machen und was andere von ihnen halten. Sie vernachlässigen sich in Haltung und Bewegung, in der Sprache und in ihrer Denkweise. Sie können innerlich und äußerlich verschlampen. Und an dieser negativen Seite können wir den hohen Kulturwert der Eitelkeit ermessen.

Wer aber Eitelkeit besitzt, hält auf sich, beobachtet sich. Er ist höflich und bewahrt gute Haltung. Eitelkeit ist der Kitt in der Gesellschaft. Sie macht empfänglich für Lob und empfindsam gegen Tadel.

Beim intelligenten Menschen wird die Beifallsliebe zu geistigen Leistungen antreiben, vor allem wenn sie sich mit Gewissenhaftigkeit verbindet. Sie läßt des Künstlers Hand sehnsüchtig nach dem Lorbeer greifen, läßt sein Herz höher schlagen, wenn sein Werk, sein Spiel, seine Darstellung Bewunderung erregt. Sie läßt den Beamten nach Titeln, den Offizier nach Ruhm, Ehre und Orden streben.

Aber immer müssen in der Beurteilung Selbstgefühl und Eitelkeit auseinandergehalten werden, insbesondere in ihren Steigerungen. Hohes Selbstbewußtsein, das wir Stolz nennen, ist ganz vom eigenen Wert durchdrungen, schließt sich ab und schaut überlegen und verächtlich auf die Andern herab. Es buhlt nicht um die Gunst der Menge.

Hohe Eitelkeit aber wünscht von den Anderen gesehen, anerkannt, beobachtet, gelobt und gerühmt zu werden. Sie putzt sich, setzt sich in Positur, rühmt sich selber und ist im tiefsten Grunde Eigenliebe.

Ein Mensch mit großer Beifallsliebe spielt nicht gern eine lächerliche Rolle. Er ist sich seiner Wirkung wohl bewußt und beobachtet den Eindruck, den er auf andere macht.

Sofern Eitelkeit mit persönlichen Vorzügen und hohen geistigen Werten sich verbindet, ist sie erträglich. Denn jedem Menschen mag man e i n e Schwäche zugute halten. Wo aber ein eitler Mensch der geistigen Werte ermangelt, da wird seine Eigenliebe nur in seinem Äußern paradieren. Er hat ein sehr kleines Gehirn, aber dafür umso buntere Federn. Und er ist in allem, was er

tut, wie ein Pfau, der just in dem Augenblicke, wo man ihn anschaut — ein Rad schlägt.

Kinder muß man nicht zu stelzenden Pfauen erziehen. Die Modesucht, die längst auch die Kinder ergriff, hat die äußerliche Eitelkeit maßlos wuchern lassen. Kinder soll man einfach und bescheiden kleiden, damit sie von vorn herein lernen, immer im Leben den inneren Menschen für wertvoller und wichtiger zu halten als den äußeren.

---

12. Sinn der Vorsicht.

(Sorglichkeit, Umsicht, Behutsamkeit.)

(Fig. 64 und 65.)

Dieses Organ liegt zur Seite des Organs der Eitelkeit, also unmittelbar unter diesem, ungefähr in der Mitte des Seitenwandbeins. Es kann je nach seiner Entwicklung den Kopf — von hinten gesehen — sehr breit oder auch schmal erscheinen lassen.

Ist der Kopf hinten — zu beiden Seiten ein ganzes Stück unterhalb des Selbstgefühls — recht breit, so entsteht der vorsichtige, umsichtige, besonnene, zuverlässige Mensch. Es ist der, der alles reiflich überlegt, der erst wägt, dann wagt.

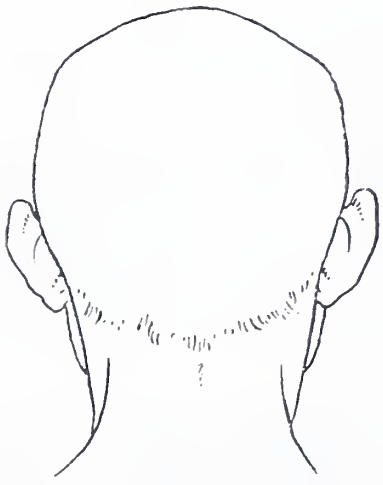


Fig. 64. Große Vorsicht. Behutsamer, bedächtiger, überlegender, ängstlicher Mensch. Besorgt und umsichtig. Zuverlässiger Arbeiter; guter Familienvater, Sorgenvoll.

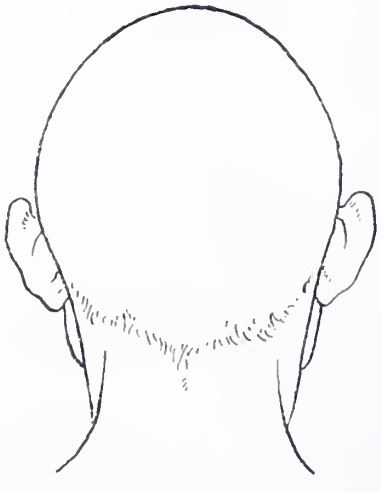


Fig. 65. Geringe Vorsicht. Vorschnell, leichtherzig; kommt rasch über etwas hinweg. Wagemutiger Mensch; auch leichtsinnig. Nicht sparsam. Sorglos.

Es sind die Menschen, die alles gründlich vorbereiten, sorgfältig das „Für und Wider" erwägen und mit Sorglichkeit das ausführen, was man ihnen übertragen und anvertraut hat.

Angestellte im Haus oder im Geschäft sollten nicht hinten zu schmale Köpfe haben. Sie sind sonst unzuverlässig, gehen leicht über etwas hinweg und nehmen die Dinge nicht gar zu genau.

Die hinten sehr schmalen Köpfe verraten Leichtsinn. Es sind die Köpfe, die man bei Landstreichern und Vagabunden findet und bei den Menschen

mit gewagten Unternehmungen. Man sollte den Plänen solcher Menschen mit Vorsicht begegnen und ihnen vor allem nicht ohne weiteres Geld leihen.

Im Gegensatz dazu werden hinten sehr breite Köpfe eher allzu vorsichtig an eine Sache herangehen. Es sind die bedächtigen, hin- und her überlegenden, ängstlichen Naturen. Sie sehen mit ihrem besorgten Blick eher zu grau in die Zukunft. Sie fürchten Gefahren und werden deshalb unsicher. Sie kommen nicht zum Entschluß. Sie zweifeln, schwanken, bedenken pedantisch alle Einzelheiten. Sie fragen hier und da, halten sich zehn Türen offen, gehen aber durch keine hindurch. Sie brechen nie die Brücken hinter sich ab.

Ist noch dazu die Gewissenhaftigkeit sehr groß, das Selbstgefühl hingegen sehr gering, der Kopf also hinten eingedrückt, aber zu beiden Seiten des Wirbelpunktes sehr breit, so ist der nervöse Hypochonder fertig.

Je schwächer das Ich des Menschen ist, desto gefahrdrohender werden die Dinge um ihn herum. Die Furcht kommt aus dem schwachen Ich und der übergroßen Vorsicht.

Jede einzelne unserer Eigenschaften ist wie eine Färbung, die wir den Dingen geben. Ob sie sorgenvoll und grau, bedrückt und mutlos aussehen oder hell und freudig, hoffnungsvoll und lächelnd — das kommt aus dem großen Farbkasten unserer eigenen Stimmung. Unsere Grundstimmung ist das Ergebnis der Mischung unserer Charakteranlagen.

Das Organ der Vorsicht ist — bei den sehr breiten Köpfen — so recht die Brutstätte all der unsichtbaren Gespenster, die wir „die Sorgen" nennen. Ein hinten schmaler Kopf kann zwar einmal voreilig und mit unkluger Raschheit an eine Sache herangehen, kann auch — wenn mit scharf vorstoßendem Kinn versehen — plötzlich und leichtsinnig einen Entschluß fassen; aber er hat doch den Vorzug, daß er überhaupt etwas wagt. Und — wer wagt, gewinnt, sagt das Sprichwort.

Gar zu große Sorgenhaftigkeit und Aengstlichkeit ist die Eigenschaft der Philister. Sorge ist ja am Ende das Gesetz der Erde und das Gesetz der Materie. Es sind die gar zu erdgeborenen, schwerblütigen Naturen, die an den Ketten der Sorge durch's Leben schreiten. Künstler haben oft die geringere Sorglichkeit. Das genialere Prinzip ihrer temperamentvollen Persönlichkeit löst sie von der Erde los, macht sie sorgloser.

Kinder haben meist an dieser Stelle breite Köpfe. Sie sind besorgt und vorsichtig. Voreiligkeit und Unbedachtsamkeit müssen sie schmerzhaft büßen. Ihre Vorsicht wächst aus ihrer Unsicherheit. Es ist eine Schutzvorrichtung des Kindesalters, und wo der breite Kopf des Kindes sich mit Intelligenz verbindet, da geht das Kind allen Gefahren sicher aus dem Weg. Es wird bedachtsam und vorsichtig.

Große Vorsicht — mit dem Erwerbstrieb verbunden — macht sparsam und vorsorglich für das Alter. Zumal wenn der Körper nicht allzuviele Kraft besitzt oder gar die große Kraftzentrale des leiblichen Seins — der Magen — nicht mehr ungestört arbeitet. Die Sorge ist oft eine kranke Blüte der geschwächten Verdauung. Was dem Leben körperlich abhanden kommt, baut es seelisch an. Und diese seelische Erweiterung des geschwächten Körpers nennen wir — Sorge.

Und hier könnten wir dem Psychoanalytiker auch von der zu höchster Krankhaftigkeit gesteigerten Sorge sprechen, die mit den schwarzen Flügeln der Melancholie, der ständigen Trauer, der grenzenlosen Bedrücktheit, der beständigen Seelenangst und inneren Unruhe das Leben beschattet. Sie raubt dem Leben alle frohen Stunden, erstickt alle Hoffnung und endet mit der grauenvollen und unendlich traurigen „Flucht aus der Wirklichkeit", dem Selbstmord.

Vielleicht spielen wir Menschen alle einmal mit solch höllischen Gedanken. Wessen Leben ist wohl ganz frei geblieben von dem Blick in diesen Abgrund! Aber die meisten von uns, die in Stunden der Verzweiflung und der inneren Ohnmacht hineinschauten, reißt kraftvoller Lebenswille auch wieder zurück.

Aerzte, Psychiater und Seelsorger aber sollen in ihren reichen Lebenserfahrungen Umschau halten. Dann wird es ihnen überraschend zum Bewußtsein kommen, wie oft die Lebensschwächlinge, diejenigen, die am Leben litten, die in trostlosem Grübeln mit dem Leben rangen und es doch nicht bezwungen haben — wie oft diese Lebensfremdlinge eigentümliche Köpfe hatten: buchtige Stirn, ein schwaches, kraftlos zurückweichendes Kinn und dazu einen oben am Hinterhaupt auffällig breiten Kopf.

Das Chaos der Gedanken wird also nicht durch Tatkraft gebändigt. Und die geringe Tatkraft, die vorhanden ist, windet sich zweifelnd und ohnmächtig durch die Schatten und Nebel dunkler Sorgen, die dem allzu breiten Hinterhaupt entsteigen. Den phantastischen Gebilden, aus Gedankenwirrnis und Sorgennebel gewoben, hält das bischen Tatkraft und Wirklichkeit, das im schwachen Kinn, im schmalen Untergesicht steckt, nicht stand. Die Wirklichkeit bricht zusammen — und der Mensch mit ihr.

13. Der Sinn des Wohlwollens.

(Gutmütigkeit, Mitleid, Nächstenliebe, sozialer Sinn, Barmherzigkeit, Moral, Gewissen, Güte.)

Das „Wohlwollen" liegt am oberen Teil des Stirnbeins, an der Stelle des vorderen Schädeldaches, wo die Stirn aus dem Haarwuchs heraustritt. Das Organ liegt genau in der Mitte und verbreitet sich nach links und rechts.

Wir befinden uns hier im Bereich des Vorderkopfes, oberhalb der Stirn. Dies ist das Gebiet der höchsten und schönsten Charakterkräfte.

Das Wort „Wohlwollen" umschließt eine ganze Reihe von Begriffen, die allesamt etwas Schönes, Edles, darstellen. Etwas, das im schönsten Sinne menschlich ist. Denn Wohlwollen ist das menschliche Gemeinsamkeitsgefühl, das Empfinden für menschliche Zusammengehörigkeit.

„Menschen untereinander!" Es gibt kein wärmeres und schöneres Wort als dieses. Wir Menschen leben ein paar Jahrzehnte auf diesem Planeten. Auf Glück und Unglück sind wir aufeinander angewiesen. Die Völker und die Geschlechter kommen und gehen, jauchzen im Glück oder weinen im Leid.

Wenn wir einmal wahrhaft sehen gelernt haben, weiter als die armen Augen in unserem Gesicht reichen, dann werden wir erfahren, daß wir Menschen allesamt ein einziger lebenzitternder Organismus sind. Niemand lebt allein. Jeder gehört zu dem großen Körper, den Freude und Leid, Glück und Unglück, Leben und Tod in ewigem Wechsel durchziehen.

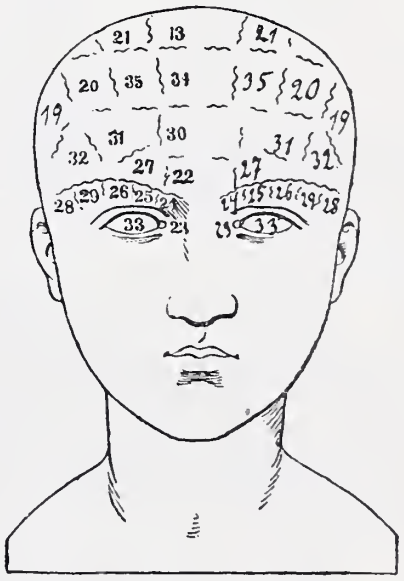


Fig. 66. Wohlwollen. No. 13.

Niemand trägt darum seine Freude allein. Sie strahlt aus seinem glücklichen Herzen in die Herzen der Andern und weckt auch dort die Freude. Und niemand trägt sein Leid, seinen Schmerz allein. Er macht auch andere leiden.

Am stärksten aber ist dies unsichtbare Band von Mensch zu Mensch da, wo das Organ des Wohlwollens dem Kopf der Menschen vorn seine hohe, edle Form verleiht.

Was macht uns den Verbrecher abstoßend, seinen Anblick bedrückend? Seine flache Stirn, sein abschüssiger Vorderkopf. Das gibt dem ganzen Kopf etwas niedriges, gemeines. Es braucht nicht durchaus Intelligenz in einer hohen, klaren Stirn zu wohnen. Aber wir dürfen ruhig sagen: unter niedrigem Schädeldach wohnt auch eine niedrige Gesinnung. Wo Enge der Form und des Raumes herrscht, da ist auch Enge des Inhaltes. Da ist geistige und seelische Verkümmerung, Armut an Gedanken und Gefühlen.

Das Wohlwollen darf man einen Thron der Gottheit im Menschen nennen. Wie anders kann der Gottesfunke in uns leuchten, als durch Menschenliebe! Wer Wohlwollen hat, trägt in seinem Herzen mitlebend und mitfühlend das Geschick der anderen Menschen. Er kann ihnen nicht kalt, nicht gleichgültig gegenüber stehen. Er teilt vom eignen Glück den Andern mit, und nimmt von der Andern Leid mitfühlend ein Teil auf seine Schultern.

Der Mensch mit Wohlwollen kann nicht glücklich sein, wo andere leiden. Das große, ewige Menschenlied klingt durch seine Seele und läßt sie schwingen mit den andern Seelen. Es ist die Liebe, die aus dem Wohlwollen spricht, das leiseste und geheimste und doch gewaltigste Schwungrad alles Lebens.

Fig. 67. Großes Wohlwollen. Gutmütigkeit, Mitleid, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Mitgefühl, sozial denkend, hilfsbereit. Gastfreundlich.

Fig. 68. Mangel an Wohlwollen. Egoist. Mitleidlos. Unsozial. Wenig Menschenliebe. Kein Interesse für soziale oder philanthropische Fragen.

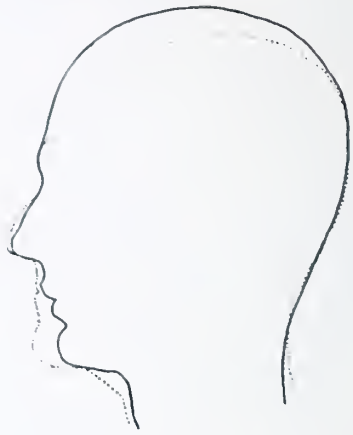


Fig. 69. Beide Köpfe ineinander gezeichnet. Man erkennt daran den Unterschied zwischen einem rücksichtsvollen und einem rücksichtslosen Menschen.

Wozu leben wir Menschen denn im tiefsten Grunde? Um satt zu werden und sorgenvoll den Kopf zwischen Einnahmen und Ausgaben zu schütteln? Ach nein — das alles ist nur des Lebens äußerliche und allergröbste Mechanik. Der allertiefste Wunsch des Menschen, des Lebens allerhöchster Sinn ist doch: zu lieben und geliebt zu werden.

Es ist also das Fühlen für den Menschen, das im Vorderkopf über der Stirn sitzt. Es gibt Wärme, Güte und Barmherzigkeit. Es macht mitleidsvoll und hilfsbereit, wenn es einen Menschen leiden sieht. Der Wohlwollende hilft gern. Er tut Gutes, ist gastfreundlich und freigebig. Er erweist Gefälligkeiten, ist mitleidsvoll gegenüber den Schwächen der Anderen und geduldig bei ihren Fehlern.

Das Wohlwollen ist also so recht das Organ der Güte. Es macht die Menschen untereinander rücksichtsvoll; es ist die Teilnahme des Einen für den Andern. Und was man „das gute Herz" nennt, das steckt recht eigentlich in dieser bestimmten Form des Kopfes.

Ich fand das Organ des Wohlwollens ganz auffallend stark beim Schweizer. Fand es in einer solchen Häufigkeit — ich möchte sagen Ausnahmslosigkeit, daß man diese wundervolle menschliche Eigenschaft als geradezu typisch für das Volk der Schweizer ansehen kann.

Lag nicht dies kleine Gebirgsland mit seinen grünen Matten, seinen steilen Felsen, seinen blauen Seen während des Krieges wie ein gastliches Ei-

land inmitten eines aufgewühlten tobenden Meeres? War dies nicht die Menschheitsinsel, die unberührt blieb vom Haß, von der kämpfenden Wildheit der Völker, die ineinander verkrampft waren wie Tiere aus roher Urzeit?

Und als die kämpfenden Völker voneinander ließen und durch die Länder der Besiegten der Hunger schritt, der Kindergesichter höhlte, Kinderkörper ausmergelte und Mutterherzen weinen machte — wer war es da, der den Jammer scheuchte, und der das echte Christentum besaß, das Christentum der helfenden Tat?

Das war das Schweizervolk. Es war das Volk, das in seinem unbeholfenen, unhöfischen Wesen sein großes, gutes Herz verbirgt. Da habe ich die Tausende von Kindern gesehen, die aus Deutschland, aus Österreich und aus Ungarn kamen. Die blassen Kinder, die der Hunger still und scheu gemacht hatte. Und die Schweizermütter drückten diese Kinder an's Herz, als ob es ihre eigenen wären. Sie behielten sie viele Wochen, viele Monate lang. Sie gaben ihnen Heimat, Brot und viel Güte, viel, viel Liebe.

Und ich sah diese Kinder, wenn sie das gastliche Land verließen, um neuen hungernden Scharen Platz zu machen, die hilfeheischend an des Landes Tore pochten. Ich sah sie rotwangig und strahlend heimwärts ziehen, und sie schleppten schwer an Schachteln und Packeten, die gefüllt waren mit weißem Brot und Käse, mit Schokolade und Früchten. Ich sah die Schweizermütter weinen, wenn die Züge mit den kleinen Fremdlingen abfuhren. Und diese Kinder trugen in ihren dankbaren Herzen und mit den vielen duftenden und wohlschmeckenden Gaben einen Gruß des Schweizervolkes in die hungernden Länder hinaus, einen Gruß der Menschlichkeit.

Schwere Wirtschaftssorge hat das Schweizervolk erfaßt. Aber sein großes, selbstvergessendes Hilfswerk setzt es fort. So lange ein Mensch in der Welt da draußen leidet, kann dies Volk nicht ruhig sein. Es hat seine Politik und seine Interessen, wie jedes andere Volk. Es hat seinen Egoismus und seinen Materialismus, die wir alle wie Ketten an den Füßen auf unserer Erdenwanderung tragen. Aber es glaubt mit rührender Zuversicht an eine Völkerverbrüderung.

Wenn der Menschheitsgedanke im letzten Kriege nicht gänzlich von Kanonen und Bajonetten zerfetzt wurde, so ist das den Schweizern zu danken. Und wenn in einem ewigen Buche die Taten der Völker aufgezeichnet werden, so wird am jüngsten Tage das Schweizervolk von keinem erstürmten Fort und keiner eroberten Festung aus dem großen Kriege erzählen können. Arm an Helden des Schwertes wird dieses Volk der Hirten vor dem Herrgott dastehen. Aber es wird bescheiden hinweisen können auf die ungezählten Kinderscharen, denen es Brot gab, als sie hungerten.

Und Gott wird in seinem großen Buche diese eine Tat sicherer aufgezeichnet haben, als den klirrenden Ruhm stampfender Heere. Denn „was ihr den geringsten unter diesen getan habt, das habt ihr mir getan."

*

Wie alle guten Eigenschaften in uns, so kann auch das Wohlwollen zur Schwäche werden, zur Blindheit gegenüber der Wirklichkeit.

Das Übermaß des Wohlwollens führt zur Selbstaufopferung, und die pazifistischen Ideen in der Politik, so menschlich groß sie auch sind, machen unklug in realen Dingen.

*

Mütter werden durch großes Wohlwollen allzu nachgibig gegen ihre Kinder. Bei Frauen ist ohnehin das Wohlwollen, wie alle Gemütssinne und Gefühlskräfte, stärker entwickelt als beim Manne. Frauen mit großem Organ des Wohlwollens sind darum auch gegen des Mannes herzbrechendes Liebeswerben nachgibiger als andere, deren hochgebauter Hinterkopf mehr Festigkeit und Selbstgefühl aufweist.

In Norddeutschland herrscht mehr der Verstand, in Süddeutschland mehr das Gefühl, das Herz. Aus Nord und Süd ist jedes Volk gemischt. Jedes Volk hat sein Sparta und sein Athen. Im Norden sitzt die Festigkeit, die Macht des materiellen und realen Lebens, die staatenbildende Kraft, das Prinzip der Autorität, der soldatische Geist und die hohe Fähigkeit der Organisation. Im Süden ist die Wärme, die Gemütlichkeit, die aus dem Wohlwollen kommt. Und in der Liebe sind die Frauen des Südens, die die geringere Festigkeit und das größere Wohlwollen haben, nachgibiger und freigebiger, als die Frauen des Nordens.

Wo das Wohlwollen mangelt, also der Vorderkopf flach ist, da mangelt es an Güte. Der Mensch wird kalt, gemütsarm, teilnahmlos gegen die Leiden Anderer, rücksichtslos in der Durchsetzung seiner Ziele. Er ist hart gegen Kinder und alle Menschen, die schwächer sind als er. Ist seine Tatkraft groß, sein Wille hart, so kann er grausam und böse sein. Haß und Rachsucht entstehen aus dem gänzlichen Mangel an Wohlwollen. Denn im Wohlwollen sitzt die Liebe zu den Menschen.

Menschenliebe ist eine wunderbar aufbauende Kraft. Und wo sie fehlt, beginnt die zerstörende Wirkung schlimmer Seelenkräfte. Ein solcher Mensch kann bösartig und gehässig werden, undankbar und verleumderisch. Er fühlt nicht für die Andern, nein — er freut sich über das Unglück der Andern. Er hat in dem, was er tut, kein Gewissen.

Gall weist darauf hin, wie gering das Organ des Wohlwollens ist in den Bildern von Tiberius, Caligula, Caracalla, Nero, Katharina von Medicis,

Danton und Robespierre, die alleſamt einen ſehr niedrigen Vorderkopf hatten. Groß hingegen war das Wohlwollen bei Trajan, Marcus Aurelius und Heinreich IV. von Frankreich, der nicht eher ruhen wollte, als bis der letzte ſeiner Unterthanen am Sonntag ſein Huhn im Topfe habe.

Hervorragendes Wohlwollen beobachten wir am Kopfe von Auguſt Hermann Francke (Fig. 70), dem 1727 verſtorbenen großen Theologen und noch größeren Menſchenfreund. Sein Name lebt in den „Franckeſchen Stiftungen" in Halle für alle Zeiten fort. Selber arm wie eine Kirchenmaus und auf die Wohltätigkeit der Menſchen angewieſen, gründete er in ſeinem eigenen Hauſe eine Armenſchule, dann ſpäter draußen eine Bürgerſchule, ein Gymnaſium, ein Waiſenhaus, ein Lehrerſeminar und eine Miſſionsanſtalt.

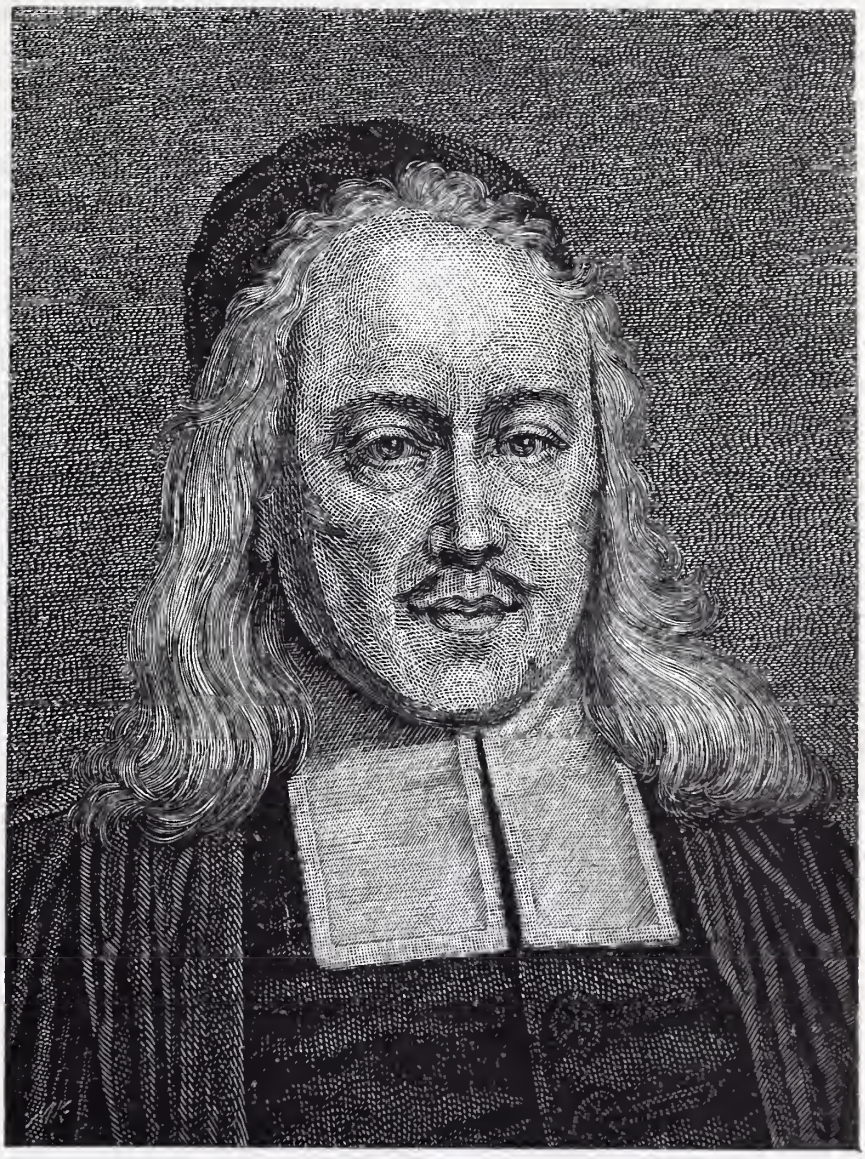


Fig. 70. Auguſt Hermann Francke.
Bedeutender Theologe und großer Menſchenfreund. Begründer der „Franckeſchen Stiftungen" in Halle. Geb. 22. März 1663 in Lübeck, geſt. 8. Juni 1727. Große und weitſchauende Menſchenliebe in dem hochgewölbten Vorderhaupt.

Nicht Ichſucht, ſondern Menſchenliebe war der Grundton ſeines Schaffens. Und darum war er ein großer Menſch. Denn groß in uns iſt alles, was nicht dem Ich dient, ſondern über das Ich hinaus in's Ewige ſtrebt.

*

Ein anderes Bild mit bedeutendem Wohlwollen, das ſich als ſozialer Sinn äußert, zeigt uns den 1887 verſtorbenen Eſſener Großinduſtriellen Alfred Krupp (Fig. 71). Als kaum vierzehnjähriger Knabe mußte er das Geſchäft des Vaters, der 1826 geſtorben war, übernehmen. Es waren

nur 4 Arbeiter darin, ein winziger Betrieb. Hunger und Sorge begleiteten des ernsten Knaben Werdegang fast ein Vierteljahrhundert lang.

Aber als sein Werk 12 000 Arbeiter hatte, genoß er nicht seinen Reichtum. Er blieb ein ganz einfacher Mensch mit einfachen Lebensgewohnheiten.

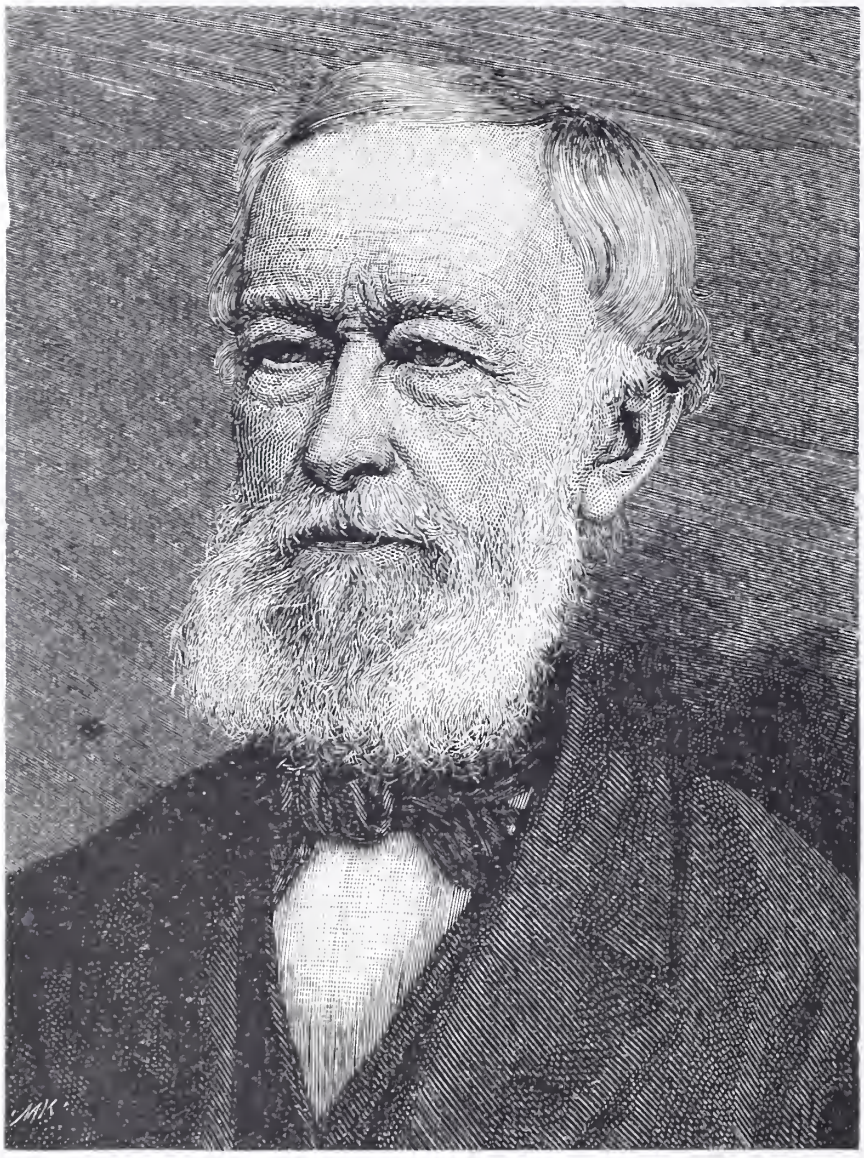


Fig. 71. Alfred Krupp, der Schöpfer des größten Gußstahlwerkes der Welt; geb. 26. April 1812, gest. 29. Novbr. 1887. Sorgte wie ein Vater für seine vielen Tausende von Arbeitern und schuf für sie eine Menge gemeinnütziger und wohltätiger Anstalten. Großer sozialer Sinn im hohen Vorderhaupt.

Aber sein umfassendes soziales Gefühl, sein Wohlwollen im hochgebauten Vorderkopf ließen ihn wie einen Vater für seine Arbeiter sorgen. Und noch heute legen die großartigen sozialen Einrichtungen der Krupp'schen Werke Zeugnis ab von der Nächstenliebe und dem großen, warmen Herzen ihres Gründers.

*

Im Schweizerlande sah ich ein Werk aufopfernder Menschenliebe: Das Blindenheim in St. Gallen. Mehr als einmal schritt ich durch die langen Korridore des herrlich gelegenen Hauses und saß in den freundlichen Zimmern der Blinden, die hier eine Zuflucht fanden. Sie haben Arbeit, Freiheit und Menschenrechte. Sie sind von Herzenswärme und fürsorglicher Liebe umgeben. Man hat sie nicht um ihres Unglücks willen zu Menschen zweiten Ranges gemacht. Sie werden nicht kommandiert; denn es ist ein Heim und keine „Anstalt".

Und als ich den Mann sah, der das alles sozusagen aus dem Nichts geschaffen hat, da war ich überrascht über den sozialen Sinn, der auf dem Vorderkopf über der Stirnmitte geradezu hügelartig sich erhob.

Nur diese große, große Menschenliebe, dieses Mitleid mit den Aermsten und den Schwächsten, kann Tag für Tag mit gleicher Geduld die Blinden führen, sie lehren und erziehen. Nur die Aufopferung, die in einem so großen Wohlwollen liegt, hat unter Hintansetzung aller eigenen Interessen die Kosten für dies bedeutende Werk buchstäblich zusammenbetteln können. Der Schweizercharakter hat hier seine höchste Steigerung in einem Christuswerke erfahren, einem Werke der Barmherzigkeit und der tätigen Liebe.

Zum Schlusse soll uns noch der ganz ungewöhnliche soziale Sinn am Kopfe des deutschen Malers Fritz von Uhde (Fig. 72) zeigen, wie eine ausgeprägte Charaktereigenschaft dem darstellenden Künstler die Richtung weist.

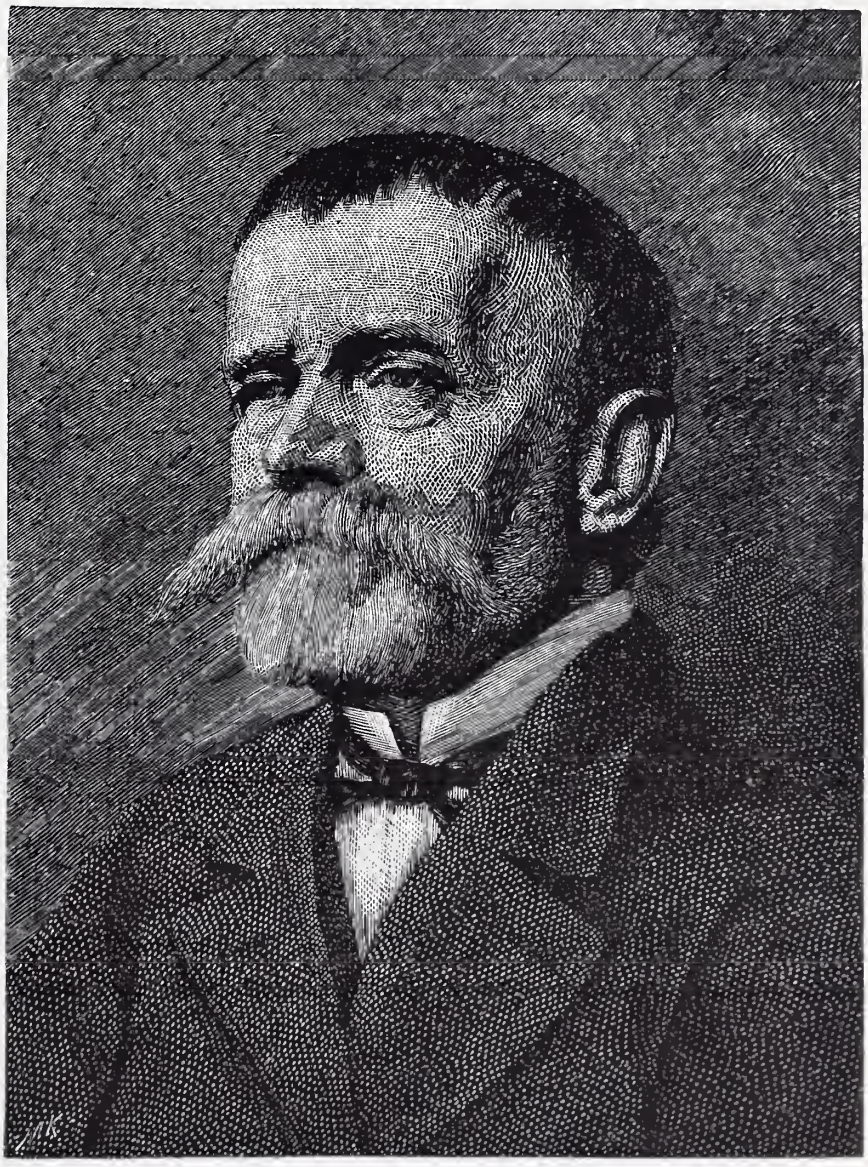


Fig. 72. Fritz von Uhde.
Berühmter deutscher Maler. Geb. 22. Mai 1848 zu Wolkenburg i. Sachsen, gest. 25. Febr. 1911 in München. Bedeutende Menschenliebe im hohen Vorderhaupte. Er malte deshalb die berühmten Gemälde: 1. „Lasset die Kindlein zu mir kommen", Städt. Museum in Leipzig. 2. „Abendmahl", 3. „Die Bergpredigt" (Museum in Budapest).

Fritz von Uhde war Offizier und nahm als Rittmeister seinen Abschied. Der Künstler in ihm war stärker als der Soldat. Was aber malte dieser Mann, dem die große Menschenliebe am hohen Vorderkopf abzulesen ist? Als er sich selber gefunden hatte, erfaßte ihn mit Macht — die soziale Kraft des Evangeliums. Sein erstes religiöses Gemälde war „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Dann malte er das „Abendmahl" und vor allem die „Bergpredigt".

Und mitten in diese Bilder stellte er einen Christus von sozialer Färbung, den Christus der helfenden Tat. Einen Christus der armen Leute, wie ihn sein

warmherziger, menschenliebender Kopf sah, in dem das Wohlwollen alle Ichsucht weit überragt.

*

Denn das ist nun das Entscheidende: die Kräfte im Hinterkopf sind gänzlich andere als die des Vorderkopfes. Hier sitzt der soziale Mensch, am Wirbelpunkt aber der Ichmensch.

Das sind zwei Kräfte, die in uns beständig miteinander ringen. Sie sollten beide vorhanden sein; denn das Ich ist die Kraft der Selbsterhaltung, das Wohlwollen aber das Gefühl für die andern und die Rücksicht auf sie. Nur wenn diese beiden Kräfte sich die Wage halten, also in harmonischem Gleichmaß vorhanden sind, handelt ein Mensch vernünftig und schadet weder den andern noch sich selber.

---

14. Sinn der Verehrung.

(Ehrfurcht, Andacht, Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit.)

(Fig. 73.)

Der Verehrungssinn liegt genau auf der Mitte des Oberkopfes, (Mitte der Scheitelansicht des Gehirns), also in der Mitte einer Linie, die man von einem Ohr zum andern über den Kopf herüber ziehen kann.

Liegt im Wohlwollen das menschliche Gemeinsamkeitsgefühl, die Menschenliebe, so im Verehrungssinn das Bedürfnis der Annäherung an Gott, die Gottesliebe.

Verehrungssinn macht fromm. Aber Religion ist ein unendlich weitgedehnter Begriff. Er deckt sich keineswegs mit einem kirchlichen Bekenntnis. Er hängt nicht unbedingt zusammen mit einer garantierten Zahl der Kirchenbesuche. „Gefühl ist alles. Name ist Schall und Rauch", sagt Goethe.

Es kommt bei persönlichen Untersuchungen wohl vor, daß ich jemandem von seinem Verehrungsgefühl, seinem religiösen Sinn, spreche und er mir das glatt bestreitet. Ja, ein Anderer sagt mir wohl von ihm, er könne nicht religiös sein; denn er habe diese und jene schlechte Tat begangen.

Ist da ein Widerspruch? Ein Versagen der Menschenkenntnis?

Keineswegs; nur müssen wir Menschen uns klarer darüber werden, was Religion ist und müssen die vornehmste Tugend des wahrhaft religiösen Menschen üben — die Duldsamkeit.

Religion ist nicht in erster Linie Bekenntnis. Sie beginnt nicht mit dem Bekenntnis, und dies ist oft das allereinfachste an ihr. Manchmal mag das Bekenntnis eine Art behaglicher Clubsessel sein, in dem diejenigen sitzen, die es sich in religiösen Gewissensfragen bei Zeiten bequem gemacht haben.

Religion ist Gottesahnen, ist eine seelenfüllende Ehrfurcht vor dem Göttlichen, ist eine Sehnsucht, das Ewige im Zeitlichen zu erkennen, ist ein von der Seele erkanntes Wissen von Gott. Es ist nicht eine Sache des Verstandes; denn der Verstand ist, wie Henri Bergson richtig erkennt, handwerkerlicher Natur. Der Verstand kann uns nicht Gott näher bringen. Denn der Verstand beherrscht nur die Dinge von Stoff und Raum und Zeit.

Gott aber ist nicht Stoff, nicht Raum und nicht Zeit. Er ist ewig und unendlich. Und deshalb kann er nicht begriffen, sondern nur von der Ewigkeit und Unendlichkeit unserer Seele geahnt und angebetet werden.

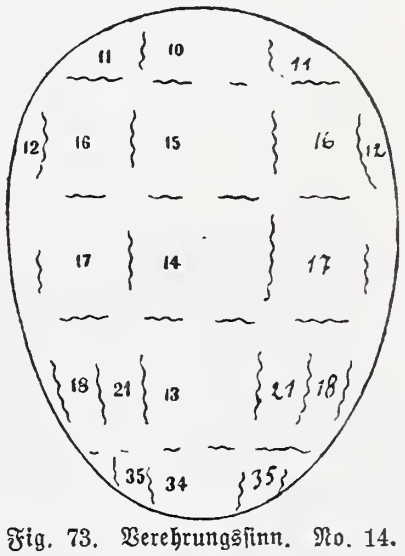


Fig. 73. Verehrungssinn. No. 14.

Erkennt man hier, wie schwer es ist, Unendliches in enge Begriffe einzuspannen? Wieviel Fragen und Zweifel sich erheben können, wenn man vom „religiösen Sinn" eines Menschen spricht? Diejenigen, die sattelfest in einem Bekenntnis sitzen, haben darum noch nicht ihre Prüfung vor Gott bestanden. Und die Geschichte der Kirchen war für Gott, den Richter über Gut und Böse, nicht immer eine ungetrübte Freude.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Religion ist Tat! Über das Bekenntnis mag man streiten. Gott hört nicht auf die Worte. Ich sah Menschen, die nie von Religion sprachen. Aber sie übten sie aus in guten Taten.

Spreche ich einem jungen Menschen von seinem religiösen Sinn, so kann es sein, daß er spöttisch lächelt. Der stürmende Drang der Jugend steht oft den tiefsten Daseinsfragen recht fern. Aber man kann sehr wohl eine Anlage besitzen, ohne sich ihrer bewußt geworden zu sein. Sicher ist aber, daß solch ein Mensch früher oder später zu religiösen Erkenntnissen kommt; denn der religiöse Sinn ist wie eine verborgene Hand, die ihn im Innersten führt.

Der Verehrungssinn ist oben auf der Höhe des Kopfes sozusagen der Strahlpunkt, in den alle Eigenschaften zusammenströmen. Das Religiöse ist deshalb auch für den gesamten Charakter wie eine übergeordnete, einigende Macht. Von ihm aus erhalten alle Eigenschaften eine gewisse gleichmäßige Richtung. Sie alle werden auf ein bestimmtes Ziel hingelenkt.

Der Verehrungssinn wölbt sich wie eine Brücke zwischen den geistigen Kräften der Stirn und den sinnlichen Kräften des Hinterhauptes. Diese beiden — der Verstand und die sinnliche Natur des Menschen — ordnen sich dadurch einer größeren Erkenntnis, einer höheren Macht unter.

Bei einem schön gewölbten Schädeldach also erfaßt ein Mensch mit klarem Verstand die erkennbare Welt. Und die normale Entwicklung des Hinterkopfes sichert ihm die natürlichen sinnlichen und materiellen Kräfte und den Zusammenhang mit der Natur. Aber keine dieser beiden Kräfte vermag für sich allein sich in den Vordergrund zu drängen. Denn der Sinn der religiösen Ehrfurcht wölbt sich über sie.

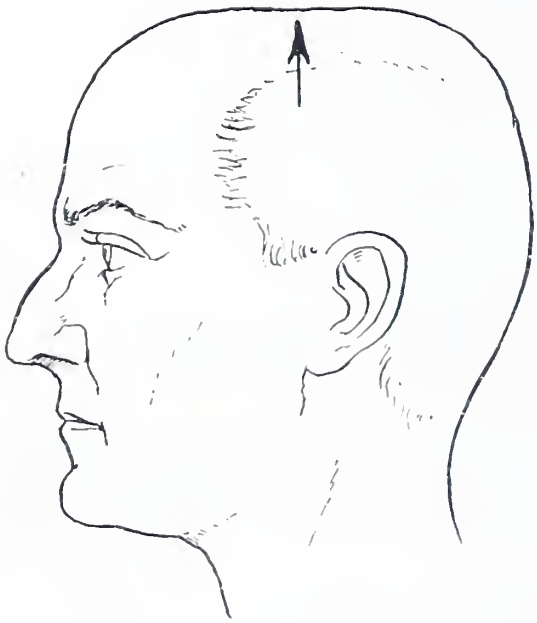


Fig. 74. Geringer Verehrungssinn. Verstandesmensch.

Fig. 75. Gutentwickelter Verehrungssinn. Gefühlsmensch.

Darum kann ein solcher Kopf weder reinem Intellektualismus, (Verstandesdasein) noch reinem Materialismus (stofflich-sinnlicher Lebensauffassung) verfallen. Vielmehr wird er in allen Dingen den tieferen Sinn, den Ewigkeitston, finden und in seinem eigenen Leben die Gotteskindschaft lebendig werden lassen.

Vielleicht geschieht das nach langem Irren und viel bitterem Unrecht, das er Andern tat; nach mancher bösen Tat und mancher schweren Schuld. Aber wie man, um auf die andere Seite eines Berges zu gelangen, statt des mühevollen Auf- und Abstiegs über seinen Gipfel den nachtschwarzen, unheimlichen, aber kurzen und raschen Weg durch den Tunnel nimmt, so ist ein Irrtum, eine böse Tat, eine Schuld oft der schnellste Weg, innerlich und sittlich vorwärts zu kommen.

Sicher wird ein Mensch, dem im gewölbten Mittelhaupt der Gottessinn wohnt, zu irgend einer Zeit seines Lebens Gott zu suchen anfangen. Wann er ihn findet, das weiß ich nicht. Vielleicht wird er nach ihm rufen in schwerer Stunde, wenn die Bergeslast einer Schuld auf ihm liegt, wenn die Reue

ihn martert, und wenn er weiß, daß der Menschen Vergebung ihm nichts nützen kann, solange sich nicht Gottes Güte und Milde in sein friedloses Herz senkt.

Die Verstandeskraft der Stirn und die egoistisch-materiellen Kräfte des Hinterhauptes, die an sich und im Grunde genommen Gegner sind, werden im Verehrungssinn, der sich beiden mitteilt, versöhnt. Das Religiöse wird dadurch zum Ausgleich zwischen unserer geistigen und leiblichen Natur, die beide sterblich und vergänglich sind. Im religiösen Sinn allein liegt das Bewußtsein des unsterblichen und unvergänglichen Teiles in uns. Und darum ist es gerade das religiöse Gefühl, das sich als etwas wunderbar tröstliches, etwas friedliches und hoffnungsvolles ergießt in die Kampfes- und Zweifelswelt unseres Verstandes und die Genuß- und Leidenswelt unserer Sinne.

Das Religiöse ist in uns die stärkste aufbauende Kraft. Denn es ist der Glaube, der sich gegen den Verfall wehrt und die Luft der Ewigkeit atmet. Der gläubige Mensch hat die Tore seiner Seele weit, weit geöffnet und läßt die göttlichen Kräfte aus dem All in sich einziehen. Er trägt nicht sein Ich durch das Leben; denn er würde darin klein sein, so groß er sich auch wähnet. Nein — ehrfürchtig weiß er Gott in sich lebendig. Und darum strömt aus dem religiösen Sinn eine so große und wunderbare Kraft in das Leben großer Menschen hinein, eine seltsame Kraft, die der Verstand nicht erfassen und die die Wissenschaft vom Körper nicht erklären kann.

Denn dies ist eben nicht die Kraft eines Einzelnen; dies ist das Wunder der gesammelten Kraft aus Regionen, die unsere Augen nicht sehen können.

Hochgewölbtes Mittelhaupt, also hohen religiösen Verehrungssinn, besaßen der römische Kaiser Marc Aurel, Stephan I., König von Ungarn, Ignatius von Loyola, der Schwedenkönig im dreißigjährigen Krieg: Gustav Adolf, Karl I. von England, Malebranche, Newton, Johann Kaspar Lavater, John Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradies", Klopstock, Herder, Pestalozzi, Schleiermacher, der Bildhauer Christian Daniel Rauch, der „Turnvater" Jahn, der Maler Schnorr von Carolsfeld, Kaiser Wilhelm I.

Bei Bismarck war der religiöse Sinn offenbar stärker als das Wohlwollen. Er hatte einen kindlich einfachen Glauben und war ein treuer und ergebener Diener seines Kaisers.

Er konnte rücksichtslos und mit eiserner Faust Hindernisse aus dem Wege räumen. Aber er betete in ernsten Stunden wie ein Kind. Und als seine Frau Johanna, des eisernen Kanzlers über alles geliebte Frau, gestorben war, da lag der Riese schluchzend und betend auf den Knien vor ihrem Bett.

An Ludendorffs Profil ist der Verehrungssinn prächtig entwickelt, weit stärker als beispielsweise am Kopfe von Dr. Karl Peters in Fig. 40 Mehr als einmal ist auch in seinen „Kriegserinnerungen" zu lesen, daß er an siegreichen Tagen in die Kirche ging, um zu beten und Gott zu danken. Die

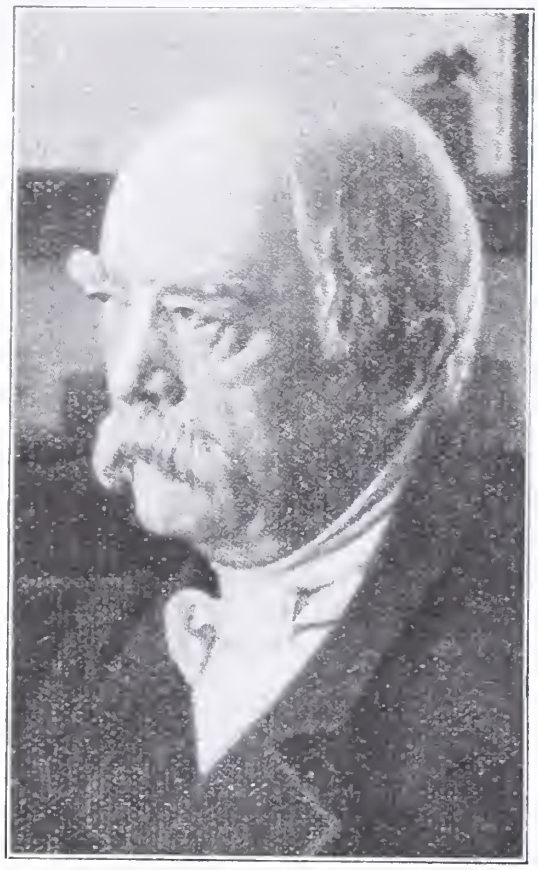


Fig. 76. Otto von Bismarck. Der größte Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Geb. 1. April 1815 auf Schloß Schönhausen in der Altmark. Gest. 30. Juli 1898 zu Friedrichsruhe. Verehrung und Festigkeit hochentwickelt.

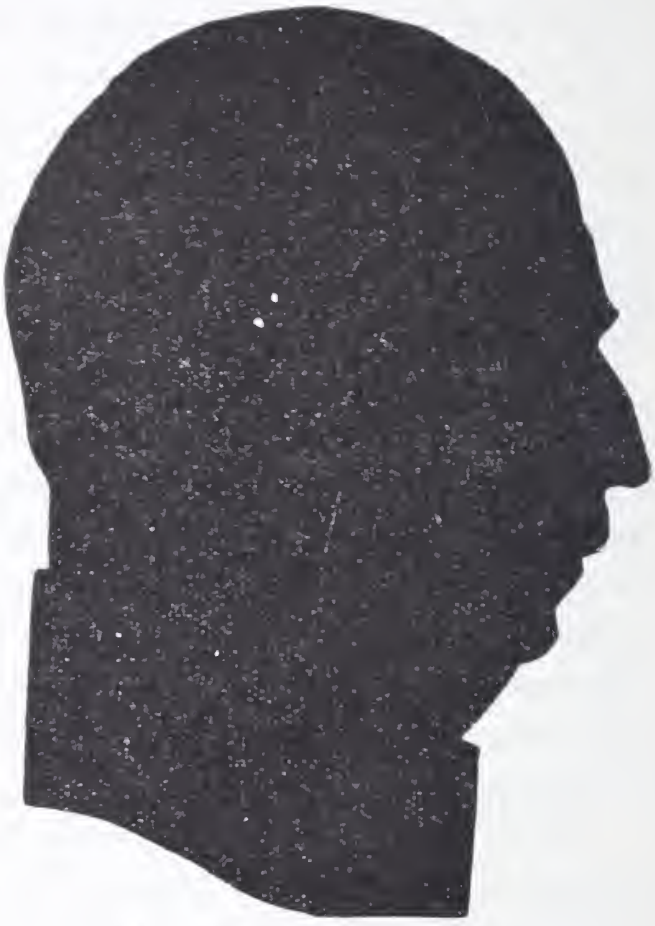


Fig. 77. Erich von Ludendorff. Leiter der deutschen Heeresmacht im Weltkrieg. Schöner Kuppelbau des Oberschädels. Höchstentwickelter Verehrungssinn im hochgewölbten Mittelhaupt. Bedeutender und überragender Kopf. Aber für einen Feldherrn zu viel Gemütskräfte, zu viel Idealismus; Verkennen der Realitäten.

scheue Knappheit der Worte, mit denen er das sagt, zeigt, daß dies nicht Pose war, sondern tiefinnerste Wahrhaftigkeit. Und trotzdem Ludendorffs Werk am Ende den üblichen Lohn der Welt empfing, nämlich den Undank, spricht dieser Mann stets in Ehrfurcht von seinem „Allerhöchsten Kriegsherrn".

Dies ist ein Ton, den man in Dr. Karl Peters (Fig. 40) „Lebenserinnerungen" nirgendwo findet. Das „Ich bin ich" durchzieht dieses ganze Buch. Und der große Afrikaeroberer versäumt durchaus nicht, in seinem Buche sein glänzendes Abiturientenzeugnis vom Jahre 1876 zu veröffentlichen und mit unverhohlenem Behagen zu erzählen, wie sein herrischer und trotziger Charakter schon in der Schule in Ilfeld der Schrecken der Lehrer war, von denen einer sich sogar in der Klasse von dem Sekundaner Peters einen „Flegel" nennen lassen mußte.

Dieser Sekundaner begeisterte sich schon als Knabe für Gestalten wie Miltiades, Themistokles, die Gracchen, Cäsar, Friedrich den Großen und Napoleon I. Stolze, herrische Gestalten aus der Geschichte machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Aber er schaut das meiste in seiner Umgebung mit einer spöttischen Ueberlegenheit an und schildert es mit einem beißenden Sarkasmus. Das tief skeptische seiner Natur, das in seinem Mangel an Verehrungssinn liegt, tritt überall in seinem Buche zu Tage. Nirgendwo finden wir darin zum Beispiel den innigen Ton, mit dem Ludendorff in tiefer Dankbarkeit von seinen Eltern spricht.

Dr. Peters ist immer die schroffe, diktatorische Natur gewesen, die es an Selbstbewunderung nicht fehlen ließ und geradezu aus einem inneren Zwang heraus Andere brüskierte. Als ich ihn persönlich sah, da begriff ich, daß dieser selbstherrliche kleine Mann, dieser trotzige Herrenmensch, der mit dem Spazierstock in der Luft unsichtbare Gegner niederschlug, nie im Leben sich hat beugen können.

Er war eine kriegerische Natur und in der Welt der realen Politik einer der größten Söhne seines Vaterlandes. Denn er hatte Stahl in den Adern.

Dr. Karl Peters Lebensarbeit war die kraftvolle und rücksichtslose Durchsetzung eines gewaltigen Ichs in einer bedeutenden Persönlichkeit. Es war höchstgesteigerte Subjektivität.

In Ludendorff aber tritt das Selbstgefühl hinter dem Verehrungssinn im hochgewölbten Kopfe zurück. Infolgedessen lebt in ihm und in seinem großen Werk nicht das Ich, sondern die Idee, die dem Ich übergeordnet ist. Er spricht darum von sich selber stets nur mit dem bescheidenen, männlich knappen Ton einer grenzenlosen Pflichterfüllung.

*

Ist der religiöse Verehrungssinn zugleich mit dem Wohlwollen sehr stark entwickelt, das Selbstgefühl hingegen sehr gering, so wird der Mensch bescheiden. Er drängt sein Ich zurück. Er kann nicht mit dem Gefühl seines Ichs allein leben, sondern braucht immer und unter allen Umständen einen Gegenstand oder einen Menschen, dem seine Verehrung gilt. Denn im hochgewölbten Verehrungssinn des Mittelhauptes sitzt ein großer Reichtum des Gefühls. Und da gegenüber dieser gefühlsreichen Wölbung nach vorne die kritischen Verstandeskräfte, nach hinten aber die egoistischen und materiellen Triebe zurücktreten, so faßt ein solcher Mensch alles mit dem Gefühl auf. Er ist weniger kritisch, materiell und egoistisch, als vielmehr hingebend, schwärmerisch, begeisterungsfähig.

Er wird schon als Kind viel Liebe und hingebende Bewunderung für seine Eltern empfinden. Diese Liebe ist ihm Bedürfnis, inneres Gesetz. Er bewahrt sie den Eltern während seines ganzen Lebens, bewahrt sie ihnen über das Grab hinaus. Er leidet schwer, wenn irgend etwas diese Liebe stört.

Der Verehrungssinn macht höflich und rücksichtsvoll, macht bescheiden gegen ältere Leute und achtungsvoll gegen Obrigkeit und Vorgesetzte. Er führt bei nicht sehr starker eigener Denkkraft und geringem Selbstgefühl zum Autoritätsglauben, zur Leichtgläubigkeit.

Bei sehr geringem Selbstgefühl, also schwachem Wirbelpunkt, kann hochentwickelter Verehrungssinn zu Unterwürfigkeit, demütiger Ergebenheit, zu untertänigem Wesen und zu einer Lakaiengesinnung werden.

Die Gefahr der kritiklosen Bewunderung liegt bei hohem Verehrungssinn sehr nahe. Je geringer dabei — im schwachen Selbstgefühl — das eigene Ich betont wird, je unplastischer die eigene Persönlichkeit herausgearbeitet ist, desto größer und gefährlicher kann die Neigung werden, andere Personen übermäßig einzuschätzen, weil sie nicht mit dem Verstand, sondern ganz und gar mit dem Gefühl gesehen werden.

Köpfe, die oben flach sind, sehen alles kühler, nüchterner, kritischer. Sie lassen sich weniger zur Begeisterung hinreißen. Sie haben weniger Ehrfurcht vor hochgestellten Personen. Sie ermangeln der Ehrerbietung. Sie lassen sich nicht viel von Andern gefallen, auch nicht von Vorgesetzten. Sie sind auch in der Liebe weniger anschmiegend, haben weniger bewundernde Hingabe. Die Anbetung liegt ihnen nicht. Sie sind nicht autoritätsgläubig und neigen eher zur Auflehnung als zur Unterwürfigkeit.

Menschen mit hohem Verehrungssinn hängen an der Vergangenheit, an alten Sitten und Gebräuchen, an Möbeln und Familienerbstücken. Sie können Namen und Titel bewundern, die dem flacher gebauten Kopf wenig Eindruck machen. Der Verehrungssinn ist die Pietät, die das Gewesene mit einem Reichtum von Empfindungen umgibt. Sie schmückt die Gräber und bewahrt den Lebendigen und den Toten ein treues Andenken.

Der flachere Kopf ist in all diesen Dingen kühler, nüchterner. Der Verstand und das Selbstgefühl treten vor und drängen das Gefühl der Verehrung und Bewunderung, der Begeisterung und Schwärmerei zurück. Weil aber dieses Gefühl im Menschen wie ein großer Künstler ist, der rings die Welt mit farbensattem Pinsel ausmalt, so muß man wohl sagen, daß der hochgewölbte Kopf den innerlich reicheren Menschen ergibt, den seelisch spannkräftigeren, den inbrünstiger genießenden, mit einem Worte: den Glücklicheren.

Er geht mit einem dankbareren Herzen durch die Welt. Seine Seele ist den Gotteswundern geöffnet. Er ist wundergläubig. Seine Anbetung schließt den Zweifel aus. Er ist ergriffen, wenn seine Augen Schönes sehen, und seine glückselige Fähigkeit des Staunens und der Bewunderung zerreißt nicht kritisch und mit nüchternem Sinn das Bild der Welt.

Haben Kinder großen Sinn der Verehrung, so sind sie leicht mit Liebe zu lenken und hängen mit gläubigem Vertrauen an den Eltern. Sie sind folgsam. Ist aber ihr Kopf flach und nach hinten ansteigend, so überragt das Selbstgefühl die Ehrerbietung. Sie sind eigenwillig, schwer zu lenken, neigen zu Widerspruch, zu Launen und lassen sich durch niemanden und durch nichts imponieren.

Hier wird Strenge in der Erziehung zur anderen Form der Liebe.

Ist aber der Kopf oben zwischen vorn und hinten eingesunken, so daß der sogenannte „Sattelkopf" entsteht, so ist jede Einheit der Persönlichkeit zerrissen. Es fehlt die Brücke zwischen Verstandes- und Sinnenwelt. Diese beiden, die natürliche Gegner sind, stehen sich nun feindlich gegenüber. Das religiöse Gefühl fehlt, das beide zügeln könnte. Der Mensch ist nicht mehr einheitlich. Bald gibt er sich den Interessen des Verstandes hin, bald den Lockungen der sinnlichen Genußwelt. Sein Leben schwankt zwischen beiden. Aber weil es der religiösen Verinnerlichung, der tiefen, innigen, gläubigen Gefühle, entbehrt, so läuft es Gefahr, zu veräußerlichen. Es setzt die Wirklichkeit, die aus Verstand und gemeiner Nützlichkeit besteht, gar zu anmaßend über die Kräfte der Seele, und damit verarmt es selber in seinem Innern.

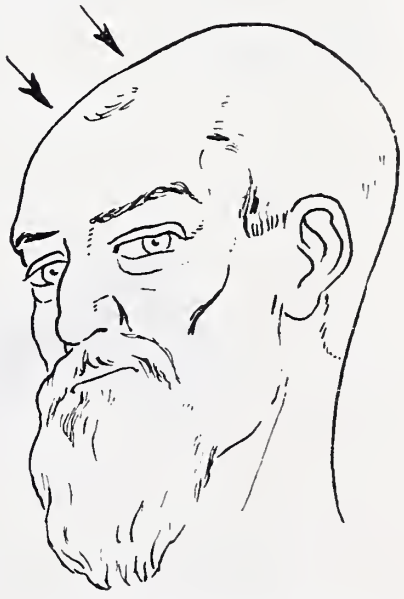


Fig. 78. Sattelkopf. Mittelhaupt eingesunken; auch das Vorderhaupt schlecht entwickelt. Deshalb gefühllos, gemütsarm, mitleidlos. Man darf sich durch den Patriarchenbart nicht täuschen lassen.

Weil es aber bei solcher Verarmung nicht mehr in sich selber ruht, braucht es der äußeren Einflüsse. Aus Mangel an Gemüt wird es ein Sklave der Arbeit. Denn ohne die Arbeit spürt es verzweifelnd die innere Leere.

Das Glück der Menschen wächst weder aus dem Verstand heraus, noch aus der Materie, am allerwenigsten aber aus dem Ich. Es treibt seine reichsten Blüten aus dem warmen Fruchtboden der Seele. Und die Seele hat eine ihrer edelsten und innigsten, ihrer liebereichsten und glücklichsten Kräfte in dem Sinn der Verehrung.

15. Sinn der Festigkeit.

(Beständigkeit, Beharrlichkeit, Hartnäckigkeit, Willenskraft (Fig. 73).

Dies Organ liegt am hinteren Teile der Scheitelgegend, unmittelbar vor dem Selbstgefühl, genau zwischen diesem und dem Verehrungssinn, und wie diese beiden genau auf der Mittellinie des Kopfes.

Die Festigkeit gehört sehr wesentlich mit zu dem, was wir „Charakter" nennen. Sind nicht die Worte „Festigkeit" und „Charakter" im Denken der Menschen von gleichem Klang?

Festigkeit und Selbstgefühl sind nicht dasselbe. Selbstgefühl ist kraftvolle, zähe, hartnäckige Durchsetzung des Ichs und der eigenen Rechte. Es ist schließlich und endlich Egoismus. Festigkeit aber ist das Beharren bei einer Sache, das hartnäckige Durchsetzen einer Idee. Es ist ein wesentlicher Bestandteil der Willenskraft.

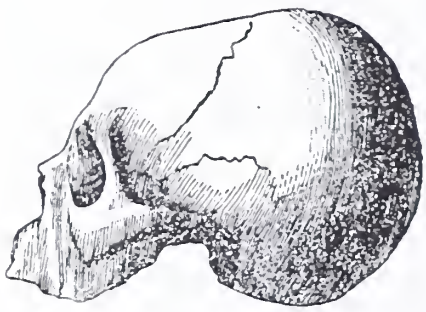


Fig. 79. Festigkeit groß.

Fig. 80. Festigkeit gering.

Wer Festigkeit besitzt, verfolgt beharrlich ein Ziel. Er läßt sich nicht beirren. Gegner oder Widerstände drängen ihn nicht vom Weg. Schicksalsschläge entmutigen ihn nicht. Er wird im Glück nicht maßlos, im Unglück nicht hoffnungslos sein.

Er ist unbeugsam in seinem Willen. Er hat die Natur eines Cato, der sich tötete, um sich nicht seinen Feinden unterwerfen zu müssen, die Natur eines Marcus Curtius, eines Mucius Scävola, eines Hadrian, eines Bismarck. Des letzteren Festigkeit am Bild von Lenbach ist ungewöhnlich groß.

Wem die Festigkeit fehlt, der ist ein schwacher Charakter. Er wechselt in seinen Ansichten, seinen Plänen und Unternehmungen. Er weicht vor Widerständen und Schwierigkeiten zurück. Er ist unbeständig, leicht zu irgend etwas zu verleiten. Man kann seine Grundsätze erschüttern, kann ihn verführen. Er ist biegsam, auch in politischer Hinsicht. Er wechselt die Gesinnung.

Im Zusammenleben mit einem solch schwachen Charakter weiß man nie, wie er handeln wird. Denn er trägt das Gesetz seines Handelns nicht in sich, sondern ist von Stimmungen und vom Einfluß der Menschen abhängig. Er wird inkonsequent, handelt heute so und morgen anders.

Je größer an einem solchen Kopf das Wohlwollen und der Verehrungssinn sich zeigen, desto schwächer, wankelmütiger, unselbständiger kann ein solcher Charakter sein.

Verbindet sich damit Zerstörungssinn oder Kampftrieb, so haben wir eine heftige und leidenschaftliche Natur, besonders wenn noch dazu ein schroff vorspringendes Kinn oder breite Kinnladen vorhanden sind. Dann darf man sich aber durch alle Heftigkeit keinen festen Charakter vortäuschen lassen.

Fig. 81. Sehr große Festigkeit. Hartnäckiger, zäher, ausdauernder, willensstarker Charakter. Unbeugsam; setzt seinen Willen durch; kann trotzig sein und kämpft gegen Widerstände.

Fig. 82. Sehr geringe Festigkeit. Schwacher, wankelmütiger Charakter. Wenig Willen. Unbeständig, schwankend, zweifelnd; setzt sich nicht durch. Es fehlt die Beharrlichkeit. Unentschieden.

Große Vorsicht hemmt die Festigkeit und trägt in die Hartnäckigkeit einen Schuß Bedächtigkeit hinein.

Mit Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit wird die Festigkeit zur Gerechtigkeit und ziert den „weisen, den gerechten Richter." Sie macht rechtschaffen und ist zu finden am Kopf aller starren, unbeugsamen Naturen, aller Michael-Kohlhaas-Naturen.

Charakterfestigkeit ziert den Kopf von Adolf von Menzel (Fig. 83), der diese Eigenschaft mit ganz bedeutender Konzentration verbindet.

Hohe Festigkeit, mit starker Konzentration verbunden, zeigt auch der Profilkopf des Königsberger Weisen Immanuel Kant, der mit geradezu eiserner Beharrlichkeit an seinem Lebenswerk arbeitete.

Charakterfestigkeit krönt endlich den edlen, prophetenhaft-seherischen Kopf des indischen Weisen Rabindranath Tagore (Fig. 84). Gerade hier wird man erkennen können, wie Milde und Kraft in einem Charakter sich paaren. Denn dieser Mann, der in der hohen und edlen Stirn, in dem tiefen Blick des

großen, dunklen Auges, in der harmonischen Schönheit des Haar- und Bartwuchses, in der Lichtfülle dieses seltsam durchglühten Kopfes den hohen, schöpferischen Menschen verrät, geht mit einer unerbittlichen Konsequenz seinen Weg. Er hat in Europa Ruhm und Bewunderung geerntet. Aber die Gegensätzlichkeit des ganzen Abendlandes hat ihn in seiner Philosophie nicht wankend gemacht. Er ging nach Indien zurück als derselbe, der er gekommen war.

*

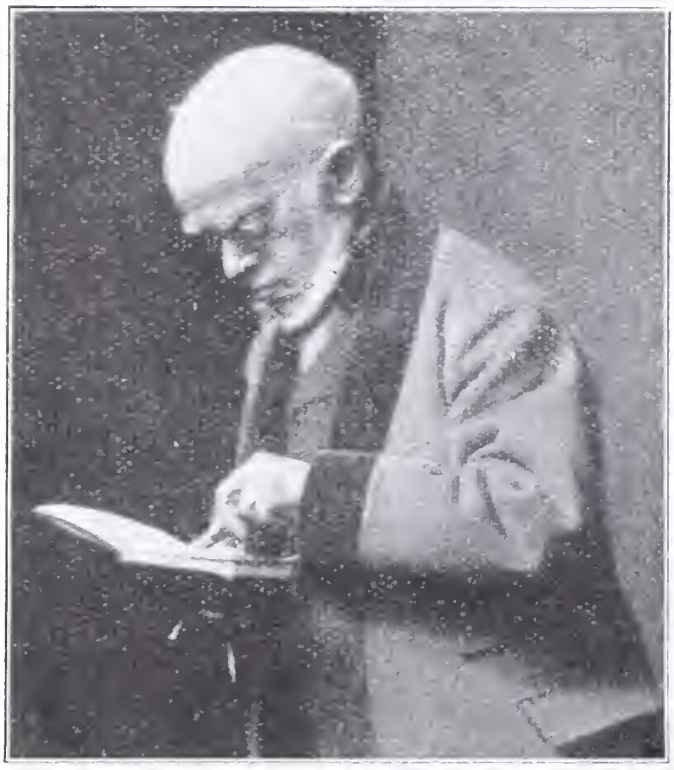


Fig. 83. Adolf von Menzel.
Excellenz, Professor. Altmeister der Berliner Malerei. Unübertrefflich als Historienmaler der Zeit Friedrichs des Großen. Meisterwerke allerersten Ranges: „Die Tafelrunde in Sanssouci", „Das Flötenkonzert", „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch". Geb. 8. Dezbr. 1815 in Breslau als Sohn eines Lithographen, gest. 9. Febr. 1905 in Berlin. Große Konzentration im starken Hinterkopf. Außerordentliche Festigkeit und Gewissenhaftigkeit.

Das Hinterhaupt ist also das Gebiet der elementaren Triebe, der Tatkraft und des Willens. Indessen liegen die Triebe mehr in der Breite des hinteren Schädels, die Festigkeit und die Willensstärke mehr in seiner Höhe.

Höhe und Breite zeigen eben überall an der Menschengestalt zwei seelische Richtungen an. Breite bedeutet ein Auseinanderstreben, eine Hinneigung zum Äußeren und eine Beeinflußbarkeit durch das Äußere. Ein hinten breiter Schädel drängt also triebartig ins Materielle, ins Irdische, ins Sinnliche hinein.

Der hinten hohe Schädel hingegen sucht zusammenzufassen. Er ist auf ein Ziel, einen Zweck gerichtet. Er ist die Synthese des Willens, die typische Form der Tatkraft und der Festigkeit.

Der typische Kopf des Engländers ist hinten hoch, auch vorn in der Verstandesregion gut entwickelt, indessen im Mittelhaupt verhältnismäßig niedrig und auch — von vorn gesehen — in der Gesichtsmitte schmal. Aus dem Ganzen leuchtet die Gemütsarmut, aber die Verstandesschärfe und die Willensstärke hervor.

Der deutsche Kopf ist hinten meist schwächer und niedriger. Er hat deshalb geringeres Selbstgefühl und weniger festes und beharrliches Wollen. Hingegen

gibt die größere Breite und Höhe des Mittelhauptes ihm die ausgedehntere Gemütswelt.

Der energische, willensharte Mensch wird wohl meist mit hohem Hinterhaupt gefunden werden. In demselben Maße, in dem das Hinterhaupt schwächer und niedriger ist, verliert der Charakter an zäher Durchführungskraft; er wird weicher, nachgiebiger, unpersönlicher und läßt den Willen hinter dem Gefühl zurücktreten.

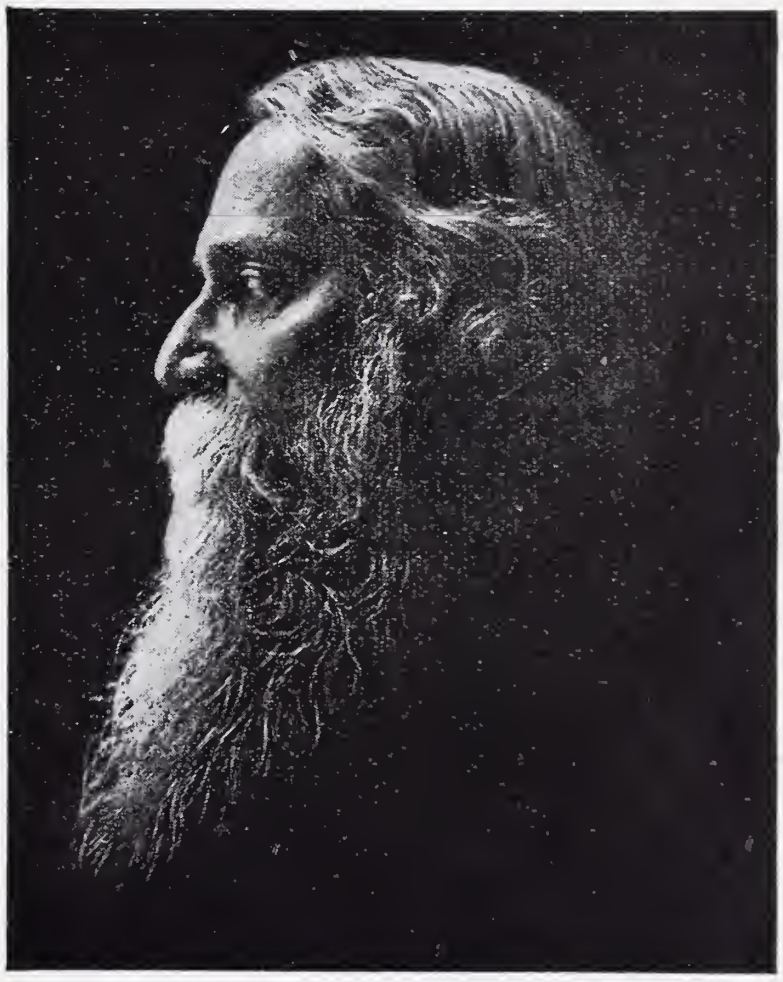


Fig. 84. Der indische Dichterphilosoph Rabindranath Tagore.
Tauchte mit seiner harmonischen Persönlichkeit wie ein Stern der Hoffnung in dem wirren Europa auf. Lichterfüllter, schöpferischer Kopf. Prophetentypus.

Frauen, die etwas erreichen, die in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen, die selbstbewußt und energisch auftreten und im Berufsleben männliche Kraft entwickeln, zeigen ein hochentwickeltes Hinterhaupt.

(Vergl. Fig. 218.)

Die gleiche Form findet man — bei Mann und Frau — überall da, wo erstaunliche körperliche Leistungen vollbracht werden, bei Akrobaten, Seiltänzern, Artisten, Sportsleuten, Fliegern, Nordpolfahrern, Bergsteigern und Entdeckungsreisenden. Denn alle diese merkwürdigen und interessanten Lebensformen verlangen höchste und schärfste Anspannung des Willens, verlangen rasche und kraftvolle Entschlüsse und ein gewisse Kühnheit und Unbedenklichkeit des Wesens. Dies alles ist nur bei plastisch entwickeltem Hinterhaupt möglich.

Nie aber sollte die Kraft-, Tat- und Triebwelt eines starkentwickelten Hinterhauptes sich allzusehr über die Ausbildung des Vorderhauptes und der Stirn erheben. Denn dann verlieren Vernunft und Erkenntnis die Zügel aus der Hand, und die Triebe rasen steuerlos, jedem gemeinen Antrieb gehorchend.

Die menschliche Gesellschaft leidet ohnehin unerhört durch jene ungezählten Durchschnittstypen, die in ihrer kleinen und niedrigen Stirn ihren schrecklichen

Mangel an Einsicht und Vernunft verraten. Sie folgen ganz unkontrollierbaren Impulsen. Sie sind in ihrer eigenen Verstandesarmut, in ihrer seelischen Dürftigkeit das unglückselige Opfer ihrer eigenen Unpersönlichkeit. Sie sind widerstandslos, und aus ihnen bildet sich recht eigentlich das, was wir „Masse" nennen, jenes gefährlich brodelnde Chaos elementarer, unbeherrschter Triebe, die heute gut und morgen schlecht geleitet werden können.

Fig. 85. Schädel einer als Giftmörderin ihres Mannes hingerichteten Frau. Sehr stark und häßlich geformtes Hinterhaupt. Vorderhaupt schwächer. Harter, grausamer Wille. (Aus Carus „Symbolik".)

Fig. 86. Schädel des Spitzbuben und Mörders Seidenfaden aus Hessen. Sehr starkes Hinterhaupt, sehr schwaches Mittelhaupt. Tattriebe weit stärker als Gemütskräfte. Neigt also zur Roheit; ist gefühl- und rücksichtslos!

In diesem Mißverhältnis zwischen Vorder- und Hinterhaupt, zwischen Verstand und Trieb, wurzelt aber auch das Verbrechen. Unter den typischen Verbrechern sind gar zu viele, die den fürchterlichen Trieben des starken Hinterhauptes nicht mit der nötigen Kraft von Verstand und Gemüt zu begegnen vermochten.

Ob alle solche Menschen freilich immer zum Verbrechen geboren sind, muß man füglich bezweifeln. Das Böse ist Irrtum. Es ist das Erliegen der geringen Urteilskraft gegenüber dem schlimmen Einfluß. Der unpersönliche, mit geringer Einsicht begabte Mensch kann und wird zwar bei richtiger Erziehung und in einer festen und starken Hand ein ruhiges und fleißiges Leben führen. Aber wo Verstand und Gemüt im Vorder- und Mittelhaupt zurücktreten gegen die Triebwelt des Hinterhauptes, da wird man stets damit rechnen müssen, daß schlechte Einflüsse einen willigen Boden finden. Im Grunde ist in jedem Menschen die ganze Menschennatur in ihren Wurzeln vorhanden. Ob aber mehr das Gute oder mehr das Böse davon entwickelt ist, zeigt allein die menschenkundliche Betrachtung.

16. Sinn der Gewissenhaftigkeit.

(Rechtsgefühl, Pflichtbewußtsein.)

Wie die Beifallsliebe genau zu beiden Seiten des Selbstgefühls liegt und dieses unter Umständen bedeutend unterstützen und erhöhen kann, so liegt die Gewissenhaftigkeit genau zu beiden Seiten der Festigkeit. Sie liegt also an beiden Seiten des Kopfes *vor* der Beifallsliebe und *über* dem Organ der Sorglichkeit.

Man sieht, wie auch hier das verwandte nachbarlich beisammen liegt. Festigkeit und Gewissenhaftigkeit zusammen geben dem Kopf *vor* dem Wirbelpunkt Wölbung und starke Rundung.

Die Festigkeit ist die Kraft, eine Sache durchzusetzen. Sie kann bis zur Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit gesteigert sein, kann den Menschen „unverrückbar und standhaft wie des Nordens Stern" machen, wie *Shakespeare's* Heinrich IV. von sich sagt.

Aber die Festigkeit selber unterscheidet nicht zwischen Gut und Böse. Sie ist als eine solche unterscheidungslose Kraft auch beim Verbrecher zu finden. Ja, sie erklärt oft die ganze empörende Halsstarrigkeit und Steifnackigkeit des niedrigen Menschen, der keinerlei gutem Einfluß zugänglich ist. In ihr liegt die ganze satanische Konsequenz des geborenen Verbrechers, die eiserne Ruhe und Kaltblütigkeit, mit der er etwas ausführt.

Die Festigkeit ist also gleicherweise bei guten und bösen Menschen zu finden. Sie ist in sich selber weder gut noch schlecht. Sie ist nur die Kraft, die Beharrlichkeit und Beständigkeit, mit der Gutes oder Böses durchgesetzt wird. Und deshalb haben die großen Weisen und die großen Bösewichter der Weltgeschichte oft das gleiche Maß von Festigkeit besessen.

Die Unterscheidungsfähigkeit zwischen Gut und Böse bekommt die Festigkeit erst dadurch, daß sich ihr die Gewissenhaftigkeit zugesellt. Diese ist das, was die Sprache mit „Gewissen" bezeichnet. Sie ist der moralische Ratgeber im Menschen, ist eine sittliche Instanz, die über Recht und Unrecht, über Erlaubtes und Unerlaubtes in unseren Handlungen entscheidet.

Es ist das moralische Gesetz in uns, das sich in der Breite des Kopfes zu beiden Seiten der Festigkeit zeigt.

Sehr groß ist die Gewissenhaftigkeit in dem Kopf des im Winter 1920 verstorbenen Baseler Physiologen *Gustav von Bunge*. Diese Gewissenhaftigkeit — als eine hohe moralische Kraft — hat wohl dazu beigetragen, ihn zu einem so ernsten wissenschaftlichen Kämpfer gegen den Alkohol und zum Guttempler zu machen. (Fig. 87.)

Sehr gering hingegen ist die Gewissenhaftigkeit in dem gefühlsrohen, brutalen Kopfe in Fig. 88. Die tierische Roheit der plumpen, eckigen unteren Gesichtshälfte, namentlich der gefährlichen Kinnbacken, wirkt bedrohlich. Ein Verbrechertypus, dem Roheit und Gewissenlosigkeit im Gesicht geschrieben stehen.

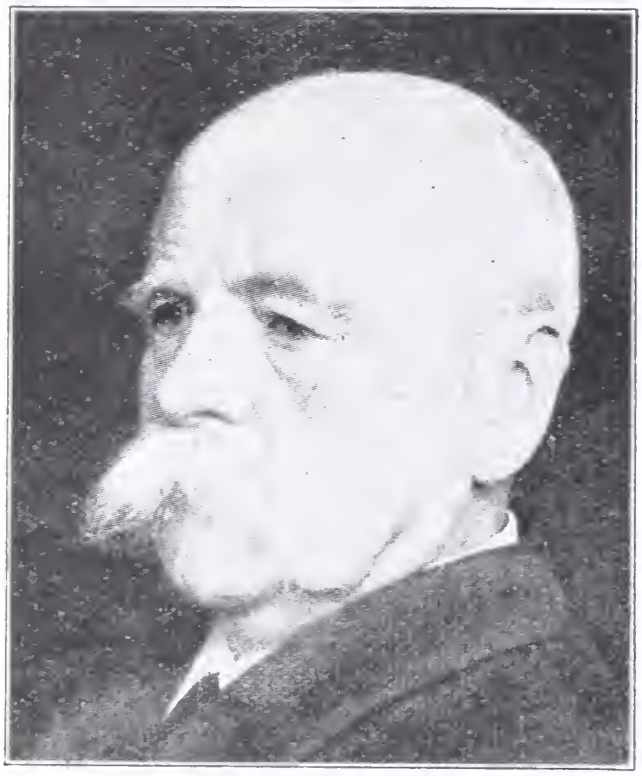


Fig. 87. Gustav von Bunge †, Professor der Physiologie an der Universität Basel. Bedeutender Forscher. Große moralische Kräfte im schöngewölbten Oberkopf. Gewissenhaftigkeit sehr stark.

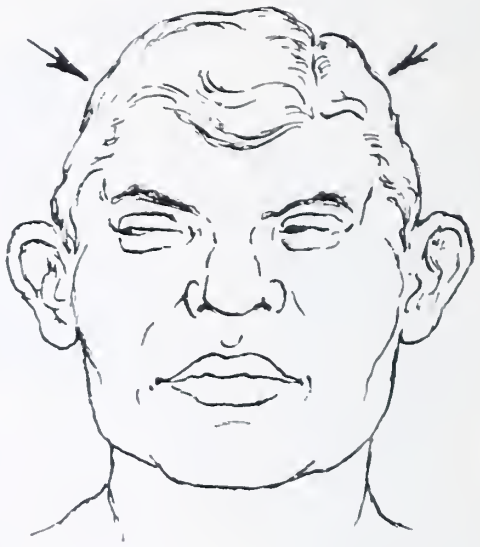


Fig. 88. Gewissenloser, schmaler, seitlicher Hinterkopf. Ohne Verantwortlichkeitsgefühl. Zerstörungssinn über den abstehenden Ohren. Gemeine plumpe Nase; rohe Oberlippe; sinnlich-gemeiner Mund; brutale Kinnladen. Niedere Stirn. Typus: Jahrmarktsathlet; verschmitzt, hinterhältig und von tierischer Roheit, ist fähig, Roheitsverbrechen zu begehen.

Ungemein groß ist hingegen die Gewissenhaftigkeit in dem frauenhaft milden Kopfe von Friedrich Fröbel (Fig. 89), der mit seinen Kinderspielen sich so wundervoll in die Seele des Kindes zu versenken verstand. Seine durchaus weibliche Artung, die Frauenhaftigkeit und Mütterlichkeit des Empfindens, und die zarte Rücksicht, die aus der am breiten oberen Hinterhaupt gelegenen ungemein großen Gewissenhaftigkeit spricht — dies alles hat ihm dabei geholfen. Dazu kommt, daß ohnehin seine Verwirklichungskraft rein seelisch ist, und daß die Gefühlskräfte an diesem Kopf weit stärker entwickelt sind als die Fähigkeiten des Verstandes oder die materiellen Interessen.

Im Gewissen liegen die unsichtbaren Zügel, die den materiellen und egoistischen Kräften angelegt werden. Es bringt dadurch sittliche Ordnung in das Tun der Menschen, trägt Rücksicht, Gerechtigkeit und Wahrheit in die menschliche Gesellschaft hinein. Drei Eigenschaften, die der gewissenlose Mensch nicht besitzt.

Der Charakter wird durch die Gewissenhaftigkeit verschönert. Hat er Schärfen und Schroffheiten, so werden sie gemildert. Hat er Schwächen und Schlaffheiten, so wird er aufgerüttelt. Denn Gewissenhaftigkeit ist Pflichtbewußtsein.

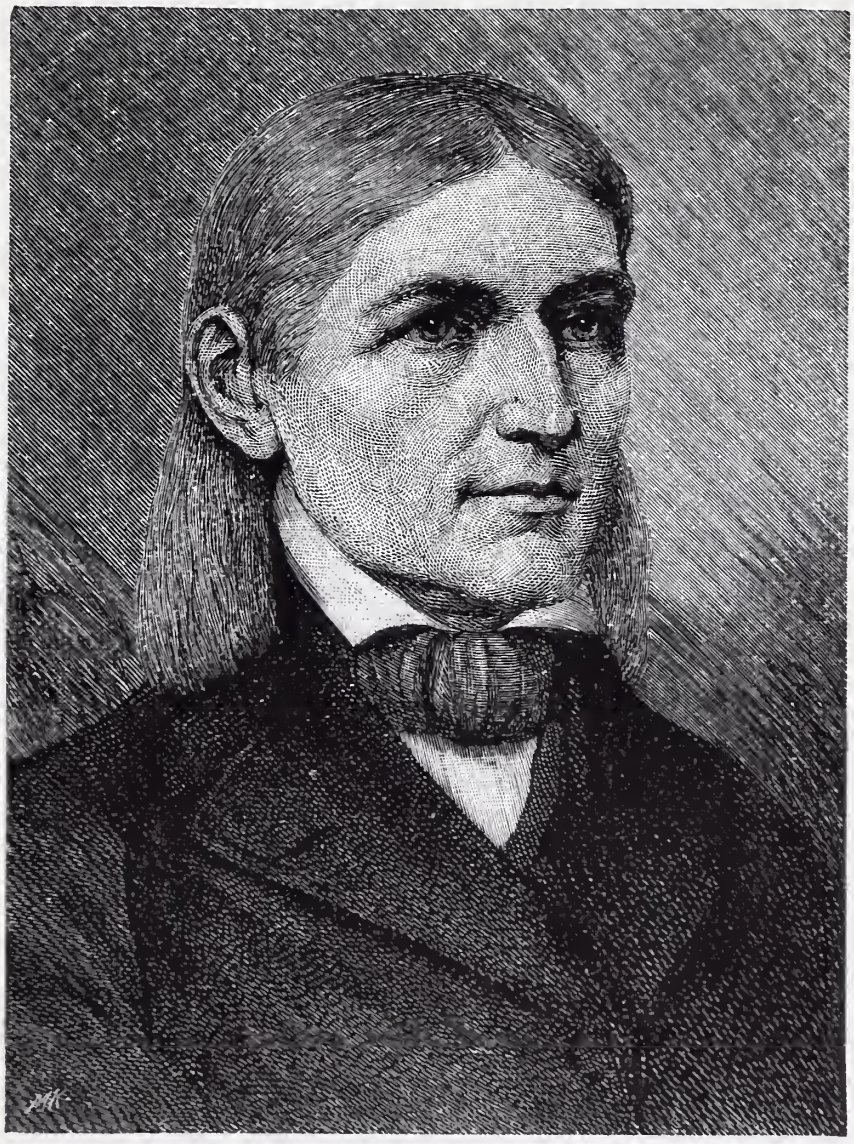


Fig. 89. Friedrich Fröbel.
Berühmter Kinderfreund und Erzieher. Begründer der nach ihm genannten „Fröbelgarten" (Kindergarten). Geb. 21. April 1782 zu Oberweißbach in Thüringen, gest. 21. Juli 1852 in Marienthal. Wundervolle Entwicklung des Mittelhauptes; große Gemütskräfte; vor allem sind Gewissenhaftigkeit und Vertrauen im seitlichen Mittelhaupt stark entwickelt.

Wo der Tätigkeitstrieb, die Kampflust, der Erwerbssinn das Streben egoistisch machen, da lehrt das Gewissen, die Rechte des andern zu schonen. Stürmender Idealismus wird durch Gewissenhaftigkeit zu nüchtern-fleißiger Arbeit angehalten. Sie reißt den Träumer, den Phantasten, den „Reiter auf dem Regenbogen" in die wohltuende Wirklichkeit zurück.

Der gewissenhafte Mensch erreicht mehr als der Begabte, dessen Gaben in Gewissenlosigkeit verkommen. Denn das Gewissen ist in uns wie ein ruheloser Motor, der uns immerzu antreibt, mahnt, erinnert. Es läßt uns erst dann in Ruhe, wenn wir unsere Pflicht erfüllt haben. „Ein gut' Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen."

Das Gewissen macht erkenntlich und dankbar für das Gute, das wir von Menschen empfingen.

Wo die Gewissenhaftigkeit mit religiösen Gefühlen (Verehrungssinn) und Wohlwollen (Güte) sich verbindet, da nähert sich der Mensch in der schönen und gleichmäßigen Wölbung seines Oberkopfes dem harmonischen Menschenbilde. Wie die Kuppel des Himmels sich ewig und tröstlich über Kampf und Leid der Erde wölbt, so hat der harmonische Mensch im schön und gleichmäßig, geradezu kuppelartig gewölbten Oberkopf alle Gefühlskräfte — Wohlwollen, Verehrung, Festigkeit, Gewissenhaftigkeit, Vorsicht, Selbstgefühl — harmonisch entwickelt, wie wir das an dem edlen Kopfe Rabindranath Tagores in Fig. 84 sehen, ebenso auch an dem Schädelbau von Marc Aurel, Albrecht Dürer, Jakob Böhme, Paul Gerhardt, dem größten geistlichen Liederdichter des 17. Jahrhunderts, dem Theologen August Hermann Francke (Fig. 70), Herder, Goethe, Hahnemann, Wilhelm von Humboldt, Fröbel, Kaiser Wilhelm I., Mendelssohn-Bartholdy.

Wo die Kuppel gestört ist, da kommt Unruhe und Ungleichmäßigkeit in den Charakter.

Die bedeutende Gewissenhaftigkeit am Kopfe Adolf von Menzels (Fig. 83) fällt deutlich auf. Ich selber habe ihn oft gesehen, wie er im Hohenzollern-Museum in Berlin schweigend und mit endloser Geduld Waffen, Trommeln und Monturen aus der frederizianischen Zeit zeichnete. Bis ins Kleinste hinein blieb er genau und zuverlässig.

Gewissenlosen Menschen fehlt es an moralischer Zügelung in ihren Handlungen, aber auch in ihren Worten. Sie fallen mit leichtfertiger Kritik über andere her und haben nicht immer ein klares Bewußtsein dessen, was sie tun. Indessen ist dies auch eine Sache der Erziehung und der allgemeinen Bildung.

Gewissenhaftigkeit ist also kein Verstandeswert, sondern eine Gemütseigenschaft. Sie bedeutet keine Eignung für diesen oder jenen Beruf. Aber sie macht in jedem Beruf zuverlässiger. Sie erhöht die vorhandenen geistigen Werte. Sie veredelt die körperlichen Kräfte und die sinnlichen Triebe. Sie hemmt den Menschen da, wo er den andern schädigen könnte und fördert ihn, wo seine eigenen Schwächen ihn selber gefährden. Sie trägt zu unserem moralischen Gleichgewicht bei. Und darum fördert sie unser Glück. Denn das Glück quillt nicht

aus dem Verstand und hängt nicht ab vom Wissen. Nein — die Wurzeln des Glückes liegen allesamt im Charakter. Und hier darf man Luthers kluges Wort nicht vergessen, das er auf dem Reichstag zu Worms sprach: „Es ist weder sicher, noch geraten, etwas wider das Gewissen zu tun."

*

17. Sinn der Hoffnung.

(Vertrauen, Zuversicht, Leichtgläubigkeit.)

Dieses Organ liegt an beiden Seiten des Kopfes, teils unter den Stirn-, teils unter den Seitenwandbeinen, genau unterhalb des Verehrungssinnes. Diese beiden Eigenschaften sind nahe verwandt, und die eine kann Kraft gewinnen aus der andern.

Fig. 90. Viel Hoffnung und Vertrauen im breiten, schöngewölbten Mittelhaupt. Hingebendes, vertrauensvolles Gemüt; leichtgläubig.

Fig. 91. Schmaler, seitlicher Mittelkopf. mißtrauisch; nicht gemütsreich; es fehlt die innere seelische Ruhe.

Richtet sich aber die Verehrung auf einen bestimmten Gegenstand, so erweitert die Hoffnung sozusagen das Gebiet. Die Verehrung — als die auch rein örtlich übergeordnete Kraft — glaubt an die Macht des Göttlichen. Die räumlich tiefer gelegene Hoffnung glaubt an die glücklichen Möglichkeiten im Irdischen.

Alles, was der Oberkopf in seinen Wölbungen birgt, ist Gefühl, ist ein Teil von der Schwungkraft der Seele.

So auch die Hoffnung. Sie schaut aus dem traurigen Heute in das hellere Morgen. Sie ist eine malende Kraft. Sie baut auf, weiß aus Trümmern immer

wieder einen Ausweg zu finden. Sie belebt die Kräfte in Körper und Geist. In jeden unserer Triebe bringt sie ein wenig motorische Energie hinein. Sie beflügelt den Schritt.

Mit dem Erwerbstrieb vereint, schaut die Hoffnung nach raschem Reichtum aus. Wird sie dabei nicht durch Vorsicht gezügelt, so wird sie leichtsinnig, malt sich selber phantastische Bilder und spekuliert.

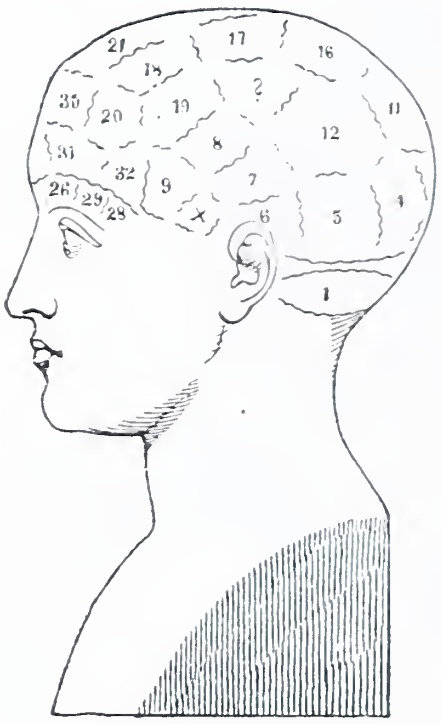


Fig. 92. Sinn der Hoffnung (Vertrauen). No. 17.

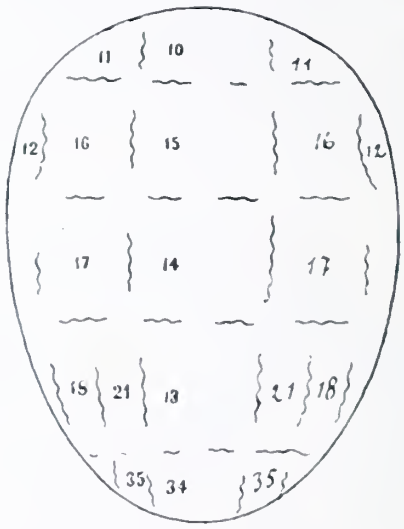


Fig. 93. Oberkopf. Sinn der Hoffnung. (Zuversicht, Leichtgläubigkeit). No. 17.

Die Hoffnung ist im Erwerbsleben die Peitsche, die Vorsicht aber der Zügel. Erwerbssinn mit großer Vorsicht wird Sparsamkeit, ja Engherzigkeit und Geiz. Und wenn beide — Vorsicht und Erwerbssinn — ohne alle Hoffnung sind — so bewegen sie sich in trübseliger Angst um den Verlust des Geldes.

Die Hoffnung kann mangelndes Selbstgefühl ersetzen. Indessen wird ein Mensch, der große Hoffnung hat, aber wenig Selbstbewußtsein und geringe Festigkeit, nicht mit sich selber und den eignen Kräften wirken. Denn seine Persönlichkeit ist schwach, und die eignen Kräfte kommen ihm nicht genügend in's Bewußtsein. Er operiert im Leben nicht planmäßig mit sich selbst. Seine starke Hoffnung trägt ihn wie mit großen Flügeln in phantasievolle Möglichkeiten hinein, die ganz außerhalb seiner selbst liegen.

Je schwächer sein Ich ist, desto mehr glaubt er an das „Schicksal". Ist die Hoffnung groß, so sagt er: „ich glaube an meinen Stern."

Solche Menschen sind glühende und funkelnde Optimisten. Sie sind ungemein empfänglich für hoffnungsfreudige Worte, für kühne Ideen und Pläne.

Ist indessen die Tatkraft gering, die Durchführungskraft schwach, so sind sie Helden in der Idee, aber Schwächlinge in der Wirklichkeit. Sie wollen viel; aber sie können wenig. Sie spinnen sich in die Wolken ihrer Pläne ein; aber sie tun nicht den kleinsten Schritt zur Verwirklichung.

Sie sind vertrauensselig und leichtgläubig und können — ob Mann oder Weib — von betrügerischen Menschen geradezu eingesponnen, belogen und betrogen werden.

Mangel an Hoffnung, wie wir ihn an dem Kopfe Fig. 91 sehen, macht kühl, nüchtern, mißtrauisch, diplomatisch.

Ohne alle Hoffnung ist das Menschenleben eine entsetzliche Last. Warum ist denn das Neue Testament, das Evangelium, für uns etwas so Tröstliches, Zuversichtliches? Weil es das Buch der Hoffnung ist. Weil dem Menschenleben darin etwas versprochen wird.

Was uns auch immer im Leben betreffen mag — die Hoffnung darf uns nicht verlassen. Sie baut alles wieder auf, was in Trümmern lag, und „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden."

*

18. Sinn für Wunderbares.

(Wundersinn). (Fig. 92 und 93).

Er ist mit der Verehrung und der Hoffnung verwandt; denn „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Deshalb ist er ein Nachbar dieser beiden. Er liegt zwischen dem poetischen Sinn (Idealität) und der Nachahmung, die wir beide noch kennen lernen werden. Nach hinten schließt sich ihm die Hoffnung an. Es ist ein zugerundeter Vorsprung des oberen Teiles vom Stirnbein.

Diese Stelle fand Gall an den Bildnissen von Sokrates, Jeanne d' Arc, Tasso, Cromwell und Swedenborg stark entwickelt, und sie fiel ihm auch am Kopfe Jung Stillings auf, als er diesen persönlich kennen lernte.

Es ist der Wundersinn, die Neigung, an Visionen, Geister und Geistererscheinungen, an Seltsames, Übernatürliches und Rätselhaftes zu glauben.

Dies hat nicht das Geringste zu tun mit Intelligenz oder Beschränktheit. Unter den Anhängern des Okkultismus finden sich Gelehrte und Waschfrauen.

Hier ist nicht der Ort, über Wahrheit und Irrtum im Geisterglauben zu sprechen. Wir haben es nur mit der seltsamen und höchst wertvollen Tatsache zu tun, daß bedeutende Männer von hoher Intelligenz, wie etwa der weltberühmte englische Physiker Oliver Lodge, der französische Astronom Camille

Flammarion, also Männer kühlster Naturwissenschaft, erklärte Spiritisten sind.

Das Wunder ist das schlechthin unerklärbare. Und der Wundersinn an besagter Stelle — vor der Hoffnung — läßt uns einfach an das Wunder glauben.

Wer diesen Sinn schwach entwickelt hat, aber starke Verstandeskräfte, vor allem viel Logik, besitzt oder gar nüchternen Wirklichkeitssinn in sich trägt, der geht an alles Neue, Unbekannte, Rätselhafte, Unerklärliche kritisch heran. Und wenn er es mit dem ganzen Rüstzeug der Naturwissenschaft, der Logik und des Experimentes nicht beweisen kann, so — glaubt er es noch immer nicht, sondern wartet, bis neue Tatsachen oder neue Beweise sich finden.

Wo aber dieser Sinn stark ist, da wird das Wunder begierig aufgegriffen. Es ist wie ein inneres Bedürfnis. Solche Menschen übersehen selbst natürliche Erklärungen und machen die einfachsten Dinge zu Wundern. Es sind die wundergläubigen Seelen, die scharenweise vom Spiritismus eingefangen werden.

Der Spiritismus an sich ist eine tief ernste Angelegenheit, deren viele Seltsamkeiten und merkwürdigen Tatsachen kein denkender Mensch als bloßen Schwindel oder stupenden Irrtum ablehnen darf. Zwar spielen Tausende, die ihm huldigen, keine Rolle; denn sie sind unwissend, und das Wunder ist von jeher die glückseligste Spielerei der denkfaulen Masse gewesen.

Aber Physik und Chemie erklären auch nicht allein und nicht restlos alles Geschehen. Und das Volk in seiner Allgemeinheit hat ganz recht, wenn es in den Ergebnissen der Wissenschaft durchaus nicht der Weisheit allerletzten Schluß erblickt.

Ich kenne ungemein vernünftige, ja sogar praktische und in manchen Dingen fast nüchterne Menschen, die doch mit offenem Herzen die Rätselhaftigkeiten des Spiritismus aufnehmen. Der Sinn für das Wunder ist an ihren Köpfen deutlich entwickelt.

Aber man findet bei diesen Menschen auch eine außerordentliche Hinneigung zu Dingen, die neu, seltsam, unerhört und — wie man sagt — unglaublich sind. Sie brennen darauf, Neuigkeiten zu vernehmen. Das Sensationelle fesselt sie. Sie sind neugierig, und die Schweizer haben ganz recht, wenn sie sagen: „Den sticht das G'wundere."

Es ist der Wundersinn, aus dem Neugier, Sensationslüsternheit und Leichtgläubigkeit entspringen. Denn man wird immer finden, daß da, wo der Sinn sich okkulten Fragen zuneigt, auch andere neue und seltsame Dinge rasch vom leichtgläubigen Gemüte aufgenommen werden. Ob sie wahr oder nicht wahr sind, spielt dabei keine entscheidende Rolle. Ja — das unwahrste und unmöglichste wird manchmal am bereitwilligsten geglaubt.

Wo aber der Wundersinn fehlt, da weist der nüchterne Verstand lächelnd alles ab, was aus einer Welt der Geister kommt. Er ist ungläubig, mißtrauisch gegen Erzählungen und verläßt sich in allen Dingen nicht auf das Hörensagen, sondern auf den eigenen Blick und die eigene Erfahrung.

Wer dem Wunderbaren und den Wundern innerlich fern steht, mischt sich wohl auch nicht so leicht in die Angelegenheiten anderer Leute. Er neigt weniger zur Klatschsucht. Denn auch der Klatsch regt den Wundersinn der Menschen an, weil er Dinge sagt, die — nicht bewiesen werden können.

*

19. Sinn für Ideales.

(Idealität, Dichtersinn, Begeisterungsfähigkeit, Schönheitssinn, schöpferische Kraft, Vervollkommnungstrieb.)

Dieses Organ vermag dem ganzen Charakter eine entscheidende Wendung zu geben. Es ist der Schlüssel, der uns eine höhere geistige Welt öffnet, eine Welt der Fantasie, des poetischen Verständnisses und der künstlerischen Gestaltung.

Den Idealsinn findet man, wenn man die Mitte der Stirnhöhe feststellt und diese Mitte nach beiden Seiten in die Schläfengegend hinein verfolgt. Hier findet sich dann, über den Schläfen, unmittelbar über dem Bau- oder Kunstsinn, eine manchmal wulstartige Erhöhung.

Diese gibt dem oberen Teil des Kopfes eine auffällige Breite. Ja, diese Erhöhung der vorderen Seitenteile des Kopfes über den Schläfen macht den Eindruck, als sei an jeder Seite noch ein Stück angefügt, angebaut worden.

Gall weist darauf hin, daß Pindar, Euripides, Sophokles, Heraklit, Plautus, Terenz, Virgil, Ovid, Horaz, Juvenal, Bocaccio, Arioſto, Aretin, Taſſo, Milton, Boileau, Rouſſeau, Voltaire, Klopſtock, Wieland, Schiller alleſamt dieſe an beiden Seiten über den Schläfen verbreiterte Dichterſtirnen hatten. Und wir können hinzufügen, daß man die gleiche Form findet bei Goethe, Jean Paul Richter, Wilhelm von Humboldt, Hardenberg-Novalis, Auguſt Wilhelm Schlegel, den Brüdern Grimm, Uhland, Friedrich Rückert, Heinrich Heine, Freiligrath, Gottfried Keller, Lenau, Annette von Droſte-Hülshoff, Eduard Möricke, bei Sudermann, Gerhard Hauptmann, Otto Julius Bierbaum, Björnſon, Karl Bleibtreu, Michael Georg Conrad, Anatole France, Paul Heyſe, Edmond Roſtand, Emil Zola, Peter Roſegger, Johannes Schlaf, Henryk Sienkiewicz, Auguſt Strindberg und zahlloſen anderen Dichtern und Künſtlern.

Ueberall, wo der Schädel zu beiden Seiten der Stirnmittellinie in den Schläfen nach obenhin ſichtlich ſich verbreitert, da erkennen wir den idealiſtiſchen, begeiſterungsfähigen Menſchen.

Man sehe nur die ungewöhnliche, wulstartige Entwicklung der Idealität an der Büste Schillers aus dem Jahre 1794 von Joh. Heinrich Dannecker. Er war Schillers Schulfreund und kannte den Dichter genau. Und wenn er ihn auch im ganzen idealisierte, so hat doch gerade diese merkwürdige Wölbung des seitlichen Schädels so wenig mit einer Idealisierung zu tun, daß wir sie als echt ansehen können. Schiller betrachtete den Enthusiasmus als die größte treibende Kraft des Menschen. Und sie war in seinem eigenen Leben wie ein lohender Brand, der ihn schließlich selber verzehrte.

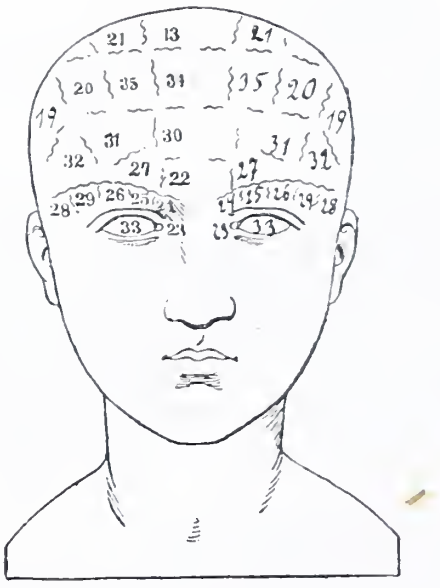


Fig. 94. Idealismus. Nr. 19.

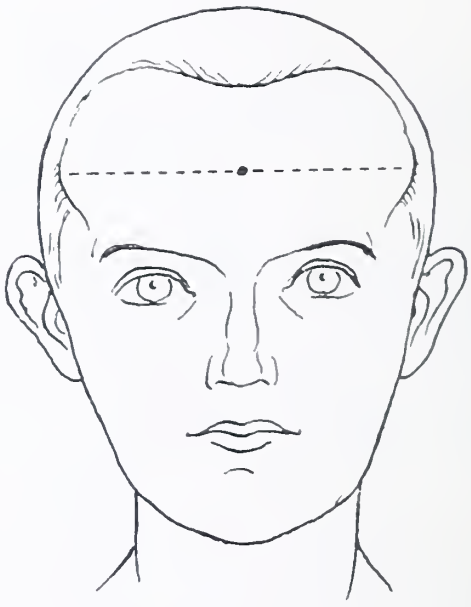


Fig. 95. Starker Idealsinn.

Die Form der Stirn entscheidet darüber, ob dies Dichterische, dies Enthusiastische irgendwie gebändigt wird und sich zu gestaltender Kraft erhebt, oder ob es als ein bloßes Gefühl dem ganzen Menschen jenen seltsamen Schwung, jene innere Wärme, jene ideale Gedankenrichtung gibt, die die poetische Natur kennzeichnet.

Mit der Dichtkunst ist es ein eigenes Ding. Wirkliche Dichter werden geboren. Die Musen lassen sich nicht zwangsweise anschirren. Poetisches Talent läßt sich selbst bei größtem Fleiß nicht erwerben. Wo es nicht vorhanden ist, stampft kein noch so guter Wille es aus unfruchtbarem Boden. Wen aber die Muse der Dichtkunst in der Wiege segnete, den hindern alle Schrecken des Alltags nicht, ein Dichter zu werden.

Schiller sollte erst Rechtswissenschaft betreiben und studierte dann Medizin und Chirurgie. Aber der Genius des Dichters trotzte allem Zwang, aller Not, aller Verfolgung, allem Elend. Hebbel wuchs in Not und Enge, in Armut und Härte auf. Fritz Reuter war Schullehrer und rang seinen

Mußestunden seine prächtigen Werke ab. Gottfried Keller war ein vielbeschäftigter Staatsschreiber in Zürich. Sie alle rangen mit dem Leben. Aber der Dichter in ihnen siegte.

Wo die dichterische Kraft nicht ausreicht, selbst dem Alltag ein Werk abzuringen, da wird auch größte Muße und Unterstützung keinen Dichter gebären.

Fig. 96. Schillers Totenmaske. Idealsinn sehr stark. Ideale, schöpferische Kopfform.

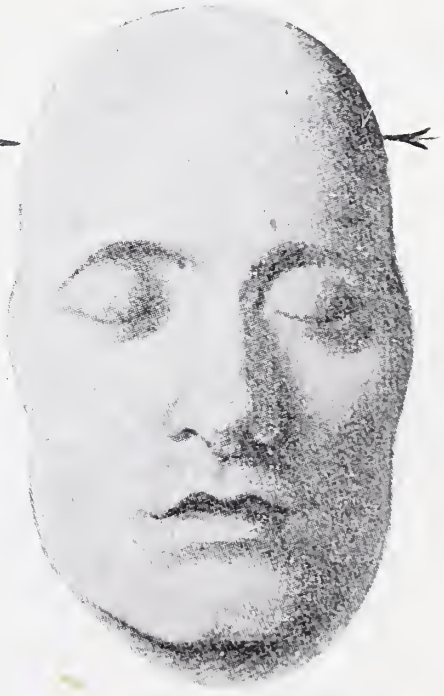


Fig. 97. Totenmaske Napoleons 1. Idealsinn sehr gering. Kühldenkender Realist.

Es ist ein schlimmes Ding mit den Dichtern. Das heißt mit denen, die keine sind. Wir leben in einer Zeit, die die braven bürgerlichen Berufe verachtet, sobald man sich „genial" dünkt. Junge Leute kamen auf meinen Reisen zu mir, damit ich an ihrem Kopf den Dichter entdecke. Wenn ich ihn nicht fand, schleppten sie mir ihre Gedichte in's Hotel. Kiloweise und kalligraphisch sauber. Gedichte haben aber nicht unbedingt etwas mit Dichten zu tun. Bis heute sind alle, denen ich das sagte, unheilbar beleidigt gewesen. Ihre Selbstliebe war so groß, wie ihre Unfähigkeit.

Ich werde erschrecklich mißtrauisch, wenn Gedichte sehr sauber geschrieben und wunderschön eingebunden sind. Dichten ist ja gerade ein Sichabwenden von aller Aeußerlichkeit. Mit dem Gewand der Dinge hat der Dichter nichts zu schaffen. Dichten heißt, die Seele der Dinge zu suchen. Dichten heißt, die Idee in der Erscheinung zu finden und beide bildhaft miteinander zu verknüpfen. Die Kunst des echten Dichters liegt in der Echtheit des inneren Bildes, in der malenden Kraft der Seele.

In den breitgestirnten Köpfen wohnt die Idealität. Dies ist das künstlerische Prinzip im Menschen. Es ist das Bestreben, die Welt und jedes Ding über die bloße Erscheinung hinaus im Innersten zu begreifen. Nicht mit dem Verstande: logisch, mathematisch und naturwissenschaftlich. Nein, mit dem Gefühl, mit tiefempfundener Liebe.

Vielleicht ist Idealität Schönheitssehnsucht. Sicherlich liegt in ihr ein unablässiges, still wirkendes Bestreben, alles mit Liebe zu sehen und darum ein wenig schöner, als es in Wirklichkeit ist. Denn die Wirklichkeit bleibt ja überall so kläglich hinter der Idee zurück.

Fig. 98. Breite Oberstirn — idealistischer Kopf; künstlerische Interessen; strebt nach Vervollkommnung; schafft sich eine höhere Welt. Dabei kein Phantast, sondern gesunder Wirklichkeitssinn. Idealist.

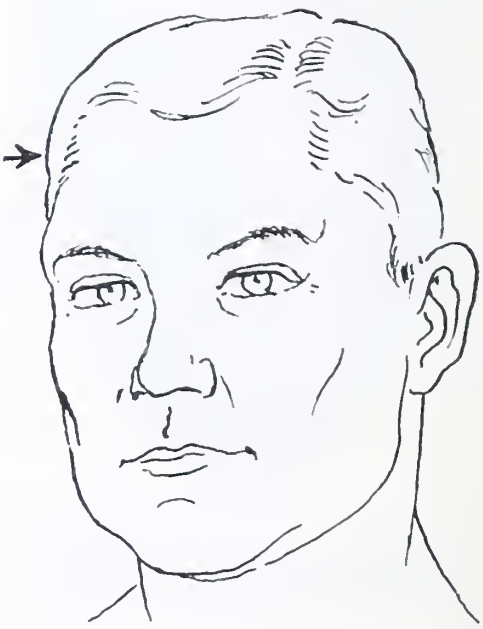


Fig. 99. Schmale Oberstirn — reales Denken; nüchtern, praktisch; tatkräftig. Guter Mensch, aber ohne künstlerisches oder irgendwie höheres Geistesleben. Ohne Ideale, ganz auf das Nützliche gerichtet. Realist.

Die Idealität sieht eben die Idee. Sieht auch im Menschen das innerste Wollen, sein Wünschen, seine Seele. Sie strebt ihrem innersten Wesen nach unablässig zur Harmonie. Sie sieht, weil sie tiefer blickt, die kosmischen Zusammenhänge, die Ewigkeitswurzeln der Dinge. Ihr ist alle Form, alle Erscheinung nur Symbolik. Sie sieht im Einzelnen das Ganze, im Kleinen das Große. Nichts ist ihr darum wirklich klein. Sie fügt alles in eine Harmonie ein. Sie baut auf, verknüpft, gleicht aus. Sie erhebt alles in eine höhere Sphäre. Sie vergeistigt die Dinge, belebt sie von innen her, haucht ihnen lebendigen Odem ein.

Darum wächst in ihrem Hauch alles in eine höhere Region hinein, in die Region des Künstlerischen. Es wird idealisiert.

Die menschlichen Beziehungen — Liebe, Freundschaft, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, die körperlichen Beziehungen der beiden Geschlech-

ter, die Berufsarbeit und das gesellschaftliche Leben, die Politik — alles das erhält durch die Idealität eine gewisse Wärme, einen inneren Schwung, eine höhere Idee, eine begeisterte Note.

Die Idealität läßt in allem, was wir tun, die Seele mitschwingen. Sie legt nicht den Maßstab gemeiner Nützlichkeit an die Dinge, sondern betrachtet alles von einem höheren Gesichtspunkt aus. Sie ist das innere Leuchten der Dinge, ist der Herzschlag des Ewigen im Zeitlichen.

Die Idealität ist darum der Kunst und dem Künstler unentbehrlich. Wie könnten beide sie entbehren, die doch erst die höheren Werte schafft!

Bausinn wird erst mit der Idealität zur hohen Kunst. Ohne sie bleibt es bloße Mechanik. Die Sprache dient dazu, daß unsere Wünsche laut werden und Menschen sich in der Nützlichkeit des Alltags begreifen. Eine Sprache aber, die von Idealität durchglüht ist, wird zur Dichtkunst, zum Dithyrambus, zur Rednergabe.

In diesem Zauberwinkel der Idealität sitzt an seitlich breitgewölbten Köpfen die Fantasie, die glutäugige Zwillingsschwester der Kunst. Es ist die schöpferische Kraft, die aus dem Nichts eine Welt erschafft.

Ist die Idealität sehr groß, die Wirklichkeit im schmalen und weichen unteren Gesicht aber gering, so tritt Phantastik auf. Die Erzählungen werden zur Uebertreibung. Die Behauptungen sind auf ihre Richtigkeit nicht nachgeprüft. Gewaltige Pläne harren des ersten Schrittes zu ihrer Verwirklichung und werden zu Luftschlössern.

Kommt Verehrungsgefühl und Wohlwollen hinzu, so ist der gefühlsreiche, schwärmerische, zartempfindende, unendlich rücksichtsvolle Idealist fertig, den die rauhe Wirklichkeit hemmt und schmerzt, weil er ihr immer um viele Kilometer voraus ist. Sein Kampf mit der Wirklichkeit kann zum Leid werden, kann ihn innerlich zermürben, ihn menschenscheu und einsam machen, wie den schwärmerischen Künstler auf dem Bayernthron — Ludwig II.

Mit großer Denkfähigkeit, mit Gedankenreichtum, geistiger Gestaltungskraft und geistiger Durchführung in machtvoll entwickelter, plastischer Stirn vereint, erzeugt die Idealität die schöpferischen Geister der Menschheit, die großen Dichter, wie Sophokles, Virgil, Horaz, Tasso, Dante, Shakespeare, Goethe, Schiller, die überragenden Künstler wie Phydias, Praxiteles, Michel Angelo, Lionardo, Raffael, Rembrandt. Und mit dem Tonsinn verbunden, schenkt die Idealität der Menschheit die großen Tonkünstler, wie Mozart, Beethoven, Wagner, Verdi, die im tiefsten Grunde Dichter sind, Dichter im berauschenden und beseligenden Reich der Töne.

Ist aber die Denkkraft, das Schlußvermögen (Logik), groß, so ergibt sie — mit der Idealität verknüpft — den großen Philosophen.

Denn hohe Intelligenz und hohe Idealität vereint, stellen immer den schöpferischen Menschen dar. Das ist der Mensch, der neue Wege findet und im Geistesland in unbekanntes Gebiet vordringt. Es ist der geistige Pionier, der — die lodernde Fackel der Idealität in hochgehobener Hand — das Dunkel erhellt, das vor uns liegt.

Denn die Intelligenz — und sei sie noch so groß — ist immer nur die Kraft des Verstandes. Der Verstand aber ist an Raum und Zeit gebunden und dringt nicht über diese hinaus.

Darum ist das Genie niemals überragender Intellekt. Denn die höchste und verehrungswürdige Eigenschaft des Genies — das Schöpferische — liegt in der Seele. Und hier — in der Seele — ist die Idealität wie ein wundersames Leuchten, das alle Menschen und alle Dinge in der Welt wie von innen heraus heller, schöner, freundlicher und hoffnungsvoller erscheinen läßt.

Wie ein Flugzeug sich kraft seiner Propeller in die Höhe schraubt und der Sonne nähert, so erhebt die Idealität uns Menschen aus den Niederungen des Lebens. Sie bringt uns der Sonne näher. Sie ist der innerste Drang nach Vervollkommnung.

Wem sie völlig mangelt, der ist nüchtern, unkünstlerisch und alltäglich. Er kann fähig und in mancherlei Dingen tüchtig sein, praktisch, brav und zuverlässig, ein fleißig arbeitender Mensch, treu und redlich und erfolgreich in allem, was er tut.

Aber es fehlt ihm das glühende Herz und die reizvolle Schönheit weithinziehender Gedanken. Es fehlt ihm das innere Auge, das die Seele der Dinge erschaut und die geheimen Zusammenhänge findet. Es fehlt ihm der Pulsschlag der Sehnsucht, die wie unsichtbarer Flügelschlag unser Leben vorwärts treibt. Denn diese Sehnsucht ist eine Melodie aus Leid und Schmerz, ein Blut- und Wundengesang aus dem Kampf, den die Idealität mit der Wirklichkeit führt. Ein Kampf, der niemals endet. Und wenn dieser Kampf uns auch die Seele zerwühlte, so segnen wir ihn doch noch in unserer letzten Stunde. Denn was die Wirklichkeit in unserem Leben in Grau und Alltag zu ersticken drohte, das zog die Idealität an jedem Tage wieder an ihr glühendes Herz. Sie war das Lied der Ewigkeit in unserem Leben, war das Lied der Schönheit, dem unsere Seele glückselig lauschte. Sie war die wunderbare und geheime Kraft, die all unser Tagewerk durchströmte. Sie spiegelte Zauberbilder vor unsere armen Augen. Und wenn auch die schönen Luftschlösser nicht alle Wirklichkeit wurden, so hat doch die Idealität mit verklärtem Gesicht durch den Mund des Dichters und Künstlers uns wundersame Märchen erzählt, die noch im Tod ein dankbares Lächeln auf unsere Lippen zaubern.

*

20. Sinn für Scherz.

Frohsinn, Munterkeit, Heiterkeit, Witz.

Das Organ des Witzes liegt über dem Musiksinn, zwischen der Idealität und der Logik. Es gehört als ein Bestandteil des höheren Geisteslebens dem oberen Teil der seitlichen Stirn an und gibt den Stirnen heiterer, witziger Menschen an den Seiten *vor* der Idealität eine auffällige Breite. *Gall* weist auf die starke Entwickelung dieses Organs an den Köpfen von Aristophanes, Rabelais, Cervantes, Boileau, Racine, Regnier, Swift, Sterne, Voltaire, Wieland und Heinrich IV. hin, welch letzterer selbst in Schlachten Witze machte.

Mit dem Begriff des Witzes würde dieses Organ nicht genügend gekennzeichnet sein. Man könnte in einem tieferen Sinne von einem Sinn für den Kontrast, den Gegensatz, die Unterscheidung sprechen.

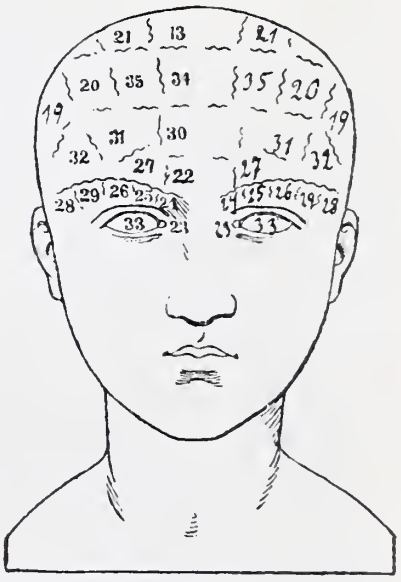


Fig. 100. Sinn für Witz. Nr. 20.

Dies ist die Fähigkeit, das Einzelne aus dem Ganzen herauszuheben, den Kontrast des Einzelnen zum Ganzen zu zeigen. Darauf beruht ja im Grunde auch der Witz. Er ist die scharfe Profilierung einer Einzelheit, die — vom Ganzen losgelöst und zur Besonderheit erhoben — in einen lachenden Gegensatz zum Ganzen tritt.

Witz ist deshalb gleichbedeutend mit Unterscheidungsvermögen. Er ist Aufteilung des Ganzen, ist Analyse. Weshalb denn schon an einer früheren Stelle von mir gesagt wurde, daß die breiten Stirnen den Analytikern gehören, den unterscheidenden, gedanklich sezierenden Köpfen, die schmalen aber den Synthetikern. Das sind die, die zusammenfügen, vereinigen, aufbauen.

Der Synthetiker hat eine Fähigkeit, das zu sehen, was zusammenpaßt. Der breitgestirnte Analytiker sieht auch das, was nicht zusammenpaßt. Er sieht die Gegensätze. Er nimmt aus den mancherlei Dingen Einzelheiten heraus und setzt sie in anderer Form wieder zusammen. Das wirkt witzig, grotesk, humorvoll, ulkig.

Das Unterscheidungsvermögen vermag vor allem zu erkennen, ob ein Mensch in sich selber und in seinem Aeußeren, in seinem Tun, einheitlich ist, oder ob er Widersprüche hat. Es hebt diese Widersprüche heraus, unterstreicht sie und hängt sie in das grelle Licht des Witzes, damit sie schärfer gesehen werden.

Das Unterscheidungsvermögen hat einen Spürsinn für das Lächerliche. Es ironisiert sich selbst. Es ist so recht eine kritische Kraft, aber eine solche, die es

beim Analysieren, beim Zerlegen und beim Gelächter bewenden läßt. Das Aufbauen überläßt sie anderen Kräften. Sie selbst kann es nicht. Es liegt keinerlei Aufbau in ihr.

Weil sie aber sondert und absondert, das Einzelne aus dem Ganzen herausschneidet und mit den Kontrastfarben des Witzes bemalt, so begreift man, daß dieses analytische Unterscheidungsvermögen überall — an sich und andern — das Individuelle herausmeißelt, das Persönliche, das Eigenartige. Starkes Unterscheidungsvermögen sucht sich von der Menge abzusondern, strebt zur Individualität hin.

In den schmalen Stirnen der Synthetiker steckt mehr das Generelle, das Allgemeine, das Gesetzmäßige, das Verstandesmäßige und Mathematische.

Unterscheidungsvermögen, Witz und Humor gehören zu den höheren Geisteskräften. Sie sind durchaus nicht immer mit Intelligenz gepaart und haben gar nichts mit dem Wissen zu tun. Aber wie sie seltsame Einfälle haben und überall — durch Herausfinden des Kontrastes — das Eigenartige, das Individuelle, aus dem Allgemeinen herausschälen, so heben sie unter allen Umständen auch die eigene Persönlichkeit aus der Masse heraus und bringen sie in eine schärfere Beleuchtung. Nicht im Sinne von Eitelkeit oder Selbstgefühl, nein — durchaus nicht. Sondern eben als Individualität.

Eben weil diese Menschen geradezu scharfsinnig überall das Widerspruchsvolle, das Kontrastierende herausfinden, neigen sie dazu, selber einen Kontrast zu den Andern zu bilden. Es macht ihnen nichts aus, durch irgend etwas aufzufallen, in allen möglichen Dingen anders zu sein als die Anderen. Im Gegenteil, das befriedigt ihren Unterscheidungssinn, ihr Kontrastbedürfnis. Ja — sie lachen über ihre eigenen Merkwürdigkeiten, machen sich lustig über sich selbst.

Man wird deshalb immer finden, daß die originellen Menschen — einschließlich der Künstler und der Genies — breitgestirnte Köpfe haben.

Das Unterscheidungsvermögen erhöht ungemein die Sicherheit des gesellschaftlichen und öffentlichen Auftretens. Denn es verleiht eine Art von kritischer Ueberlegenheit. Jedem Menschen, den wir sezieren und in seinen Merkwürdigkeiten und Schwächen lächelnd analysieren, treten wir dadurch mit einer Ueberlegenheit gegenüber, die mit der Schärfe unserer Kritik wächst. Wir fürchten nur das, was wir nicht kennen. Sobald wir etwas zergliedern, wächst unsere Sicherheit.

Darum sind gerade das Unterscheidungsvermögen, der Kontrastsinn, der Witz und der Humor die blinkenden Waffen des Redners. Menschen mit schmalen Stirnen und seitlich engen Köpfen sind niemals Redner. Ihrer Sprache mangelt das blitzartige, aus dem Kon-

traſtſinn geborene Erfaſſen des Augenblickes. Sie haben darum keine Schlagfertigkeit und keine Fantaſie; denn dieſe ſitzt nur im breiten Seitenkopf.

Wer mit der Waffe des Wortes zu kämpfen hat, kann den Kontraſtſinn, den Humor, nicht entbehren. Denn er vermag ſich ohne ihn nicht auf den wechſelnden Gang des Wortgefechtes einzuſtellen. Hat der Redner eine ſehr ſchmale Stirn, ſo iſt er leicht aus dem Sattel zu heben.

Die ſchmale, gerade, viereckige Stirn zeigt Syntheſe. Sie zeigt einen klaren Intellekt, einen wohlgeordneten Verſtand, der kühl wägt und abmißt. Darum iſt dies die Stirn der Technik, die mit ſtummen Maſchinen und mit den klaren und kühlen Geſetzen der Mathematik arbeitet.

Aber es iſt nicht die Stirn des Künſtlers, nicht die des Redners. Denn wenn auch dieſe beiden des ordnenden, überlegenen Verſtandes nicht entbehren können, ſo wird doch bei ihnen beiden der Verſtand geſpeiſt aus dem Quell lebendiger Seelenkräfte, der hinter der Verſtandeswerkſtatt — dies iſt die Stirn — in dem Organ der Idealität und des Sinnes für Humor und Witz unabläſſig ſprudelt. Von hier aus kommt in die nüchterne Arbeit des Verſtandes Schwung und Fantaſie, Glut und Feuer.

Fig. 101. Karl Jatho, weiland Pfarrer an der Chriſtuskirche in Köln. Einer der hervorragendſten Kanzelredner ſeiner Zeit. Breite, plaſtiſche Stirn; ſeitlich ſtark gewölbt; daher viel Phantaſie und Rednergabe. Starke, eigene Perſönlichkeit.

Schaut den klaſſiſchen Rednerſchädel des Pfarrers Karl Jatho an, den der oberſte Kirchenrat abſetzte, weil ſeine ſtarkbeſeelte, feurige Perſönlichkeit in der wortgewaltigen, hinreißenden Kraft ſeiner Rede ſich nicht gar zu ſtreng an das kirchliche Bekenntnis hielt.

Das Bild iſt ein Original, nur in meinem Beſitz. Es zeigt deutlich die ſtarken Wölbungen des Unterſcheidungsſinnes an der Seitenſtirn.

Gerade Jatho iſt — wie alle feurigen Bekenner — ein intereſſanter Typus. Er beſaß Humor, den der Theologe niemals verachten ſollte. Und mit humorvollen Menſchen iſt gut umgehen, weil ſie in peinlichen Augenblicken rechtzeitig die Wendung zum Lachen finden. Aber dieſe Menſchen mit dem ſtarken Unterſcheidungsſinn ſind auch ſtärkſte Individualiſten. Sie laſſen ſich nicht in ein Schema, in eine geiſtige Uniform einſperren. Im täglichen Umgang und in

den tausend Harmlosigkeiten des Lebens sind sie von humorvoller Umgänglichkeit. Aber wenn es an ihre tatsächliche Gesinnung, an ihren innersten Menschen herangeht, dann werden sie ungemütlich. Sie können keine Fesseln, keine Convention vertragen. Sie wahren das Recht ihrer Persönlichkeit und werden zum Dickschädel, zum tête carrée, wie der Franzose sagt.

Fig. 102. Josef Kainz.
Einer der größten Schauspieler deutscher Zunge, zuletzt in Wien, wo er starb. Dämonisches Genie, hinreißende Schönheit der Sprache. In der seitlichen Oberstirn Phantasie und Witz.

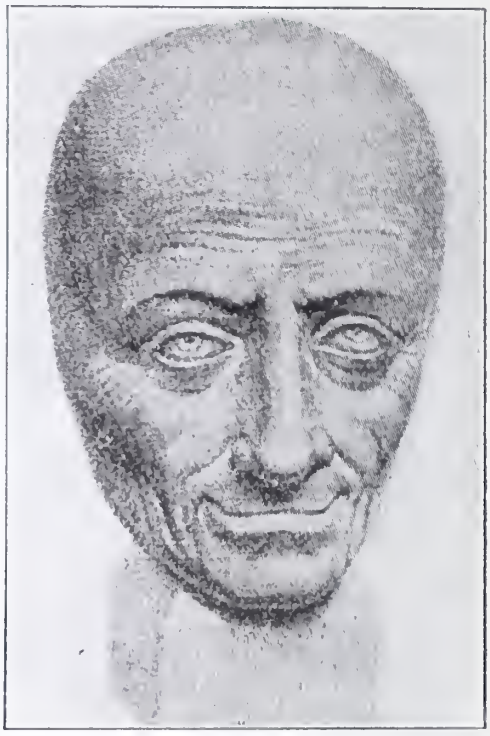


Fig. 103. Francois-Maiet Arouet de Voltaire,
geb. 20. Febr. 1694, gest. 30. Mai 1778. Der Geist in der bedeutenden Oberstirn (bedeutender Witz, daher geistvoll) widerspricht der Gemeinheit, der hämischen und zynischen Linie des Mundes. Maßlos eitel, ehrsüchtig, von gemeiner Habgier und schmutzigem Geiz. Frech und feige. Er konnte edel und groß denken, aber er blieb Zeit seines Lebens widerspruchsvoll.

Solch ein Dickschädel war Luther, war Bismarck, war Jatho. An solchen Dickschädeln ist Deutschland reich. Schmale Köpfe geben nach, winden sich durch. Breite gehen durch die Mauer.

Luther war humorvoll, Bismarcks Witz ist bekannt. Beide waren durchaus originelle Persönlichkeiten. Friedrich der Große und Voltaire waren beide witzig. Der königliche Philosoph und der Meister der Satire haben im Gespräch mit beißendem Spott die Schwächen der Zeitgenossen gegeißelt. Und beide haben sich auch gegenseitig nicht geschont.

Groß ist das Unterscheidungsvermögen am Kopfe des so beklagenswert früh verstorbenen Schauspielers Josef Kainz (Fig. 102). Er war das dämonische Genie. Die Schärfe seiner Charakterisierung, die sprühende Laune in seinen Rollen — und in gesunden Tagen auch in seinem Leben — sind bekannt. Sein Witz war unübertrefflich. Als er Berlin verließ, das ihm — dem größten Künstler seiner Zeit — mit dem altbekannten Enthusiasmus der Reichsmetropole gehuldigt hatte, und als er im alten Burgtheater in Wien durch seinen wie von Feuer durchströmten „Romeo" die Wiener hinriß, da geschah's, daß der Vetter Tybalt, den Romeo auf der Bühne tötet, am unrichtigen Fleck hinstürzte und sich auf ein falsches Kissen legte, das im Fortgang des Stückes der gastierende Kainz noch zu benutzen hatte. Dieser schleift seelenruhig den toten Tybalt auf die andere Seite und flüstert ihm zu: „Nee, oller Junge, det Kissen is for'n Jast."

Fig. 104. Theobald von Bethmann-Hollweg. Deutscher Reichskanzler während des Weltkrieges. Schmales Langgesicht: durchgeistigt, aber zu wenig reale Kraft. Hohe, aber schmale Stirn; daher humorlos, unschöpferisch. Keine Widerstandskraft im schmalen Untergesicht; nachgibig, schwankend. Ihm zitterten oft die Kniee. Unbedeutende, zu kurze Nase, in der die geniale Persönlichkeit fehlt. Der Ausdruck träumerischer Schwäche beherrscht das ganze Gesicht. Kein großer Staatsmann. Man vergleiche damit die bedeutenden Köpfe von Bismarck, Ludendorff, Moltke, Cavour, Napoleon 1., Gladstone, Lloyd George.

Nur der enorm entwickelte Sinn für Witz erklärt es, daß derselbe Mann, dessen glutvoll lodernde Sprache und dessen prinzenhaft vornehme, geschmeidige Gestalt die Wiener zu Beifallsstürmen hinriß, in eines Augenblicks Geschwindigkeit in Shakespeares liebesheißer Sprache einen schnodderig berlinerten Satz hineinflüstern konnte.

Zum Schlusse ist noch die ganz auffällige Witz- und Humorlosigkeit am Kopfe des verstorbenen Reichskanzlers Bethmann-Hollweg (Fig. 104) zu erwähnen. Das gab seinem Geist das trockene, lederne, das unkünstlerische und oberlehrerhafte. Er war, wie die hohe Stirn zeigt, ein kluger und vornehmer Mensch. Aber diesem Kopf fehlt die Bedeutung, diesen träumenden Augen der Blitz des Genies. Ihm fehlte der Humor und mit ihm die persönliche Färbung, die Individualität.

*

21. Nachahmungssinn.

Darstellungskraft, Anpassungsfähigkeit, mimisches Talent.

Dieser Sinn liegt links und rechts dicht neben dem Organ des Wohlwollens, also zwischen diesem und dem Sinn für das Wunderbare. Als die Fähigkeit der Anpassung betrachtet, ist er ja eigentlich dem Wohlwollen verwandt. Er befindet sich wie dieses in einer gewissen Gegensätzlichkeit zum Selbstgefühl.

Fig. 105. Josef Kainz als „Fritzchen" in Sudermann's gleichnamigem Einakter. Große Nachahmungskraft im breiten mittleren Vorderhaupt.

Wohlwollen ist das Gefühl für die Andern, der Wundersinn aber das Interesse am Neuen. Die Nachahmung, die zwischen beiden liegt, kann man deshalb verstehen als die Fähigkeit, Neues von Andern anzunehmen.

Daß aber diese Fähigkeit, Bewegungen und Ansichten, Gewohnheiten, Stimme, Sprache und Haltung anderer Menschen in sich aufzunehmen, zugleich auch — wie Gall und seine Schüler behaupten, die Fähigkeit in sich einschließe, alle diese Dinge darzustellen, bestreite ich ganz entschieden. Eine darstellende Fähigkeit liegt niemals im Kopf, sondern im Gesicht. Nase, Mund und Augen müssen die Kraft der Darstellung zeigen. Sie werden das — als ausführende Organe — allerdings nur dann tun, wenn oben — zu beiden Seiten des Wohlwollens — der Kopf eine gewisse Fülle und Wölbung hat, weil irgendwelche Vorstellungen nur in der Stirn sich formen können.

Am Kopfe des großen Schauspielers Josef Kainz (Fig. 105) in seiner Rolle als „Fritzchen" in Hermann Sudermann's drei Einaktern „Morituri" ist dieser breitgewölbte Vorderkopf ganz besonders gut zu sehen.

Aber genau die gleiche Wölbung kann man auch am Kopfe von Menschen finden, die keine Spur von darstellenden Fähigkeiten haben. Deshalb ist es nicht richtig, Nachahmung (Anpassung) und Darstellung in gleicher Kraft an dieser Stelle zu suchen.

⁂

8. Kapitel.

Die Verstandeskräfte.

A. Die niederen Verstandessinne.

(Erkenntnis der Wirklichkeit.)

Die Stirn — als die eigentliche Werkstatt des Geistes — muß füglich in zwei Hälften geteilt werden, eine untere und eine obere. Und jede ist für sich zu betrachten. Hat doch auch das menschliche Geistesleben zwei Gebiete: ein niederes, das die Wirklichkeit und die Welt der Erscheinungen erfaßt, und ein höheres, das in dieser Welt der Erscheinungen die Zusammenhänge sucht und begreift.

Das untere Geistesleben beschäftigt sich mit den Tatsachen. Es sieht und erfaßt die Dinge. Es vermag zu lernen und aufzunehmen. Das höhere Geistesleben aber verknüpft die Dinge logisch miteinander. Es ist das Reich der Vernunft, der höheren Einsicht. Tatsachen haben an sich etwas subalternes (untergeordnetes). Erst durch ihre logische Verknüpfung, durch tiefgehende Beurteilung und richtige Schlußfolgerung erlangen sie Bedeutung.

Die untere Stirn stellt also die praktische Intelligenz dar, die höhere die abstrakte Intelligenz. In der unteren sitzt die sogenannte Auffassungsgabe, die wir in der Schule und im Leben und in allen Fragen der Wirklichkeit gebrauchen. Die obere Stirn zeigt das größere oder geringere Maß überlegenen Denkens, mit dem ein Mensch an alle Fragen im Leben herangeht.

In der Unterstirn liegt also das Wissen, in der oberen die Einsicht, die Weisheit; in der unteren die Kenntnisse, in der oberen die Erkenntnis.

Die Fähigkeit, zu lernen, zu beobachten, Wissen aufzunehmen, ist also sehr wesentlich gebunden an eine plastisch entwickelte untere Stirn. Wo diese flach, unentwickelt und ausdruckslos ist, da haftet die Tatsächlichkeit der Dinge nicht. Der Sinn für die Wirklichkeit ist gering, und ein solcher Mensch wird nur sehr schwer und sehr langsam praktische Erfahrungen sammeln.

Ist dabei die obere Stirn — die Region der höheren Gedankenkräfte — beträchtlich oder gar überstark gewölbt, so wird eine Neigung zur Ideologie entstehen. Das an der Wirklichkeit haftende Denken ist schwach und steht weit-

zurück hinter den grüblerischen Vorgängen der Oberstirn. Das Denken wird unwirklich, theoretisch. Es neigt zu Uebertreibung und Weltfremdheit.

Eine harmonische Uebereinstimmung in der Architektur und der Plastik der unteren und der oberen Stirn wird immer einen wohltuenden Eindruck machen. In solcher Ausgeglichenheit der Form erkennen wir immer die ergibigste geistige Leistungsfähigkeit.

Gall hat nun in der unteren Stirn, vor allem im Verlauf des Augenbrauenbogens eine Reihe bestimmter Fähigkeiten festgestellt, die in ihrer Gesamtheit die aufnehmende Intelligenz bilden. Jede einzelne von ihnen ist wie eine kleine Aufnahmestation für bestimmte Eindrücke. Jede einzelne nimmt ein bestimmtes Gebiet aus der Wirklichkeit auf.

Da ist zunächst

22. Der Gegenstandssinn.

(Sinn für Sachen, Beobachtungsgabe, Sachgedächtnis.)

Man findet diesen Sinn gleich über der Nasenwurzel. Er gibt noch dem Nasenrücken ganz oben bei seinem Ansatz eine gewisse Breite und scheint die Augenbrauen auseinander zu drücken, sodaß der Raum zwischen ihnen breit und weit erscheint. Es ist, als würden hier alle sichtbaren Dinge in ihrer bestimmten Form wie in einem Brennspiegel aufgefangen, um von hier aus in's Bewußtsein zu gelangen. Hier spiegelt sich alles, wie es in Wahrheit ist. Und je breiter und kraftvoller die Stirn ganz dicht über der Nasenwurzel entwickelt ist, desto schärfer, plastischer, deutlicher und realer wird alles von einem solchen Geiste aufgenommen.

Aber das Wort „Gegenstandssinn" ist hier recht undeutlich. Es sind nicht bloß Gegenstände, die hier erfaßt werden, nicht bloß Dinge aus Stein oder Holz oder Metall. Hier handelt sich's überhaupt nicht um ein Vermögen an sich, wie etwa den Tonsinn, der rein musikalisch begriffen wird oder den Geschlechtssinn, der sich ganz in sich selber erklärt.

Nein, dieser Sinn — der sogenannte Gegenstandssinn — hat mit allen anderen Sinnen etwas zu tun. Er hat nicht einen Gegenstand für sich, mit dem er sich etwa ganz und ausschließlich beschäftigt. Aber durch ihn erhält das, womit sich die anderen Sinne beschäftigen, erst seine Gegenständlichkeit. Es bekommt Form und Ansehen, Blut und Leben. Es rückt aus der Unklarheit in die Klarheit ein, aus dem Chaos in die schärfere Kontur der Wirklichkeit. Es wird von der Allgemeinheit losgelöst und als etwas Besonderes, Einzelnes, Individuelles gesehen.

Es ist, als gäbe eine breite und besonders kraftvolle Entwicklung dieser Stelle oberhalb der Nasenwurzel den Gedanken, ehe sie die Stirn verlassen, um

in die Wirklichkeit zu gehen, eine gewisse Kraft und Form, sozusagen Fleisch und Bein. Die Gedanken werden dadurch greifbarer, bildhafter, anschaulicher im eigenen Inneren und schließlich auch in der Darstellung. Sie verlieren die Blutlosigkeit von Abstraktionen. Sie werden auf das sichtbare Leben angewandt, sozusagen in ein sichtbares Kostüm eingekleidet.

Die Aufgabe des Gegenstandssinnes ist es, das was die anderen Organe über Form, Größe, Umriß, Farbe, Gewicht, Stellung und Zahl eines Gegenstandes melden, zu einer einheitlichen Vorstellung zu formen, also sämtliche Eigenschaften zu einem Gesamtbild zusammenzufassen.

Ohne Gegenstandssinn ist das Denken unklar, unplastisch. Es ist verschwommen, nicht bildhaft. Denn dieser Sinn bedingt die Klarheit der Vorstellungen.

Der Dichter, der Schriftsteller mit starkem Gegenstandssinn schreiben anschaulich, plastisch. Der Redner mit starkem Gegenstandssinn verkörpert seine Ideen durch Tiere, Blumen, Naturvorgänge, um sie aus dem Schattenreich der Abstraktionen herauszuholen.

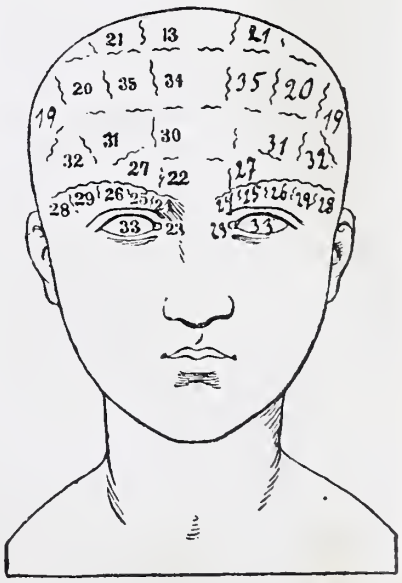


Fig. 106. Gegenstandssinn Nr. 22.

Menschen mit großem Gegenstandssinn sind geborene Beobachter. Sie erkennen die Eigentümlichkeiten der Menschen, behalten ihre Gestalt, ihre Kleidung, ihre Merkwürdigkeiten im Gedächtnis. Denn sie empfangen stets von den Dingen scharfe Bilder. Der Gegenstandssinn ist wie ein photographisches Objektiv. Darum können ihn Maler, Bildhauer, Schauspieler, Regisseure, Naturwissenschaftler nicht entbehren. Sie alle müssen scharf die Formen und Konturen, die charakteristischen Merkmale von Menschen und Dingen erkennen.

Man beachte den ungemein starken Gegenstandssinn dicht über der Nasenwurzel am Kopfe des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meiningen. Er war der große Neuordner der Bühnendarstellung und Bühnentechnik in Deutschland, der geistige und künstlerische Vater der sogenannten „Meininger". Sein Hauptgesichtspunkt war die geschichtliche Echtheit und Treue in allem Aeußeren der Darstellung. Bis in's Kleinste des Kostüms und der gesamten Figürlichkeit in den Dramen drang sein scharfer Blick, seine untrügliche Beobachtung. Nichts ging auf den Proben, die bis in die späte Nacht dauerten, durch. Er selber zeichnete und entwarf Kostüme, skizzierte Bühnenstellungen. Sein Auge war überall.

Uebrigens ist an seinem Bilde der große soziale Sinn (Wohlwollen) bemerkenswert, mit dem er für seine Künstler sorgte.

Solch ein starker Gegenstandssinn begnügt sich nicht mit der Idee eines Dinges. Nein, er formt sich davon ein inneres Bild. Er stellt es sich anschaulich vor, gibt ihm in dieser Anschauung Formen und Farben, eine bestimmte Gestalt, Größe und körperliche Beschaffenheit.

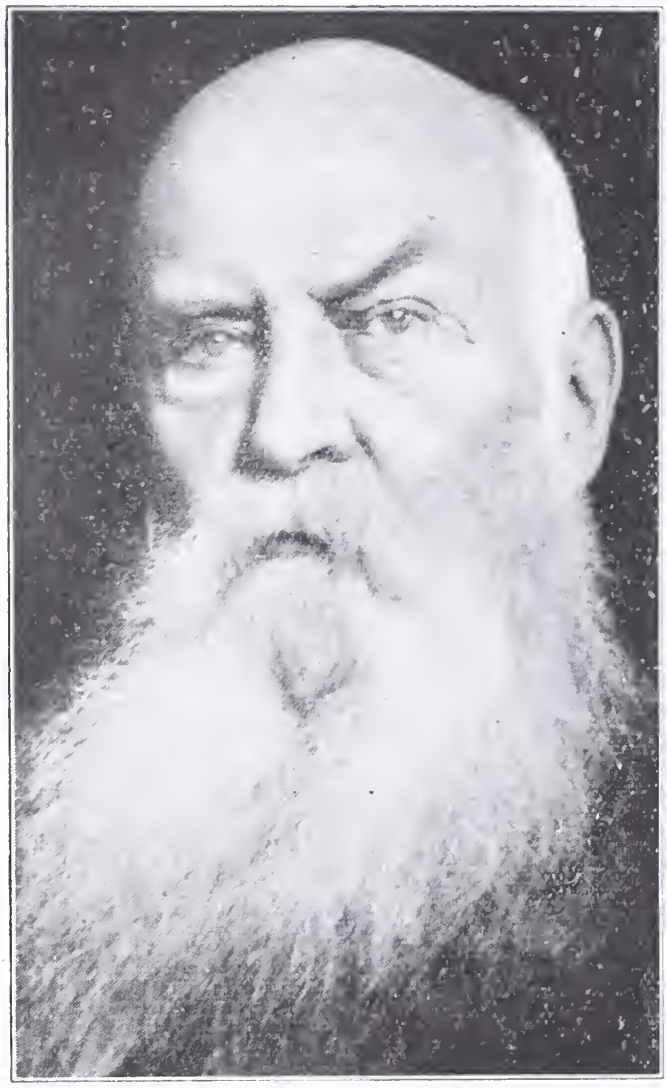


Fig. 107. Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen.
Begründer einer neuen Richtung in der Schauspielkunst, die auf historischer Treue beruht. Machte seine „Meininger" durch weite Gastspielreisen in der ganzen Welt berühmt. Hervorragende Beobachtungsgabe (Gegenstandssinn, Sachsinn, Physiognomiegedächtnis) in der breiten und starken Partie zwischen den Augenwinkeln. Hoher sozialer Sinn im starkgewölbten Vorderhaupt. Als der große Schauspieler Friedrich Mitterwurzer ihn zum ersten Male sah, meinte er: „Famose Maske, sieht aus wie der liebe Gott."

Damit haftet die Sache in seinem Innern. Sie ist im Bereich der bildhaften Vorstellungen verankert, ist sozusagen in ein inneres Bilderbuch hineingemalt. Und bei diesem Vorgang wird der „Sachsinn" zum „Sachgedächtnis".

Dies ist ein wichtiger Punkt. Denn Gedächtnis haben — oder es nicht haben — ist der Stolz oder die Sorge aller lernenden, studierenden oder werktätigen Menschen. Aber es gibt kein Gedächtnis als eine Eigenschaft für sich. Kein Gedächtnis, das alle Dinge mit gleicher Kraft umfaßt und treu bewahrt. Nie können wir von einem Menschen sagen, er habe — in einem alles umfassenden Sinne — „ein gutes Gedächtnis". Es existiert keine Stelle am Schädel, von der wir sagen könnten: hier sitzt „das Gedächtnis".

Vielmehr besitzen wir soviele Gedächtnisse, als wir kraftvolle und gutentwickelte Eigenschaften haben. Wo starker Tonsinn ist, da besteht ein musikalisches Gedächtnis. Mathematischer Sinn ist begleitet von einem Gedächtnis für Zahlen- und Raumgrößen. Ortssinn (Wandertrieb, geographischer Sinn) ergibt zugleich auch das Ortsgedächtnis, großer Wortsinn zugleich

auch eine Fähigkeit, Worte, Gedichte, Prosastücke oder Bühnenrollen auswendig zu lernen.

Der eine behält Namen, während ihm alle Zahlen entfallen. Beim andern ist es umgekehrt. Ich selber habe ein miserables Gedächtnis für Namen. Dagegen habe ich eine große Zahl Adressen mit Straße und Hausnummer ziemlich zwecklos im Kopf. Man müßte Herrn Rudolf Mosse auf mich aufmerksam machen.

Es gibt also kein ungeteiltes Gedächtnis, kein Gedächtnis als besonderes Organ. Vielmehr ist das Gedächtnis in jedem Falle die freundliche und angenehme Begleitkraft anderer gutentwickelter Fähigkeiten. Es ist keine Grundkraft, sondern ein Attribut.

Starker Gegenstandssinn ist also nicht nur eine plastische Kraft, mit der eine Sache in's eigene Innere hineingemalt wird. Er ist zugleich auch die Kraft, dieselbe Sache innerlich festzuhalten. Indem sie bildhaft herausgemeißelt und zur Anschauung geworden ist, haben wir sie uns selber und unserer Vorstellungswelt angeeignet. Sie ist uns lebendig geworden, sozusagen eine Neuschöpfung unseres bildhaft arbeitenden Geistes. Und diesen Vorgang nennen wir — Gedächtnis.

Fig. 108. Großadmiral von Tirpitz. Weitschauender, hochfliegender, genialer Geist. Bedeutende Augen. Harmonische Ausführungskraft. Starker Gegenstandssinn zwischen den Augenwinkeln. Kraftvolle Durchführung im breiten Nasenrücken. Schöpferischer, harmonischer Kopf. Regententypus.

Aber nur Sachgedächtnis; denn in jeder anderen Eigenschaft ist es der gleiche Vorgang.

Die Gedächtnisse eines erschreckend großen Teiles der Menschen schwinden früh, sind frühzeitig zerstört. Viel sündigt darin die Schule, wenn sie mechanisch auswendig lernen läßt, wo kein Interesse am Gegenstand besteht und keine innere Bildhaftigkeit wird. Mechanisches Auswendiglernen ist ein ganz schlechter Weg. Man kann nicht mit einem Organ operieren, das gar nicht vorhanden ist. Nur wer mit lebendiger Anschaulichkeit unterrichtet, malt das

Dargestellte in die innere Welt seiner Zuhörer hinein. Und nur derjenige bewahrt sich sein „Gedächtnis", dessen innere Vorstellungskraft nicht vorzeitig verblaßt. Je lebendiger, bildhafter, eindringlicher, plastischer, körperhafter unsere Vorstellung von den Dingen ist, desto schärfer ist auch unser Gedächtnis für sie.

Der Großadmiral von Tirpitz hat in der überragenden Geisteswelt seines schöpferisch-bedeutenden, für ein ganz großes und einzigartiges Wirken angelegten Schädels einen starken Gegenstandssinn, also Sinn und Scharfblick für die Wirklichkeit. Man achte auf die unmittelbar über der Nasenwurzel erkennbare breite Fläche, welche die Augenbrauen voneinander trennt.

Fig. 109. Jan Kubelik, berühmter Geigenvirtuose. Enge Partie zwischen den Augenwinkeln; deshalb geringer Gegenstandssinn, zumal die Welt der Phantasie sehr groß ist (breite seitliche Oberstirn = künstlerische Kräfte). Reiches inneres Leben; seelenvoller Mensch; aber geringerer Wirklichkeitssinn.

Er ist der edelste Typ eines weitblickenden, kraftvollen, aber selbstbeherrschten, wahrhaft schöpferischen und genialen Herrschers. Eine Regentennatur von erhabener Persönlichkeit, von großen Ideen und ungewöhnlicher Ruhe, Kraft und Beharrlichkeit in der Durchführung. Aber die Macht und Größe seiner Ideen geht nie in's Ideologische, in's Spekulative oder Weltfremde hinein. Er hat Boden unter den Füßen. Und seine gesamte geistige Welt ist voll von plastisch-deutlichen, kraftvoll-realen Vorstellungen.

Daß dieser Mann in seinem deutschen Vaterland die Hand vom Steuer nahm, ist ein ganz namenloses und unaussprechliches nationales Unglück gewesen. Einen solchen Mann sollte ein Volk zu seinem Herrscher erwählen. Aber das wird das Volk nicht tun. Denn sobald ein Mensch sich weit und groß über die Instinkte der Masse erhebt, wird er von der Masse nicht mehr verstanden.

Am allerwenigsten in — Deutschland.

Weit geringer ist der Gegenstandssinn am Kopfe des großen Geigenvirtuosen Jan Kubelik in Fig. 109.

Die Partie zwiſchen den Augenbrauen iſt eng. Die Wirklichkeit ſammelt ſich in ihren tauſend Eindrücken hier auf zu geringem Raum. Es fehlt die Kraft, alles zu ſichten, zu formen und aufzunehmen. Dagegen formt die Oberſtirn in ihrer Höhe und plaſtiſchen Wölbung eine Fülle von Bildern aus der Welt des Unwirklichen, des Traumes. Nehmen wir dazu die glutvollen, farbenſatten, verinnerlichten Augen, den gefühlsweichen, frauenhaften Mund und die ſeelenvolle, frauenhaft-üppige Fülle des ſchönen, dunklen Haares, ſo ergibt ſich ein Menſch mit unendlichem Reichtum inneren Gefühlslebens, aber einem mangelhaften Sinn für die Wirklichkeit. Während es in ſeinem Inneren rauſcht und klingt und „die Fülle der Geſichte" ſich in ihm drängt, während es in ſeinen Adern von Gefühlen tönt und wogt, ſieht und hört er nicht, was um ihn her vorgeht. Und wollte man ihn in einem Geſchäft, einem Haushalt, in irgend einem Betriebe anſtellen — er wäre das Entſetzen ſeiner Arbeitgeber; denn er hätte an jedem Tage von hundert praktiſchen Dingen fünfzig vergeſſen, weil er ſie — nicht geſehen hat.

*

23. Der Formenſinn.

(Sinn für die Geſtalt und äußere Formen, Gedächtnis für Perſonen und Phyſiognomien, Sinn für Größen; ſogenanntes Augenmaß.)

Dieſes Organ liegt gerade zwiſchen den Augen und iſt groß oder klein, je nachdem die Augen weit auseinander ſtehen oder näher zuſammenrücken. Die Stirnbreite über der Naſenwurzel erſcheint dann von einem Auge zum andern groß oder gering.

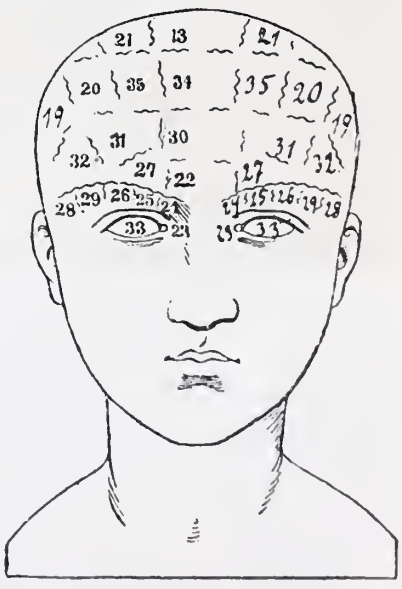


Fig. 110. Formenſinn Nr. 23.

Alle die hier um das Auge herumgelagerten Organe hängen mit dem Geſichtsſinn, mit dem Sehnerv zuſammen. Sie vermehren oder vermindern ſeine Schärfe und die Deutlichkeit ſeiner Bilder. In dieſen Organen liegt die mannigfaltige Unterſcheidung des Sehvorganges ſelber. Dadurch ſieht der eine Menſch dies, der andere das. Der eine ſieht mehr Formen, der andere mehr die Farben.

Der Formenſinn ſieht die körperlichen Verhältniſſe von Menſchen und Dingen. Er behält alſo auch einen Menſchen im Gedächtnis und vermag ihn nach langer Trennung wiederzuerkennen. Er iſt der Geſtaltſinn; und mit ihm verbunden iſt das Zeichentalent.

Zeichner, Maler, Bildhauer, Zoologen, Botaniker, Modeſchöpfer können

den Formensinn nicht entbehren. Er verbindet sich meist mit dem Gegenstandssinn und mit dem

24. Raum- oder Größensinn.

(Fernblick, Fig. 110.)

der die Größe der Dinge und ihre Entfernung voneinander zu unterscheiden vermag.

Dieser Sinn ist wichtig für den Mathematiker, den Architekten, den Ingenieur, den Feldherrn, den Maler, der Räumliches malt, und den Bildhauer.

Er ist ebenso schwierig festzustellen, wie

25. Der Gewichtssinn, (Fig. 110)

der das Gewicht, die Schwere der Dinge zu bestimmen vermag, und den wohl die meisten Handwerker nicht entbehren können. Er ist der Sinn für die Widerstände. Er reguliert und dosiert die Muskelbewegungen und stellt das sogenannte „richtige Gefühl" dar. Er ist die Grundlage der Mechanik. Ihn kann der Handwerker beim Hämmern, Meißeln, Drechseln, Bügeln, Kneten, Graben usw. ebensowenig entbehren, wie der Klavierspieler beim „Anschlag", der Geiger beim Abwägen des Bogendruckes.

Sicherer zu erkennen ist schon

26. Der Farbensinn, (Fig. 110)

Er liegt am Beginn der äußeren Hälfte des Augenbrauenbogens. Er scheint bei starker Entwickelung die Augenbrauen in die Höhe zu drücken, gibt ihnen ihre höhere Wölbung und einen gewissen Schwung. Ja, die Augenbrauen verstärken sich oft sogar an dieser Stelle und zeigen hier plötzlich einen stärker werdenden Wuchs, eine Verdickung mit längerem, oft buschigem Haarwuchs, wie man's über den Augen Lenbachs oder Böcklins sieht, die beide große Farbenkünstler waren.

Der Farbensinn gibt dem Sehnerv, also dem Auge, die Fähigkeit, Farbenwerte zu erkennen, also die Harmonie oder den Kontrast der Farben herauszufinden. Es liegt in ihm vor allem eine angeborene Freude an den Farben selber, eine Lust an der Buntheit. Dies sehen wir bei den Chinesen, die hochgewölbte Augenbrauen und viel Farbensinn besitzen. Sie färben deshalb ihre Häuser, ihre Kleider und zeigen in ihren Malereien eine große Kühnheit in der Farbenwahl.

Auch die Juden haben, wie alle Orientalen, üppigen Farbensinn. Das Straßenbild in den Städten wird überall da am buntesten, wo die jüdische Farbenlust sich in den Kleidern der Frauen inbrünstig auslebt.

Frauen haben — abgesehen von den daheim verblaßten und vergilbten Schattenmorellen — mehr Farbensinn als die Männer, und sie haben meist auch

die höher geschwungenen Augenbrauenbogen. Sie zeigen darum auch in ihrer Kleidung einen köstlich-naiven Frohsinn der Farben, der bis zum Kunstwerk sich zu steigern vermag und ihnen selber bis in die himmelblauen und rosaroten Seidenbändchen verschwiegenster Reize inniges Vergnügen bereitet.

Wo die Augenbrauen flach sind und spärliches Haar zeigen, oder gar nach außen hin und in ihrer äußeren Hälfte ins Nichts sich verlieren, da mangelt es an Farbensinn, an Freude und Verständnis für die Farbe. Die Farben in der Kleidung, in der Wohnung sind da nicht notwendig zum Vergnügen an der Welt. Denn es fehlt dem Blick des Auges der sinnliche Gehalt, der einzig in der Farbe liegt.

Damit werden die Augenbrauen zu einem Erkennungszeichen des sinnlichen Empfindens überhaupt, das auch dem Auge — in der Kunst und im Leben — die Dinge farbenkräftiger und damit sinnlich anschaulicher, lebendiger und eindringlicher erscheinen läßt. Der Blick eines Menschen ohne Augenbrauen ist blasser, unsinnlicher und sieht auch alles blasser und unsinnlicher.

Das mächtige Auge des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meiningen in Fig. 107 ist von starken Augenbrauen überbaut, die an der Stelle des Farbensinnes buschig in die Höhe streben. Er besaß einen geradezu inbrünstigen Sinn für Farben. Und die Farbenfreudigkeit seiner Szenerien auf der Bühne ist unvergeßlich.

Hochgewölbte Augenbrauenbogen zeigen unter den großen Malern Tizian, Correggio, Rubens, Claude Lorrain, van Dyck, Paolo Veronese, Giorgione, Rembrandt, Téniers, Tintoretto. Sie alle waren Meister der Farbe.

Hingegen hat Michel Angelo flache und dünne Augenbrauen. Und wir sehen, daß in seinen Werken die Farbe zurücktritt und die Zeichnung vorherrscht.

Dichter mit starkem Farbensinn schreiben in einer farbensatten Sprache. Das Element der sinnlichen Anschaulichkeit tritt vor. Unter Dichtern, Künstlern, wie überhaupt unter Menschen mit gefühlsstarkem Innenleben wird man wohl selten einem Auge mit fehlenden Brauen begegnen. Denn das würde den Schöpfungen ihre blutvolle Körperlichkeit nehmen, mit der die Meister sie aus dem Nichts herausholten und in das Reich der Wirklichkeit hineinstellten.

*

27. Der Ortssinn. (Fig. 110)

(Wandertrieb, Raumsinn, geographischer Sinn, Ortsgedächtnis, Natursinn.)

Dieses Organ beginnt in den inneren Augenwinkeln an den Augenbrauen und zieht sich von da schräg in einem Winkel von etwa 45 Grad nach oben. Es bildet die sogenannten „Stirnhügel", die bei starker Entwickelung wie zwei

schräggelagerte Wülste von den Augenwinkeln auswärts bis in die Mitte der Stirn ragen.

Wo diese Form beobachtet wird, da vermag der Mensch einen Ort, eine Räumlichkeit, eine Landschaft, eine Gegend richtig zu sehen und in der Erinnerung festzuhalten. Er orientiert sich leicht und findet sich immer wieder gut zurecht. Er hat Wanderlust und behält die gesehenen Orte mit großer Klarheit im Gedächtnis. Er reist gern und merkt sich die Verbindungen, die Anschlüsse, die Fahrzeiten von Eisenbahnen und Schiffen. Er bewahrt in seinem treuen Ortsgedächtnis eine Fülle von Reisebildern auf. Der Ortssinn ist das Talent für das Geographische, für Erd- und Völkerkunde. Denn in ihm liegt die Sehnsucht in die Ferne, in die Weite. Er ist die Freude an Erlebnissen, ist Wandertrieb und Abenteuerlust. Man kann mit diesem Sinn dumme Streiche machen; aber man kann ihn auch für ernste Lebensaufgaben und für wissenschaftliche Großtaten gebrauchen. Er ist unentbehrlich für den Offizier und für die höhere Kriegskunst. Diese Stirnhügel des Ortssinnes finden sich — mit dem mathematischen Sinn verbunden — an den Köpfen der großen Astronomen, der Kepler, Galileï, Newton, Tycho de Brahe, Descartes, Pascal, auch bei Wilhelm Meyer, Professor Förster und Bruno H. Bürgel, dem volkstümlichen astronomischen Schriftsteller.

Fig. 111. Starkes Hervortreten der Stirnhügel; also Ortssinn, Wandertrieb, geographischer Sinn. Sehnsucht nach fernen Ländern; liebt das Reisen. Interesse an Länder- und Völkerkunde.

Es brauchen ihn unter den Malern die Landschafter, bei den Geschäftsleuten die Reisenden. Die berühmten Weltreisenden, die Polarforscher und Globetrotter, haben ihn sämtlich besessen. In der Biographie des Weltumseglers Cook werden diese Stirnhügel ahnungslos, aber umso bedeutungsvoller erwähnt. Columbus, Vasco de Gama, Alexander von Humboldt, Franklin, James Roß, Nordenskjöld, Frith-

jof Nanſen, Shacklton, Sven Hedin — ſie alle laſſen auf ihren Bildern die hügeligen Stirnwülſte erkennen.

Wer ſie beſitzt, der liebt die Veränderung. Er ſchaut gern in Landkarten, hört und lieſt mit innerſter Anteilnahme von fremden Ländern und Völkern.

Dr. Guſtav Scheve, der getreue Jünger und Lanzenreiter Galls, hatte dieſen Reiſeſinn, der ihn immer wieder hinaustrieb. Ich ſelber erfreue mich zweier ſtattlicher Stirnhügel. Und — in der Tat — ich ſchweife gern in die Ferne, wenn auch das Gute nahe liegt. Ich leſe mit Begeiſterung Fahrpläne und ſtehe mit ſehnſüchtigem und wehem Herzen vor den bunten und lockenden Reiſeplakaten in den Bahnhöfen.

Ach — Indien! Und Sumatra! Und Japan!

Ich fahre hin. Meine Frau geht mit.

Sie hat auch Stirnhügel! Meine Schwiegermutter bleibt zuhauſe. Sie hat keine. — — —

28. Der Zahlenſinn.

Im Jahre 1907 veröffentlichte der verſtorbene Nervenarzt Dr. Moebius in Leipzig ein Buch „Ueber die Anlage zur Mathematik". Er verteidigte darin, ebenſo wie in anderen Büchern (Pathologiſch-biographiſches bei Goethe, Napoleon I. uſw.) ſcharf und energiſch die Lehre Galls, die er gerade im Hinblick auf den Zahlenſinn an den Köpfen der hervorragendſten Mathematiker nachgeprüft hatte.

Zwar iſt der Zahlenſinn allein noch nicht das mathematiſche Talent. Zu dieſem müßte ein ſcharfes und logiſches Denken noch hinzukommen.

Der Zahlenſinn liegt am äußerſten Ende der Augenbrauen. Hier gibt er bei ſtarker Entwicklung dem äußeren Augenwinkel nach oben hin eine ſolche Fülle, daß oft das Lid außen ſchwer herunterfällt und das Auge ſelber im Winkel ein wenig bedeckt.

Dies iſt dann der Sinn für Zahlengrößen, unter Umſtänden das Rechentalent.

Menſchen mit ſtark entwickeltem Zahlenſinn faſſen im gewöhnlichen Leben die Dinge gern vom rechneriſchen Standpunkt aus an. Mit Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit verbunden werden ſie ſparſam. Sie denken immer an die Koſten, weil ſie in den Dingen gern die Zahlenwerte erblicken.

Man findet dieſen Sinn z. B. bei den rechnenden Engländern viel, bei den ſorgloſen Negern weniger. Die großen Mathematiker — Euklides, Archimedes, Galilëi, Kepler, Newton, Leibnitz, Sully, Descartes, Euler, Bernoulli, Lagrange, La Hall, Herſchel, Beſſel, Burton, Arago, Ferrol, Düring — ſie alle haben dieſe ſtarke Partie am äußeren Ende der Brauen.

Am Kopfe Hindenburgs (Fig. 113) ist diese Stelle schwer und massig entwickelt.

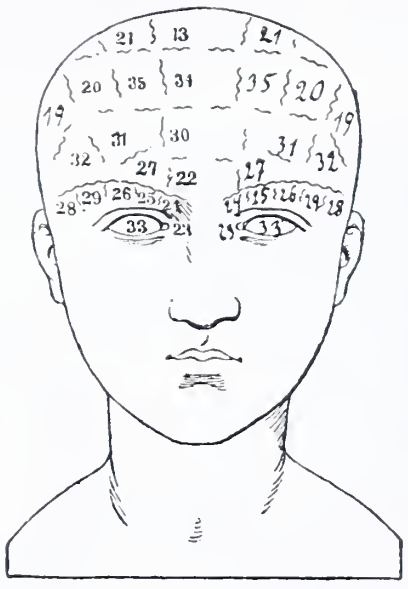


Fig. 112. Zahlensinn Nr. 28.

Fig. 113. Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Starker Zahlensinn am äußeren Augenbrauenbogen.

*

29. Der Ordnungssinn.

Dieser liegt gleichfalls am äußersten Ende des Augenbrauenbogens, aber dicht über diesem und über dem Zahlensinn.

Wie im inneren Augenwinkel Gegenstandssinn, Formen-, Größen-, Gewichts- und schließlich auch der Farbensinn eng beieinander gelagert und in der Tat innerlich verwandt sind, weil sie die Schärfe des Blickes und des Bildes vermehren, so gehören auch Orts-, Zahlen- und Ordnungssinn, zu denen sich als viertes Organ noch der Zeitsinn gesellt, zusammen. Denn sie ordnen und gliedern das Gesehene und gruppieren es räumlich, zeitlich und mathematisch.

Stark entwickelter Ordnungssinn läßt die Stirn an beiden Seiten über dem äußeren Augenwinkel geradezu eckig erscheinen, wie es ganz deutlich an dem Kopfe des alten treuen österreichischen Kaisers Franz Josef zu sehen ist. Seine Stirn wird dadurch über dem äußeren Augenwinkel kantig. Er war in der Tat peinlich ordnungsliebend — in seiner Kleidung, in seiner Arbeit, seinen Pflichten, in allem, was er tat.

Der Ordnungssinn ist die angeborene Feindseligkeit gegen die Unordnung, gegen das Chaos. Er ist der Wunsch, die Dinge aus dem Durcheinander in ein Nebeneinander zu bringen, Klarheit und System zu schaffen. Nicht nur in den

Gegenſtänden, ſondern auch in den Gedankengängen, im Wiſſen und in den Tatſachen.

Der Ordnungsſinn läßt weder die Dinge noch die Gedanken herumliegen. Er verſucht Methodik, Planmäßigkeit hineinzubringen. Jede Unordnung iſt ihm verhaßt, bereitet ihm Unbehagen. Ebenſo jede ungeordnete Art, zu arbeiten oder zu denken.

Der Ordnungsſinn iſt eine ganz ſtarke Grundlage materiellen und geiſtigen Vorwärtskommens. Er iſt Zeiterſparnis; denn er bedeutet die Herrſchaft über die „Tücke des Objekts." Der ordnungsliebende Menſch herrſcht über die Dinge, weil er jedem von ihnen einen beſtimmten Platz anweiſt. Der unordentliche läuft hinter den Dingen her. Er wird von ihnen genarrt und geäfft, und ſie tanzen ihm auf der Naſe herum.

Der unordentliche Menſch verliert viel Zeit mit Suchen. Zeit aber iſt Geld. Wer in der Ordnung Zeit ſpart, der ſpart Geld. Und mehr noch: er erwirbt innere Ruhe. Ein Geſchäftsmann, ein Handwerker, eine Hausfrau, ein Bürovorſteher, ein kaufmänniſcher oder militäriſcher Organiſator — ſie alle ſind ohne genügenden Ordnungsſinn nicht denkbar.

Fig. 114 Kaiſer Franz Joſef von Oeſterreich. Hoher Verehrungsſinn im ſchön gewölbten Mittelhaupt. Starkentwickelter Ordnungsſinn im unteren Stirnteil, der ſich eckig über den äußeren Augenbrauenwinkeln erhebt. Sehr ordnungsliebender, planmäßig arbeitender Kopf.

Ordnungsſinn, mit logiſchem Denken verknüpft, trägt in ein Studium, in eine wiſſenſchaftliche Arbeit, in das geſamte geiſtige Leben, Syſtematik und einen beſtimmten Aufbau hinein. Das iſt allen Menſchen unendlich förderlich.

Iſt der Ordnungsſinn zugleich mit der Sorglichkeit ſehr ſtark entwickelt, dabei aber eine nicht übergroße Intelligenz mit temperamentlos engherzigem Sinn verbunden, ſo entſteht Pedanterie. Dies würde ſich in einem auffallend kleinen Geſicht bei tiefliegenden Augen und einem kleinen und ſchmallippigen Mund zeigen. Denn das tiefliegende und kleine Auge zeigt das Verharren, das Feſthalten am Beſtehenden, den konſervativen Sinn im Kleinen und im Engen,

zeigt einen Mangel an vorausschauendem Weitblick. Der kleine, schmale Mund hingegen ist so sehr gegen alle sinnlichen und menschlichen Regungen von innen und von außen verschlossen, daß er das Herz mehr an die Sachen als an die Menschen hängt. Auf diese Weise kommt der Pedant zustande.

Fehlt aber der Ordnungssinn gänzlich — in einer Stirn, die über dem äußeren Augenwinkel nicht eckig, sondern glatt zurückweichend ist, so haben wir es mit einem innerlich und äußerlich weit weniger planvollen Menschen zu tun. Fehlt ihm dazu jegliche Sorglichkeit und Gewissenhaftigkeit und jede Selbsterziehung, so ist der Bohémien fertig. Das ist der geistige Landstreicher, der in seinem eigenen Leben herumstrolcht und darum nie begreifen lernt, wie wertvoll die Zeit eines Andern ist.

Die hinten recht breiten Köpfe können aus Sorglichkeit und Gewissenhaftigkeit heraus dem mangelnden Ordnungssinn erfolgreich unter die Arme greifen. Sie sind die Köpfe der zuverlässigen, geordneten und gleichmäßigen Menschen, in der allzugroßen Breite aber auch die der Aengsterlinge, der Hypochonder, der Spießer, Teekessel und der Pedanten.

Die schmalen Köpfe hingegen sind unzuverlässig und bergen keinerlei Reservekräfte, mit denen sie einen schwachen Ordnungssinn stützen könnten.

Gestern noch bat mich ein Bettler an der Tür um ein Paar Schuhe. Die Menschenliebe erschüttert in solchen Augenblicken bei mir immer wieder den Verstand, der doch den Trick mit den Schuhen längst kennt. Die Menschenkenntnis aber läßt mich den Kopf des Bettlers herumdrehen und von der Rückseite betrachten. Da sehe ich dann das Gegenteil meines eigenen besorgten Hinterschädels: einen schmalen, sorglos-unzuverlässigen Kopf. Den Kopf eines Menschen, der nie säete und doch ernten will. Und da geht es denn wie in der Fabel von der Grille und der Ameise. Die Grille, die im Sommer — während die Ameise arbeitete — sang, kann nun im Winter tanzen.

Die Kultur beruht im Grunde auf Ordnung. Wir sind auf der Erde, um das Schöpferwerk Gottes zu vollenden. Wir müssen und wollen in allen Dingen Klarheit schaffen. In der geistigen Welt sowohl wie in der stofflichen. Alle Unklarheit, alle Unordnung widerstrebt dem aufbauenden Prinzip der Menschennatur. In diesem Gesetz des Aufbauens aber heißt einer der allerwichtigsten Paragraphen: Ordnung.

*

30. Tatsachensinn.

Dieses Organ ist erst von Dr. Combe vom Gegenstandssinn bewußt getrennt worden. Gall hat beide als eines angesehen, als den Sachsinn oder das Sachgedächtnis.

Jedenfalls handelt sich's um die gleiche Lage. Nur hat Combe den Tatsachensinn etwas höher gelegt als den ursprünglichen Gall'schen Gegenstandssinn, nämlich unmittelbar über diesen.

Es lassen sich im geistigen Erleben zwei Vorgänge klar voneinander trennen. Zum ersten die reale körperliche Erscheinung der Dinge, die von dem dicht über der Nasenwurzel zwischen den Augenbrauen sitzenden Gegenstandssinn erfaßt wird. Von hier aus erhalten dann auch Ideen sozusagen einen Körper. Sie werden „verkörpert"; Gedanken und Gefühle werden personifiziert und dadurch vorstellbar.

Zum andern aber geschieht doch mit den Dingen etwas. Sie bewegen sich, machen Veränderungen durch, geben irgendwelche Lebensäußerungen von sich.

Fig. 115. Gutentwickelter Tatsachensinn.

Fig. 116. Schlechter Tatsachensinn.

Fig. 117. Paul Heyse, der Meister der deutschen Novelle. Bedeutende, künstlerisch fein durchgebildete Persönlichkeit. Großes Erzählertalent in der vorgebuchteten unteren Stirnmitte.

Es geschieht also etwas an und mit den Dingen oder den Menschen. Die Menschen und die Dinge machen Geschichte, und dies Geschehen wird von den Menschen mit gutem Tatsachensinn beobachtet. Es wird für sie zum Erlebnis.

Der Gegenstandssinn erfaßt also das Gegenwärtige, das Feststehende in den Erscheinungen. Der Tatsachensinn hingegen ihre Bewegung, ihre Veränderungen, ihr Werden, ihre Geschichte. Während darum der eine das Sachge-

dächtnis einschließt, ist der andere das Gedächtnis für Erlebnisse und Begebenheiten, das geschichtliche Gedächtnis.

Der Gegenstandssinn umfaßt das Sein, der Tatsachensinn das Werden. Es ist der Sinn für Geschichte, wie ihn der Historiker ebenso braucht, wie der Feldherr oder der Dichter. Darum finden wir ihn ganz auffällig stark entwickelt an dem straffen Soldatenkopfe Hindenburgs in Fig. 113, wie auch an dem Kopfe von Paul Heyse, dem großen Erzähler, in Fig. 117.

Ist dieser Sinn bei Kindern stark, so hören sie gern Geschichten und Erzählungen. Welches unter den Kindern täte das nicht? Sie alle lauschen doch atemlos dem, was die Mutter in der Dämmerung erzählt. Und sie sitzen mit glutheißen Köpfen über all den spannenden Büchern. Aber am tiefsten und lebendigsten wird von all diesen Geschichten das Kind ergriffen sein, dessen Mittelstirn über der Verbindungslinie der Augenbrauen die stärkste und am meisten plastische Form hat.

Bei einem solchen Kind ist auch die Erzählung dessen, was es selber erlebt hat, am zuverlässigsten. Das ist daheim und in der Schule ebenso wichtig, wie etwa bei Zeugenaussagen vor Gericht. Da wird eine schwache Entwickelung des Tatsachensinnes auch ein schwächeres Bild des Erlebten wiedergeben. Denn niemand kann mehr wissen, als er klar gesehen und scharf in seinem Geschichtsgedächtnis bewahrt hat.

*

31. Der Zeitsinn. (Fig. 112.)

Dieses Organ breitet sich unmittelbar über dem Farbensinn und dem Ordnungssinn aus. Es wird nach vorne durch den Ortssinn und den Tatsachensinn begrenzt, nach oben durch die Logik und nach hinten durch den Tonsinn (Musik). Seine Lage unmittelbar neben dem Sinn für das zeitliche Geschehen (Tatsachensinn) ist psychologisch höchst interessant.

Der Zeitsinn verleiht die Fähigkeit, die Dinge chronologisch, das heißt in geschichtlicher Folge, zu erleben und zu begreifen. Er setzt uns in den Stand, Daten der Geschichte oder von Geburts- und Todestagen der Angehörigen oder irgendwelcher anderen Menschen zu behalten. Er gibt dem Musiker, dem Dirigenten, den Takt, dem Dichter die Metrik, und allen Menschen die Pünktlichkeit. Indessen hat schon Gall diese Stelle als schwer erweisbar bezeichnet. Und noch heute dürfen wir annehmen, daß Gewissenhaftigkeit und Sorglichkeit, also Verantwortlichkeitsgefühl, überall im Leben die Pünktlichkeit erhöhen.

Vom Ordnungssinn und vom Zeitsinn ist überhaupt zu sagen, daß sie der Erziehung und der Selbsterziehung unterliegen. Nichts an uns selber brauchen

wir so hinzunehmen, wie die Natur es uns gab. Ueber aller Bedingtheit der Natur steht die menschliche Vernunft und der menschliche Wille. Diese beiden sind wie kleine, unsichtbare Motoren, die überall da hineingesetzt werden, wo wir über eine Schwäche zu klagen haben.

Aus unseren Vorzügen und Kräften heraus müssen wir die Nachteile und die Schwächen zu beheben versuchen. Das lernt man durch Selbsterkenntnis und Uebung. Und damit gelangt die Menschenkenntnis an ihr vornehmstes Ziel.

*

32. Der Tonsinn.

(Musiksinn.)

Dieser liegt über dem Zahlen- und dem Ordnungssinn, also über dem äußersten Augenwinkel. Hier macht er die Stirn eckig und breit. Er liegt auf der Trennungslinie zwischen der Stirnfläche und der Schläfenwand. Je stärker aber der Tonsinn vorhanden ist, desto weniger begnügt er sich mit dieser senkrecht über dem äußeren Augenwinkel liegenden Erhöhung, durch die er ohnehin die Stirn verbreitert. Er biegt dann in einer gerundeten Linie nach den Schläfen aus, sodaß diese über dem äußeren Augenwinkel geradezu aufgeschwollen scheinen.

Das gibt den Stirnen der schöpferischen Musiker die machtvolle, erhabene, manchmal drängende und stürmende Breite, sodaß der berühmte Tierzeichner Tischbein in Hamburg, der Zeitgenosse Goethes und Galls, der viel große Musiker kennen lernte, an ihren Köpfen von „Ochsenstirnen" sprach.

Der Tonsinn nähert sich also dem Ohr, wie er ja physiologisch diesem nahe steht. Aber das einfache Gehör hat noch nichts mit der Harmonie der Töne, mit der Musik, zu tun. Man kann ein Gehör wie ein Luchs haben und unmusikalisch sein wie ein Botokude. Und man kann stocktaub und ein großer und erhabener Musiker sein, wie wir's an dem tragischen und erschütternden Geschick des alternden Beethoven kennen.

Der Musiksinn ist angeboren. Er kann geübt und ausgebildet oder auch vernachlässigt und verdrängt, niemals aber als solcher erworben werden. Kein Fleiß, kein heißes Bemühen zaubert das musikalische Talent hervor. Wo die Stirn in ihrer wuchtigen Breite die Welt der Töne birgt, da erleben wir die Tatsache und das Wunder des geborenen Musikers.

Als Händel zu sprechen anfing, begann er auch zu komponieren. Seine Freude an der Harmonie der Töne erfüllte ihn mit unaussprechlicher Seligkeit. Sein Vater entfernte alle Instrumente, um des Kindes Neigung zu unterdrücken. Umsonst; er lief, bis er irgendwo ein Instrument fand.

Haydn zeigte sich schon als fünfjähriger Knabe als ausgesprochen musikalisches Talent. Er war und blieb Zeit seines Lebens ein halb wildgewachsenes Kind des Volkes.

Mozart und Beethoven sind wie fertige Wunder aus der Hand der Schöpfung hervorgegangen. Nichts anderes erklärt ihre genialen Leistungen als Kind, als der ihrem Schädel eingeborene Musiksinn. Die Musik war ihre Grundkraft, ihr elementares Wesen. In allem anderen erhoben sie sich keineswegs über andere Menschen, wenn man nicht Mozarts von allem Anfang an höchst distinguierte Erscheinung, den angeborenen Adel seines Wesens als das Besondere an ihm bemerken will. Als Sechsjähriger — 1762 — trat er bereits mit dem hochmusikalischen Vater die erste Kunstreise an.

Musikalische Wunderkinder sind kleine geistige Existenzen, bei denen nur die Flamme der Musik hochaufglüht, während alles andere in der Dämmerung des Kindeslebens daliegt. Außer in der Musik sind sie in allem anderen Kinder. Und besonders im Bereiche des Verstandes sind sie keineswegs ihren Altersgenossen überlegen.

Ja — hier ist sogar die entscheidende Linie, die das musikalische Genie absondert von den hervorragenden Köpfen auf anderen Gebieten. Die Musik gehört zum Gefühlsleben, nicht zu den intellektuellen Fähigkeiten. Sie hängt mit der Gefühlssphäre des Mittelhirns zusammen. Und beim großen und überragenden Musiker werden deshalb von allen Seiten her die Kräfte des Mittelhirns, die Gefühle, den Musiksinn umwogen.

Von allen Seiten her — aus Idealität und Begeisterung, aus Warmherzigkeit und Menschenliebe, aus Glaube, Hoffnung und Liebe nährt und speist sich der musikalische Sinn. Er wächst in diesem Gefühlsgewoge, das immer mehr die scharfen Verstandeskräfte zurückdrängt.

Wer den Verstand von Jugend auf im Beruf und in irgendwelchen Neigungen vollauf beschäftigt, kann eine vorhandene musikalische Begabung zurückdrängen. Sie wird als musikalisches Verständnis, als Freude an der Musik und Empfänglichkeit für sie in ihm weiter klingen. Aber sie wird überwuchert von den Mächten des Verstandes, die auch dem Gesicht die schärferen Linien und den Ausdruck eines erhöhten und verschärften Bewußtseins geben.

Diese Klarheit und Deutlichkeit der Linien kennzeichnet den Verstandesmenschen, der in der Wirklichkeit zu Hause ist. Und sie nimmt zu in demselben Maße, in dem der Gedanke sich verwirklicht und zur Tat wird.

Je ausgeprägter darum das Tatnaturell im Menschen wird, desto ausgeprägter sind auch die Linien seines Gesichtes, ja seines ganzen Körpers. Der Tatmensch hat das scharfe Profil, die deutliche Gliederung der Gesichts-

organe, die ſichtbareren Knochenpartien und die ſchärfer herausgemeißelten Muskelgruppen.

Was phyſiologiſch im Körper der Tat dient, das arbeitet auch die Seele heraus, wenn ſie von innen her zur Tat drängt.

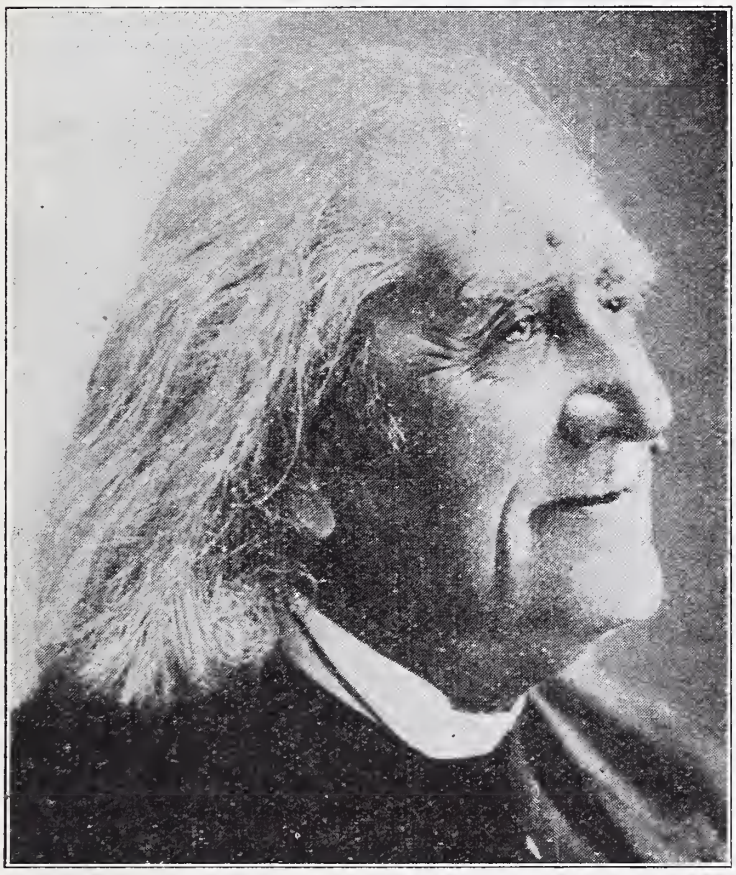


Fig. 118. Franz Liſzt.
Der Freund und Schwiegervater Richard Wagners; geb. 22. Okt. 1811 in Raiding bei Oedenburg (Ungarn), geſt. 31. Juli 1886 in Bayreuth. Genialer Klaviervirtuoſe. Bezaubernde Perſönlichkeit. Bedeutender Tonſinn über dem äußeren Augenwinkel. Gütiger Menſch. Großer Verehrungsſinn und tiefe Frömmigkeit im hochgewölbten Mittelhaupt.

Der Muſiker aber lebt in Gefühlen. Je erhabener, je göttlicher die Muſik ſeine Seele ausfüllt, deſto mehr wird er — wie Beethoven — ein Fremdling in der Wirklichkeit, ein Irrender und Träumender auf der Erde.

Der Kopf von Franz Liſzt (Fig. 118) zeigt in der ſcharfen Profilierung des einzigartigen und genialen Charakterkopfes über dem äußeren Augenwinkel den bedeutenden Muſikſinn. Er war nicht ſchöpferiſch. Aber das Spiel ſeiner wunderbaren Hände mit den weißen, langen, ariſtokratiſchen Fingern auf dem Klavier machte die Menſchen ſchluchzen und nahm ihnen alle Worte vor dieſer göttlich-großen Kunſt.

Die zauberhafte und beſtrickende Perſönlichkeit dieſes Mannes, der ein Weltkind mit heißem Herzen und ſtarken Sinnen war und der doch in echter Frömmigkeit — allein und ungeſehen — in der Kirche betete, nahm die Menſchen gefangen. Seine grundgütige Seele, die im warmen Blick ſich ſpiegelt, die Wärme, die von ihm ausging, hat ſich um ihn herum wie Balſam auf alle wehen und wunden Herzen gelegt.

Aber er war nicht nur der Fürſt unter den Künſtlern, wie man ſeit dem Malerfürſten Velasquez keinen zweiten in gleichen Ehren ſah, er war auch ein vollendeter Weltmann, ein Edelmann in Form und Weſen. Und das hat ſeinem Geſicht die ſcharfen und bedeutenden Konturen bewahrt.

Wem aber — wie Beethoven — mehr und mehr die Wirklichkeit ringsumher versinkt, der verliert auch im Gesicht die Schärfe der Wirklichkeit. Die Macht der Gefühle scheint die Ecken und Kanten herunterzuschleifen, und es ist, als stürze von innen her eine Woge über das Gesicht, um es einzuhüllen in den Schleier einer Weichheit und Physiognomielosigkeit, hinter der die große leidende Seele des Meisters sich verbirgt.

Daher findet man ein eigentliches Gesicht bei den Menschen — und auch bei den Künstlern — nur, soweit dahinter noch Gedanke, Tat und Wirklichkeit lebt.

Versinkt aber die Wirklichkeit im rauschenden Gewoge des Gefühls, so hat das Gesicht des Musikers einen Ausdruck der Versunkenheit, der Hingerissenheit. Es ist, als lausche er nach innen, in sich selbst hinein, als träume er in süßer, selbstvergessener Wollust, die der Engelssphärenwelt der Töne entsteigt und jede Fiber in ihm für die Wirklichkeit lähmt.

So — ganz in sich selbst versunken und nach innen horchend — war das Gesicht Beethovens (Fig. 119). Als seine Taubheit ihn die Menschen meiden ließ und ihn marterte, hörte er nicht mehr, was die Menschen sagten. Aber er stürmte hinaus in Wien auf die Bastei. Da schaute der Taube die weißglühenden Blitze im Gewitter. Da sah er das Gewölk schwarz und drohend sich ballen. Da hörte er ohne Ohren das Rasen der Elemente. Da schaute er in die zerklüfteten Himmel und bannte daheim das ungeheure Erlebnis in die unbegreifliche Zauberkunst seiner Töne.

Ein Fremdling in der Wirklichkeit, ein Hilfloser im Alltag, ein Kind in der Welt der Materie. Aber eine heilige Seele. Und vielleicht von allen Menschen, die je lebten, der einzige, der in Sonne und Gewittern, in Leid und Gram und Schmerz Gott in kindlicher Liebe suchte und darum wahrhaft verstanden und gefunden hat. Ein wahrhaft Erlöster, ein wahrhaft Verklärter. Und allen Menschen seit seinem Leben und in seiner Musik ein heiliger Quell des Trostes und der alles verklärenden Hoffnung.

*

Solch einen ganz in sich versunkenen typischen Musikerkopf hatte Max Reger (Fig. 120). Das Unpersönliche, Unwirkliche und Gegenstandslose tritt auch hier hervor in einer fast schläfrigen Verträumtheit. Er war einer der Allergrößten im heiligen Reiche der Musik.

Etwas Beethoven-artiges im Kopfbau und im Gesichtsausdruck hat Anton Rubinstein (Fig. 121), der große und einzigartige Klavier-Virtuose und glühende, inbrünstige Beethovenverehrer. Er beugte sich erschüttert vor dem Stern Beethoven.

Dem gleichen Ausdruck begegnen wir bei Frederic Lamond (Fig. 122) und bei dem großen Beethovenspieler Wilh. Backhaus. Ist es nicht, als hätte die gleiche glühende und begeisterte Seele, die in ihnen wohnt, sich auch im Aeußeren die gleiche Form herausgearbeitet?

Fig. 119. Ludwig van Beethoven. Der größte und gewaltigste Tonkünstler der Welt. Geb. 16. Dez. 1770 in Bonn, gest. 26. März 1827 in Wien. Dämonisches Genie.

Fig. 20. Max Reger. † Einer der größten Tonkünstler der letzten Jahrzehnte. Typischer, verinnerlichter Musikerkopf.

Hier begegnen wir dem, was wir die „biologische Idee" nennen. Dies ist die manchmal höchst auffällige Wiederkehr der gleichen Form an Köpfen mit der gleichen geistigen Richtung. Ein Gesetz läßt sich allerdings daraus nicht ableiten.

An sämtlichen hier abgebildeten Musikerköpfen ist in der seitlichen Breite der Stirn über dem äußeren Augenwinkel die hervorragende musikalische Begabung zu erkennen. Rubinstein ist in seiner breit nach oben ausladenden „Ochsenstirn" gegenüber Lamond entschieden der genialere, der mehr verinnerlichte und vertiefte. Er ist der schöpferischere. In ihm glühte eine heißere Leidenschaft. Die kleinen, verschleierten Augen in seinem Gesicht scheinen nach innen zu schauen. Sie geben dem Gesicht den Ausdruck des Weltabgekehrten, Weltfernen und Melancholischen, der für so viele große Musiker charakteristisch ist.

Sein voller, weicher Anschlag konnte das Klavier unter seinen Händen singen machen. Die Cantilenen perlten aus seinen Fingern. Beim Spielen

konnte ein Vulkan aus diesem Manne herausbrechen. Und namentlich im Beethoven-Spiel war dieser Mann mit dem Beethovenschädel unübertrefflich.

Das Ochsenstirnige des bedeutenden Musikers tritt in der bedeutenden Schläfenbreite von Otto Lohse (Fig. 123) hervor.

Fig. 121. Anton Rubinstein. Bedeutender Klaviervirtuose, geb. 28. Nov. 1830 in Wechwotynetz (Rußland), gest. 20. Nov. 1894 in Villa Peterhof bei Petersburg. War Direktor des Konservatoriums in Petersburg.

Fig. 122. Frederic Lamond. Hervorragendster Beethovenspieler der Gegenwart.

Ungemein stark ist auch der Tonsinn am Kopfe des Altmeisters der vorwagnerischen Musik Giuseppe Verdi, (Fig. 124) und geradezu außerordentlich deutlich bei dem Komponisten Halévy (Fig. 125). Hier sieht man, wie ein Stück über dem äußeren Augenwinkel die Stirn in breitgewölbtem Bogen plastisch nach außen geht.

Hingegen sehen wir in dem 1907 verstorbenen bedeutenden Arzt und Nervenforscher Dr. Alfred Damm (Fig. 126) den unmusikalischen Kopf, der trotz der hohen und edlen Stirn über dem äußeren Augenwinkel sichtlich zurückweicht. Hier ist also trotz bedeutender Intelligenz von musikalischer Begabung keine Rede.

Schließlich entnehmen wir noch dem Buche von Carus: „Symbolik der menschlichen Gestalt" die sehr feinen und genauen Zeichnungen dreier Schädel von Franz Liszt (Fig. 127), Mendelssohn (Fig. 128) und Beethoven (Fig. 129). In allen dreien ist die Wölbung und Erhabenheit über dem äußeren Augenwinkel auf der Grenze zwischen Stirn- und Schläfenfläche mit größter Deutlichkeit sichtbar.

Ueberall, wo wir unter den Menschen dieser Form begegnen, darf von einer musikalischen Anlage im eigentlichen Sinne gesprochen werden. Ueberall an solchen Köpfen zeigt sich die Stirn über den Schläfen ausgebuchtet und breiter als an den Schläfen selber. Der Schädel hat dann also oberhalb der Schläfengegend den stärksten Durchmesser.

Fig. 123. Prof. Otto Lohse, Operndirektor in Leipzig. Charakteristischer Musikerkopf. Glänzender Orchesterdirigent.

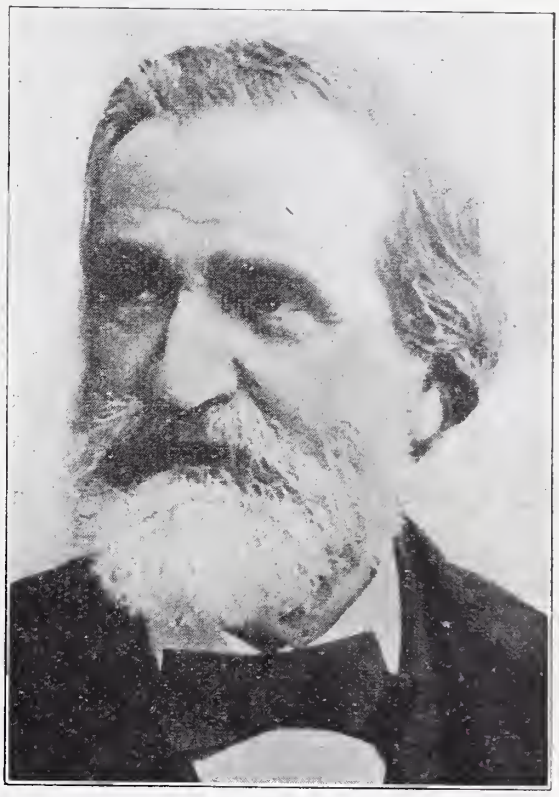


Fig. 124. Giuseppe Verdi, geb. 9. Okt. 1813 in Roncole in Parma (im gleichen Jahre wie Rich. Wagner). Der letzte große Komponist des 19. Jahrhunderts.

Bei allen diesen Menschen wird die Musik zur Kunst. Sie wird eine Welt für sich, wird Liebe, Hingabe, Leidenschaft und Beruf.

Je schmaler und unentwickelter hingegen an dieser Stelle die Stirn- und Schläfenpartie ist, desto mehr tritt die Musik als Neigung und Talent zurück. Bei Kant fehlte der Tonsinn. Und an Lessings seitlich schmaler Stirn war er so gering, daß er, der im „Laokoon" so vollendet über die ästhetischen Gesetze der Kunst schrieb, die Musik nicht leiden konnte.

Es sind also niemals die schmalen und hohen Stirnen, die den geborenen Musiker kennzeichnen. Denn diesen Stirnen mangelt es zu beiden Seiten an dem Quellgebiet des Musikalischen — an dem Tonsinn.

Besitzt der schöpferische Musiker, der Komponist, hohe Religiosität, so wird er geistliche Musik komponieren, wie es Palestrina, Bach, Haydn, Mozart, Liszt taten. Hat er Kampfsinn, wie Richard Wagner, so entsteht eine heroische Musik. Ist er ein männlicher Typus, wie

Verdi oder Tschaikowski, so ist die Musik männlich. Ist er aber eine so ausgesprochen feminine (weiblich geartete) Natur, wie es Bizet war, so

Fig. 125. Jaques F. Halevy; Französischer Opernkomponist („Die Jüdin") geb. 27. Mai 1799 in Paris, gest. 17. März 1862 in Nizza.

Fig. 126. Dr. med. Alfred Damm, † 1907 in Wiesbaden. Hervorragender Biologe und Arzt. Wissenschaftlich bedeutende Persönlichkeit. Unmusikalisch.

entsteht ein so geniales musikalisches Gemisch von sadistischer und masochistischer Liebestragik, wie es die unvergleichliche Oper „Carmen" ist.

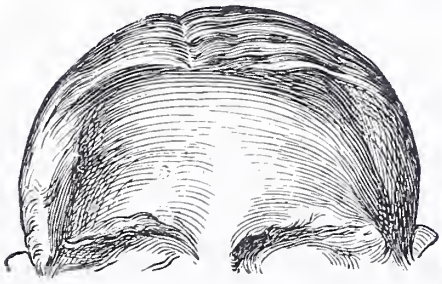


Fig. 127. Stirn von Franz Liszt.

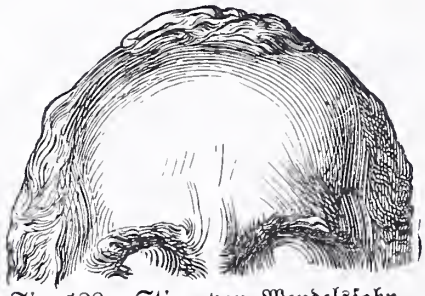


Fig. 128. Stirn von Mendelssohn.

Fig. 129. Stirn von Beethoven.

Wo die musikalische Anlage gering ist, braucht darum die Musik nicht gemieden zu werden. Wer kein großer Mensch ist, ist immerhin ein Mensch. Das ist nichts geringes. Denn Mensch sein, das heißt Gefühl und Empfindung haben. Diese aber werden am schönsten genährt und gespeist aus dem ewigen Wunderreich der Musik.

Gefühle müssen gepflegt werden, sonst verdorren sie. Und wenn auch eine Hand in der Musik nicht den Lorbeer fassen darf, so dürfen doch freundliche Töne glückspendend in das geplagte Menschenleben hineingetragen werden.

33. Der Wortsinn.

(Wortgedächtnis, Sprachensinn.)

Gall unterschied den Wortsinn vom Sprachensinn. Das war insofern richtig, als man Menschen von großer rednerischer Begabung findet, die nur schwer eine fremde Sprache erlernen. Es handelt sich also um zweierlei Vermögen.

Immerhin läßt sich folgendes feststellen. Große, hervorstehende und glanzvolle Augen, die Gall scherzhaft „Ochsenaugen" nannte, zeigen den Wortsinn und das Wortgedächtnis an. Menschen mit solchen Augen lernen leicht auswendig, sowohl Gedichte, als auch Prosastücke und Bühnenrollen. Sie lesen unendlich gern Bücher mit einer schönen Sprache, mit klangvollen Worten und einem poetischen Gehalt. Sie eignen sich unter Umständen für die Bühnenlaufbahn.

In der Tat wird man bei den hervorragenden Schauspielern und Sängern sehr häufig diesen ausdrucksvollen, sprechenden und unvergeßlichen Augen begegnen.

Eckhof, Iffland, die Schröder-Devrient hatten diese Augen. Wir finden sie ferner bei Garrick, Adelina Patti, Lilli Lehmann, bei Clara Ziegler, Pauline Ulrich, Anna Bahr-Mildenburg, bei Josef Kainz (Fig. 102), dem unvergleichlichen Sprecher, bei Adalbert Matkowski (Fig. 9), Sommerstorff, Emerich Robert, Jane Hading, Hermann Müller, Marcella Sembrich, Charlotte Huhn, Adele Sandrock, Rosa Poppe, Ernest van Dyck, Agnes Sorma, Kainzens entzückende Partnerin, und in einer geradezu erschütternden Kraft des sprachlichen und seelischen Ausdrucks bei dem größten Schauspieler des 19. Jahrhunderts, bei dem dämonischen Friedrich Mitterwurzer. Sein tiefblaues, großes Auge hatte fast hypnotische Kraft. Es war eines Ausdrucks fähig, der selbst die Mitspieler in seiner Nähe erschauern ließ.

Sein Körper war von einem ausschweifenden Leben zerrüttet, sein Antlitz von Leidenschaften zerwühlt. Aber wenn er als Hamlet in der Szene der Schauspieler der königlichen Mutter zu Füßen lag und mit einem Male — zur Mutter sprechend — in's Publikum hineinsah, dann schlug er seine Augen auf. Und sie waren von solcher Bläue, solcher Leuchtkraft, solcher seelenvollen Tiefe, daß er die Tausende mit der Sieghaftigkeit dieser blauleuchtenden Wundersterne bannte.

Solche Augen muß Friedrich der Große gehabt haben. Bleibtreu nennt sie Diamantenaugen. Solche machtvoll zwingenden Augen besaß Bismarck.

Der Sohn von Bismarcks bekanntem Oberförster Lange, der Regierungs-

rat Hermann Lange, der Bismarck persönlich kannte, erzählt in seinen „Erinnerungen" von Bismarcks „staunenswertem Sprachtalente".

Alle, die den großen Staatsmann noch gesehen haben — beneidenswerte Menschen! — erzählen von dem tiefblauen, magischen Blick dieser Augen.

Menschen mit großen Augen vermögen ihre Vorstellungen in Worte zu kleiden. Sie sprechen klar und mit einem großen Wortschatz. Sie lieben eigentümliche und seltsame Worte, die Wohllaut und Klang bergen.

Rubinstein hatte kleine und unklare Augen. Er, der am Klavier alle Schleusen des seelischen Ausdrucks zog, war hinterher schweigsam und wortkarg. Richard Wagner hingegen hatte Augen, die Blitze schleuderten. Er hielt selbst im engsten Kreise feurige Reden.

Menschen mit kleinen und tiefliegenden Augen und schwachem Gegenstandssinn, also ganz schmaler Nasenwurzel, haben kein Gedächtnis für Personennamen. Sie verballhornen selbst bekannte und berühmte Namen und werfen sie in ergötzlicher Weise durcheinander.

Wer große Intelligenz und reiches Gefühl besitzt, der kann mit starkem Wortsinn ein hinreißender Volksredner werden, wie es Mirabeau oder Lassalle waren. Fehlt ihm die Intelligenz, so bleibt er ein Wortjongleur, ein Schwätzer, ein Schönredner.

*

Es gibt ein Auge, das groß ist und dabei einen so merkwürdig tiefen, quillenden und glanzvollen Ausdruck hat, daß Gall hier von „Sackaugen" sprach. Solche Augen zeigen ein großes Gedächtnis für Worte und eine starke Anlage für Sprachen, für Sprachkritik und für Literatur.

Menschen mit solchen Augen können — bei entsprechenden Geisteskräften — Literatur studieren, können Sprachlehrer werden oder Bibliothekar, Konservator oder dergleichen.

Findet sich das große, glanzvolle, bedeutende Auge an einem Kopfe mit hochgewölbter, bedeutender Stirn, so entstehen die Universalgenies, wie es Galilei, Bacon von Verulam, der größte Geist des 16. Jahrhunderts, Rabelais, der italienische Philosoph und Sprachenkenner Picot de la Mirandola, Voltaire, das überragende Sprachgenie Wilhelm von Humboldt (Fig. 130), Goethe (Fig. 10) und in unserer Zeit Rabindranath Tagore sind. (Fig. 84).

Menschen mit kleinen, tiefliegenden, geschlitzten und verborgenen Augen lernen nur schwer fremde Sprachen. Schon deshalb nicht, weil ihr Sinn nicht in die Ferne schweift, sondern konservativ und beharrlich am Gewesenen und am Bestehenden haftet.

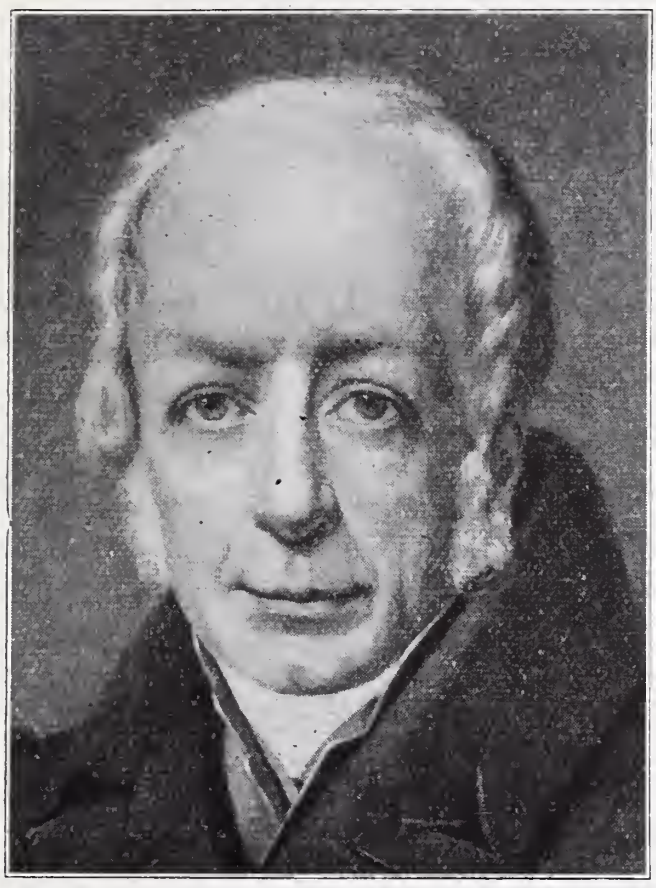


Fig. 130. Wilh. v. Humboldt. Hervorragender Gelehrter und Staatsmann, geb. 22. Juni 1767 zu Potsdam, geſt. 8. April 1835 auf ſeinem Landſitz zu Tegel bei Berlin. Freund Schillers. Einer der größten Sprachforſcher aller Zeiten.

Fig. 131. Intelligenter Kopf und kluger Denker; aber kleine, nichtsſagende, ausdrucksloſe Augen in kleinen Augenhöhlen; deshalb Mangel an Wort- und Sprachenſinn. Lernt ſchwer fremde Sprachen.

*

B. Die höheren Verſtandeskräfte.

Denkkräfte.

Während von der Seite und von oben her — aus dem Mittelhirn, der Region des Gefühls — die ſeeliſchen Kräfte, die idealen, künſtleriſchen, muſikaliſchen, metaphyſiſchen und menſchlich-ſozialen Fähigkeiten den Verſtand umgeben und umrahmen, haben wir es im Verſtand ſelber — das heißt in ſeinem höheren, ſeinem denkenden Gebiet, nur mit zwei Kräften zu tun, von denen jede eine beſondere Welt erfaßt und begreift. Das iſt zunächſt

34. Das Vergleichungsvermögen.

(Vergleichender Scharfſinn.)

Dieſes Organ liegt genau auf der Stirnmitte, unmittelbar über dem Tatſachenſinn und reicht an der oberen Stirn bis an das Organ des Wohlwollens heran. Iſt es groß, ſo iſt die Stirn vorne gerade und in ihrer Mittelpartie oben

Fig. 132. Gerade, gutgebaute, klare Stirn. Gesundes und richtiges Urteil. Wirklichkeitssinn und klares Vergleichungsvermögen. Die völlig gerade Profillinie zeigt, daß Urteilen und Handeln Hand in Hand gehen. Ein vorsichtig-wägender Verstand.

Fig. 133. Zu weit vorgebaute Stirn, deshalb Grüblernatur. Das metaphysische und abstrakte Denken der vorgebuchteten Oberstirn ist stärker als das konkrete Denken und der Wirklichkeitssinn in der schwachen Unterstirn. Deshalb Neigung zur Melancholie, zu seelischen Hemmungen, weil die Gedanken der Tat weit vorauseilen. Kommt schwer über etwas hinweg.

Fig. 134. Zurückweichende Stirn. Unbedenkliches Handeln; Sanguiniker. Geringe Urteilskraft; gerät deshalb unter den Einfluß Anderer. Niemals objektives Urteil Kommt leicht über etwas hinweg.

plastisch und ausdrucksvoll. Ja sie kann sogar eine plötzliche Erhebung zeigen, wie ich es einmal an dem Kopfe von Dr. Ludwig Klages, dem wissenschaftlich hervorragenden Charakterologen und Graphologen sah, der über eine bedeutende Schärfe des Urteils und der Vergleichung verfügt.

Ist hingegen der Vergleichungssinn gering, so ist die Stirn in ihrer oberen Mitte schlecht entwickelt. Sie weicht von ihrem Unterbau ab zurück, und wir nennen das eine „fliehende Stirn".

Wir können den Vergleichungssinn auch anders die „Urteilskraft" nennen. Aber es ist nicht die Schlußfolgerung, nicht die innerste und logische Durchdringung der Dinge, sondern ihre Gegenüberstellung, ihre Vergleichung, durch die sie allesamt deutlicher, erkennbarer und plastischer werden.

Menschen mit gut entwickeltem Vergleichungssinn lassen die Dinge, die sie erfassen wollen, nicht eher wieder los, als bis sie sie völlig klar gesehen, richtig beurteilt und begriffen haben.

Es liegt ein gut Stück Wirklichkeitssinn in solchen Stirnen. Da sie — durch den immerwährenden Vergleich — alles richtig sehen, gewinnen sie größere Lebenserfahrung. Sie haben eine gewisse Reife, eine vorausschauende Klarheit des Urteils. Sie denken, urteilen und überlegen reiflich, ehe sie etwas ausführen. Sie besitzen das, was man „Geist" nennt.

Sie können aber auch, wenn der Oberteil der Stirn weit nach vorn gebaut ist, zuviel vergleichen, zuviel bedenken, zuviel „wenn" und „aber" sich oder Andern in den Weg stellen. Ihre vorgebaute Stirn erweist sich dann als ein Hexenkessel von seelischen Hemmungen, als eine Brutstätte von Aengstlichkeit, Hypochondrie und Neurose. Es ist die Stirn der Melancholiker, der Grübler und der Menschen ohne Selbstgefühl.

Hingegen zeigt die zurückweichende, fliehende Stirn den Sanguiniker. Er ist nicht gar zu sehr von des Gedankens Bläße angekränkelt und kann im guten, aber auch im schlechten Sinne unbedenklich handeln.

Die Welt seiner tatsächlichen Erfahrungen ist geringer. Denn er vergleicht nicht, sieht weniger scharf die Unterschiede. Mit dem mangelnden Scharfsinn fehlt ihm auch die Urteilskraft. Darum wird sein Urteil unselbständig sein, und er eignet sich schlecht dazu, Andere zu leiten, in das Geschick Anderer einzugreifen oder eine leitende Stellung einzunehmen. Denn wer viele Menschen und Dinge zu lenken hat, muß urteilen und vergleichen können, damit er objektiv bleibt. Dazu aber eignet sich schlecht eine fliehende Stirn, die mit dem oberflächlichen Urteil einer ganz unbedenklichen Subjektivität an die Dinge herangeht. Der Oberflächliche aber kann niemals Andere auf ihren Lebenswegen führen.

*

35. Das Schlußvermögen.

(Logisches Denken, metaphysischer Tiefsinn.)
(Fig. 135 – 136 – 137.)

Dies Organ liegt zu beiden Seiten der Vergleichung. Es gibt bei guter Entwicklung der Stirn ihre Plastik, ihren klugen Ausdruck und nimmt ihr das Leere, das wir an den Stirnformen gedankenarmer, geistig nichtssagender Menschen finden. Ist das logische Denkvermögen sehr stark, so tritt es in zwei starken Stirnhöckern zu beiden Seiten der Vergleichung hervor. (Siehe die Stirn Galls in Fig. 2.)

Fig. 135. Starke Stirnhöcker — logisches Denken. Geistig überlegener, weitblickender und tiefdenkender Mensch. Wissenschaftliche Begabung, weil starkes ursächliches Denkvermögen. Das ganze Gesicht steht unter der Herrschaft des Verstandes.

Fig. 136. Niedrige, schlecht entwickelte Stirn, die räumlich stark zurücktritt hinter der Kraft und Wucht des unteren Gesichts. Ein von naheliegenden materiellen Nützlichkeiten beherrschter Mensch, ohne Weitblick, ohne Logik (= mangelnde Stirnhöcker!), ohne Uebersicht. Wirkt in leitenden Stellungen engherzig und borniert.

Diese Stirnhöcker sehen wir an den Köpfen von Sokrates, Demokritos, Cicero, Bacon von Verulam, Galilei, La Bruyère, Machiavelli, Leibnitz, Diderot, Kant, Mendelssohn, Fichte, Schelling, Schopenhauer, Nietzsche, Eucken und an allen Köpfen, die wahrhaft philosophisch sind, das heißt „in die Tiefe denken", den Dingen „auf den Grund gehen", um allgemeingültige Wahrheiten zu finden.

Da Wahrheiten nie an den Oberflächen liegen, so ist das logische Denken ein Bedürfnis nach den inneren Zusammenhängen, der Sinn für die Kausalität.

Dieser Sinn begnügt sich keineswegs mit der Existenz und der bloßen Erscheinung der Dinge. Er spürt ihrem Werden, ihrer innersten Idee, ihrem Sinn und Zweck nach. Er ist die ewige Frage nach dem „warum". Er will die Dinge begründet wissen, will ihre Zusammenhänge begreifen.

Ist die Ethik die Richtschnur für das Handeln, die Ästhetik die Richtschnur für das Fühlen, so die Logik die Richtschnur für das Denken.

Der Gegenstand der Logik sind die allgemeinen Gesetze und Formen des Denkens, unabhängig vom Inhalt des Denkens. Die Logik kann deshalb ihre Beispiele aus allen Wissensgebieten wählen. Die logische Verarbeitung eines Stoffes oder der Tatsachen eines Wissensgebietes besteht darin, sie in Begriffe, Definitionen, Einteilungen, Urteile, Beweisführungen, Schlüsse und Lehrsätze umzuwandeln. Das Logische ist also eine Abstraktion des Allgemeinen. Es ist immer das Formale des Denkens.

Das logische Denken besteht darin, das Denkmaterial, die Vorstellungselemente, zu vergleichen, das Material zu suchen, um einen Begriff, ein Urteil, einen Schluß, einen Lehrsatz herzustellen.

In der Unterstirn liegen die Organe der Kenntnisse, in der Oberstirn aber diejenigen der Erkenntnis. Hier werden die Kenntnisse nach den Gesetzen der Logik verarbeitet. Das Gedankengebäude des Verstandes in der Oberstirn verhält sich zu den Vorstellungsmassen der Unterstirn, aus denen es gebildet wurde, wie das Kunstwerk des Baumeisters zu dem Rohmaterial, das von ihm gemeistert wurde. Vergleichungsvermögen und Schlußvermögen ergeben darum erst miteinander das, was wir „Logik" nennen.

Ohne Logik gibt es keine Methodik. In ihr liegt die Gymnastik des Verstandes.

Die Logik ergibt, mit dem Zahlensinn und dem Raumsinn verbunden, das mathematische Begriffsvermögen. Aber sie ist selber sozusagen das mathematische Gerüst in allem Denken. Sie verknüpft Voraussetzung, Behauptung und Beweis. Wo sie Wirkung sieht, sucht sie die Ursache. Sie will ergründen und ist deshalb die Grundkraft in aller Wissenschaft, insbesondere in der Mathematik und in der Philosophie. Denn diese beiden enthalten alle Zusammenhänge.

Die scharfen Logiker sind nicht immer angenehme Menschen. Sie machen den allgemeinen gesellschaftlichen Schwatz und das Gezwitscher der Spatzengehirne nicht mit. Sie wollen Gründe und Beweise haben für das, was man sagt. Sie sind kühle Denker und werden der Masse lästig. Denn die Masse ist oberflächlich. Und keine Fähigkeit ist in ihr so gering entwickelt wie das philosophische Denken.

Wer sich an die Instinkte, die Triebe der Masse wendet, der kann sie lenken. Wer aber Tiefgründigkeit von ihr verlangt, der langweilt sie.

Logik ist eine seltene Gabe. Und bei sehr, sehr zahlreichen Untersuchungen und Messungen von Köpfen findet man sie nur hier und da. Wem man sie absprechen muß, der setzt sich zur Wehr. Und besonders Frauen sind in diesem Punkte leicht gekränkt. Sie behaupten gerade sehr logisch zu sein, weil viele gar nicht wissen, was Logik ist. Sie halten ihre Rechthaberei und ihre scharfe Zunge für Logik und fürchten für ihren erhöhten Platz in der Ehe.

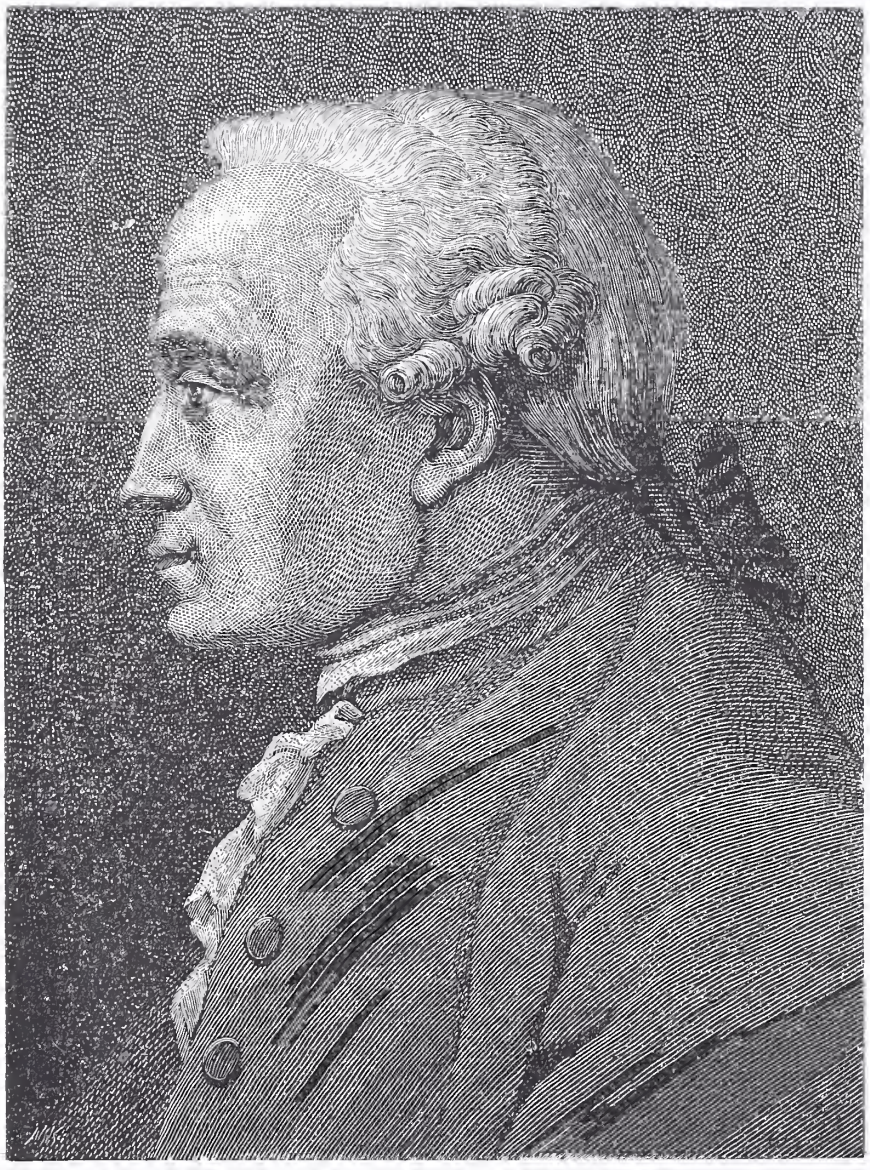


Fig. 137. Immanuel Kant.
Bedeutende und außerordentliche Entwickelung der Logik. Stark ausgebuchtete Oberstirn.

Aber die Logik ist nicht die glücklichste unter unseren Eigenschaften. Denn sie stiehlt uns viel froh genießende Stunden in der Wirklichkeit unseres kurzen Erdenlebens und drängt uns in das kühle Schattenreich der Abstraktion hinein, wo die Grübler und die Zweifler wohnen, die Wahrheitssucher mit den brennend roten Augen, die Theoretiker und die Märtyrer.

Der Frauen Logik liegt im Herzen. Und von hier aus finden sie manchmal eine Wahrheit rascher als die Männer mit den breitgewölbten, logischen Stirnen.

Solch eine Stirn macht die Frau nicht schön. Und wer sie hat, verdeckt sie mit sicherem Instinkt unter des Haares schmückender Fülle.

Der Frauen Stirn ist niedriger und weniger eckig. Sie ist fein gewölbt, sodaß es ist, als ob auch die Gedanken darin wie von zarten Gefühlen durchwoben seien.

Hoch und schön gewölbt — ohne Kanten und Ecken — war Goethes

Stirn (Fig. 10). Nicht nach den Seiten in zwei Wölbungen auseinanderstrebend, wie die Stirn Schillers. Darum war er nicht ein Grübler wie dieser und zermarterte sein Leben nicht mit brennenden Zweifelsfragen. Nein — wie seine Stirn in erhaben schönen Linien zur wundersamen Kuppel des Oberhauptes strebt, so war sein Leben harmonisch-heitere Vollendung.

Fig. 138. Geistig primitiver Mensch. Niedere, gedankenarme Stirn. Sieht nur das Nächste; ist ohne Plan, ohne Ideen, ohne Lebensanschauungen. Gehört zu den „ewig Blinden", denen man nicht „des Lichtes Himmelsfackel" leihen darf, weil sie damit nur zerstören, nie aber aufbauen.

Fig. 139. Alice Salomon, bekannte soziale Frauenführerin. Großer Verstand in der hohen, klaren Stirn. Starker Wille in der großen, harten Nase und dem schmallippigen, unsinnlichen Mund. Starker sozialer Sinn im hohen Vorderhaupt. Die hohe Stirn formt Pläne, Ideen und Lebensanschauungen.

Wo die Stirn ganz niedrig ist und zurückflieht, da fehlt mit dem Vergleichungssinn auch die Logik. Da fehlt also jedes höhere Denken überhaupt. Ein solcher Mensch muß die Wissenschaften meiden; denn er ist ihnen in der Armut seines Geistes, in der Kärglichkeit seines Denkens nicht gewachsen. Aber er wird auch überall sonst im Leben nie den höheren Gesichtspunkt gewinnen und nicht hinauskommen über das Gebiet der naheliegenden Nützlichkeit. Ein Organisator, ein Bahnbrecher, ein Führer zu Neuem und Großem wird er niemals sein.

Drängt aber die Oberstirn weit nach vorn und über die Unterstirn hinaus (Fig. 133), so siegt die Grübelei über die Wirklichkeit. Die Gedanken dringen in unwirkliches Gebiet vor und können sich verfangen in gegenstandslose und unfruchtbare Spekulationen.

Denn die Logik ist zugleich auch der Schlüssel für das Metaphysische, zumal wenn sich's mit hohem Verehrungssinn vereint. Ist nun die Unterstirn schwach,

sodaß nicht viel aus der Wirklichkeit von ihr beobachtet und aufgenommen wird, so kann die vorgebuchtete Oberstirn ein Tummelplatz für Wahnvorstellungen und fixe Ideen werden, die von der Wirklichkeit nicht gebändigt, gezügelt und geordnet werden.

*

Die zuletzt dargestellten beiden Kräfte — Urteilskraft und Schlußvermögen — sind der Schlußstein im Gebäude der menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften, die zusammen den „Charakter" bilden. In der Logik liegt die höchste aller menschlichen Verstandeskräfte — die Erkenntnis. Urteilskraft und Schlußvermögen bilden zusammen die Erkenntnis, die Vernunft. Diese ist des Menschen höherer Standpunkt. Und von hier aus richtet er über sich selbst, über die Gesamtheit seines Wesens, seines Charakters, und vor allem über seine Fehler und seine niederen Eigenschaften.

Die Vernunft malt ihm ein Bild dessen, was er sein möchte und müßte. Sie vergleicht das eigene Wesen mit dem Wesen Anderer. Sie sieht Vorbilder und eifert ihnen nach. Niemand braucht zu bleiben, wie er ist. Vernunft und Wille sprengen die Ketten, mit denen die Natur uns scheinbar unabänderlich an unseren eigenen Charakter band.

Nichts ist unabänderlich. Denn nichts ist ein unwiderrufliches Sein, sondern alles ist ein Werden. Von innen heraus — aus dem ruhelosen Getriebe der Gedanken und Gefühle — prägt sich die äußere Form. Die Seele baut sich selber ihren Körper.

Denn Seele und Körper sind nicht zwei Reiche. Sie sind nur zwei Aeußerungen derselben plastischen Idee. Die Seele ist das Wesen, ist die Ursache, der Körper ist die Form, die Wirkung. Vernunft lehrt uns, dies zu erkennen. Und wo wir Schwächen und Fehler an uns wissen, da müssen wir nicht mutlos klagend bei der Mangelhaftigkeit der Form verharren. Nein, wir müssen in veränderten und veredelten Gedanken und Gefühlen in unserem eignen Innern die plastischen Kräfte mobil machen, die mit leiser, aber sicherer und unwiderstehlicher Macht an unserem Äußeren, unserem Körper formen. Dann nimmt auch mit ursprünglich minderwertigen Anlagen unser Leben — in den straffen Zügeln von Erkenntnis und Willen — einen schöneren und glücklicheren Weg.

Auf diesen Weg führt uns die Menschenkenntnis, die Charakterforschung. Aus ihrem tiefen Blick in die Symbolik, in die Formen- und Liniensprache des Körpers, gewinnen wir die Kraft, ein Ziel zu erreichen, das schon im grauen Altertum eine weise Hand über die Schwelle des Orakels zu Delphi schrieb:

„Mensch! erkenne dich selbst!"

*

9. Kapitel.

Das Charakterbild.

A. Gesamtbetrachtung des Kopfes.

Die Fülle der Eigenschaften und Kräfte am Kopfe mag verwirren. Braucht es aber nicht, wenn man mit ruhiger Ueberlegung und in ernster Arbeit eingedrungen ist in die wunderbare Formensprache der Natur.

Das Charakterbild wird in seinen Grundlagen gegeben durch das Verhältnis von Hinterhaupt, Mittelhaupt und Vorderhaupt. Hier entscheidet sich's, in welcher Richtung die Individualität marschiert. Wollen, Fühlen und Denken — das sind die drei Hauptgebiete menschlichen Seelenlebens.

Betrachten wir zunächst die Modellierung des Hinterhauptes. Sie ist bei den Menschen von einer außerordentlichen Verschiedenheit.

Der untere Teil birgt das Kleinhirn, das Nachhirn. Es bildet beim Tier einen beträchtlichen Teil des Gesamtgehirns, ist also charakteristisch für das Tier und für alle tierischen Formen. Es ist das Zentralorgan für die stärkste aller tierischen Lebensäußerungen: für das Geschlechtliche und

die Gattungstriebe.

Beim Menschen wächst das Großhirn, das Organ des bewußten Denkens, der Gedanken und Vorstellungen, so sehr über das Kleinhirn hinaus, daß vom Gesamtgewicht von rund 3 Pfund etwa 2½ Pfund auf das Großhirn entfallen. Das Kleinhirn hat sich mit einem halben Pfund zu begnügen.

Auch beim Menschen birgt das Kleinhirn diejenigen Triebe, die er mit dem Tier gemein hat.

Ein starkgebauter Nacken, unter dem wir stets eine kräftige Entwicklung der Seitenwölbungen im unteren Kleinhirn vermuten können, verrät einen starken Liebestrieb, ein beträchtliches Maß von Sinnlichkeit. Männer und Frauen mit solcher Nackenform tragen in sich ein heftiges Begehren nach dem anderen Geschlecht. Sie leiden unter diesem Zwang eines unbewußten organischen Triebes, unter dieser Nötigung einer vom Kleinhirn aus mit sinnlicher Kraft gesättigten Körperlichkeit. Ihr Liebesleben kann der körperlichen Ent-

ladung nur schwer entbehren. Und sie werden unendlich glücklich in der Ehe, wenn die sinnliche Kraft und die Gesundheit des Gatten ihrer eigenen Kraft entgegenkommt. In einem schwachen und dürren Nacken sind diese Gluten einer heftigen sinnlichen Liebe erloschen. Das Begehren ist geschwunden. Und Unheil entsteht in einer Ehe, die aus Verstand oder Geldwünschen entstand, ohne sich um die sinnlichen Grundkräfte in der Nackenform zu kümmern. Da lauert der Ehebruch vor der Tür.

Fig. 140 und 141. Ein in jeder Hinsicht — vor allem körperlich — gut zueinander passendes Paar. Sehr sinnlich, materiell, genußsüchtig. Robuste und unbedenkliche Gegenwartsmenschen. Starke sinnliche Kräfte im kräftigen, breiten Nacken, im starklippigen Munde und in der unten breiten Nase.

Vereinigt sich das reiche Gemütsleben eines hohen Mittelhauptes mit dem sinnlichen Triebe, so drängt der Mensch zu dem seelischen Einssein in der Ehe. Er kann dann auch im sinnlichen Besitz des anderen Geschlechtes die tiefen und vollen Akkorde der Seele, die zarten und seligen Glücksstunden einer beseelten Ehe nicht entbehren.

In der Mitte des unteren Hinterhauptes, über dem Nacken, liegt die Kindesliebe. Sie flößt uns den Wunsch nach dem Kinde ein und gibt uns geduldiges Verständnis in der Pflege und Erziehung des Kindes. Diesen Sinn können weder gute Mütter noch gute Lehrer entbehren. Sie könnten sonst unmöglich die tiefinnere Freude am Wesen und an der Entwicklung des Kindes empfinden. (Fig. 142.)

Zur Seite des Kindessinnes liegen die Gefühle der Anhänglichkeit an die Menschen, der Treue in der Ehe, und über der Kindesliebe der Sinn für die Häuslichkeit.

Eine gute Modellierung des unteren Hinterkopfes zeigt also in der Gesamtheit der Triebe, die hier verborgen sind, eine Hinneigung zum Familienleben. Es sind die elementaren Kräfte, auf deren Gesundheit der Bestand der menschlichen Gesellschaft beruht.

Anders mit dem oberen Teil. Hier ziehen sich die hinteren Lappen der Großhirnhälften, die über das Mittelhirn hinausgehen, auch noch über das Kleinhirn hinweg. Das zeigt eine so kraftvolle und gewaltige Ausdehnung des Großhirns, wie sie beim Tiere niemals gefunden wird. Dadurch wird die plastische Ausbildung im oberen Teile des Hinterhauptes charakteristisch für den Menschen. Sie ist im Bereich der Triebe ein Stück Geistigkeit, ein Stück Bewußtsein. Denn die oberen Bogen im Hinterhauptswirbel werden aus dem nach hinten übergreifenden Vorderhirn gebildet. Es scheint, als wolle das Vorderhirn, diese Zentrale des Denkens und der bewußten Intelligenz, die Hinterhauptstriebe nicht gänzlich ohne seine Kontrolle lassen.

Fig. 142. Junges Mädchen mit schönentwickelter Kindesliebe im gewölbten unteren Hinterhaupt. Wird eine gute Mutter werden, weil auch das Wohlwollen im Vorderhaupt und der Verehrungssinn (seelische Gefühlskraft) im gewölbten Mittelhaupt gut entwickelt sind. Schätzt und liebt deshalb das Familienleben und wird als Frau mit ihren Kindern leben.

Diese Kontrolle der Triebe wächst sich hier zu dem aus, was wir Willen, Festigkeit, Selbstgefühl und Selbstbeherrschung, mit einem Worte: Persönlichkeit nennen. Wir finden also um den Wirbelpunkt des Hinterhauptes herum

die Persönlichkeitskräfte.

In der Mittellinie — vor dem Wirbelpunkt — liegt die Festigkeit, der Willenstrieb, das zähe Festhalten in Gefahren und Widerständen, die Eigenschaft des Ueberwinders. Im Wirbelpunkt selber das Selbstgefühl, das aus dem Vorderhirn stammende Bewußtsein des eigenen Ichs. Es ist der Sinn für Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die Liebe zur Freiheit und der Widerstand gegen gedrückte und untergeordnete Lebenslagen.

Dem Tiere mangelt jegliche Persönlichkeit. Die Triebe sind ohne Kontrolle des Verstandes. Sein Fühlen und sein Wollen sind ohne Kritik. Auch am Schädel des Kretins, des Idioten ist das Vorderhirn so mangelhaft entwickelt, daß es aus seinem Bereich nicht herausdringt und im Hinterhaupt die Sphäre des Willens gänzlich leer läßt. Infolgedessen weicht hier der Hinterkopf in seinem oberen Teil ganz plötzlich und schroff zurück. Das gibt ihm die persönlichkeitslose, primitive und geistlose Form.

Fig. 143. Energische, feste, selbstbewußte Persönlichkeit — hohes Hinterhaupt, tatkräftig, entschlossen; reagiert rasch; kann auch starr und eigensinnig sein; beharrt auf seinem Willen, ist zäh und starr.

Fig. 144. Schwachentwickeltes Hinterhaupt — schwache und unentschiedene Persönlichkeit. Die Ichgefühle und die Tat-Triebe sind mangelhaft; darum langsame Reaktion, unentschlossen, schwankend, jedem äußeren Einfluß nachgebend.

Der stark zurückweichende Hinterschädel ist immer ein Zeichen unvollkommener und unsicherer Persönlichkeit.

Zu beiden Seiten des Selbstgefühls sitzt die Beifallsliebe (Eitelkeit). Dies ist das Gefühl für alles, was den eigenen Eindruck erhöhen könnte.

Schlecht entwickelter Hinterkopf zeigt Nachgiebigkeit, Schwäche, Weichheit und Schlaffheit des Willens, Mangel an Gefühl für die persönliche Wirkung. Steil und hochansteigender Hinterkopf zeigt das Gegenteil: Starrheit, Eigensinn, Eigenwilligkeit, Unlenksamkeit, Härte und Schroffheit des Willens. Das Gute liegt in der Mitte. Nur eine harmonische Wölbung zeigt eine Persönlichkeit, die weder schlaff noch schroff und hart den andern gegenübertritt. Nur eine solche harmonische Wölbung reagiert weder zu wenig noch zu sehr auf Einflüsse

irgendwelcher Art. Denn in der Reaktion liegt ja schließlich das innerste Wesen dessen, was wir den Willen nennen.

*

Alle diese Kräfte des Hinterhauptes, die teils — im unteren Teil — mehr organisch und instinktartig, teils aber — im oberen Teil — mehr bewußt sind, wirken je nach ihrer Stärke und Ausprägung mehr oder weniger heftig auf alle Aeußerungen unseres geistigen Lebens ein. Das Denken und Fühlen bekommt also aus dem Gebiet des Hinterhauptes heraus eine gewisse sinnliche Fülle und Lebensenergie. Es sind die raschen, lebendigen, impulsiven, reaktionskräftigen, heftigen Naturen, die das starke Hinterhaupt haben. Der tierische Lebenstrieb kämpft fortwährend mit dem zügelnden Einfluß des Verstandes.

Je geringer dabei Stirn und Vorderhaupt sich entwickelt zeigen, desto hemmungsloser vermag solch ein Mensch zu handeln. Die Hemmungen hingegen sind überall da zu finden, wo die geistigen Kräfte — Verstand, Erkenntnis, Ueberlegung — in einer hohen Stirn in unlebendige Abstraktionen ausarten, weil sie aus einem gar zu schwachen Hinterhaupt zu wenig natürliche sinnliche Fülle und gar zu wenig Antriebskraft zur Tat, zum Handeln, erhalten. Es fehlt dann dem Denken der Saftstrom der Natur.

Im Seitenkopfe — hinter, über und vor den Ohren — liegen die Triebe des Selbstschutzes und der Selbsterhaltung.

Das ist zunächst hinter dem Ohr der Kampfsinn, aus dem der Mut entspringt, sowie eine gewisse soziale Energie. Wo der Kampfsinn fehlt, geht der Kopf hinter den Ohren schmal zurück. Mangelt es dazu noch an Selbstgefühl, so wird der Erfolg im Leben nur schwer errungen.

Die weiter oben und hinten liegende Vorsicht gibt dem Hinterkopf seine Breite. Sie gehört auch zur Selbsterhaltung, und man darf sagen, daß in den schmalen und leichtsinnigen Hinterköpfen das Leben sich selber gefährdet. Die Gewissenhaftigkeit verleiht auch Geduld und Beharrlichkeit, durch die wir unsere Existenz fördern, weil wir bei einer einmal angefangenen Sache bleiben. Schmale Hinterköpfe tun bald dies, bald jenes und erreichen darum nichts.

Eine gewisse Breite über den Ohren zeigt Tätigkeitssinn, also Arbeitstrieb an, an den sich schräg nach vorn und oben zunächst der Erwerbstrieb und in gleicher Richtung der Verheimlichungstrieb, der Schweigesinn, anschließt.

Nehmen wir dazu noch am seitlichen Hinterkopf die Sorglichkeit, den Sinn der Vorsicht, so haben wir damit die Gruppe der Selbsterhaltungstriebe zusammengestellt.

Köpfe also, die in der gesamten Ohrumgebung, namentlich aber nach hinten zu, eine gewisse Breite haben, erhalten ihr Leben und sichern ihre Existenz. Sie

sind fleißig, vorsichtig, sparsam, von kluger Verschwiegenheit, dabei bedachtsam und vorsichtig, geduldig und beharrlich (Fig. 145).

Fig. 145. Breiter oberer Seitenkopf — sehr große Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Typus eines vertrauenswürdigen Arbeiters, besonders im Kleinen. Nüchtern, vorsichtig, ängstlich, unter Umständen auch pedantisch, kleingeistig, ein Subalternbeamter. Zuverlässiger Buchhalter oder Gutsinspektor. Kleinbürgerliche Instinkte.

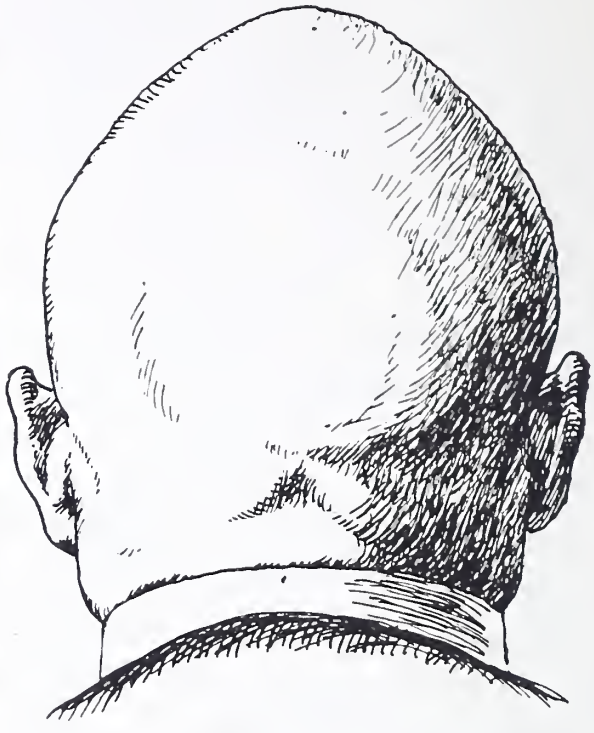


Fig. 146. Abfallender oberer Seitenkopf = gewissenlos, draufgängerisch, unbedenklich. Großzügig, manchmal leichtsinnig, kann über Leichen gehen. Robuste Lebenskraft im Specknacken. Wuchtige Tatkraft in der seitlichen Wölbung über dem Ohr. Typus des Rittergutsbesitzers. Junkernatur, in früheren Jahrhunderten Raubritter.

Alle diese wertvollen Eigenschaften fehlen, sobald der Kopf schmal ist und flache Seitenwände hat. Das ergibt dann einen Menschentypus, der im Kampf um's Dasein leicht unbedenklich und leichtsinnig oder herrisch, ungeduldig und rücksichtslos wird (Fig. 146).

*

Die vierte Gruppe umfaßt

die Gemütssinne.

Sie beginnen beim Wohlwollen (Mitleid, Güte, Helfersinn, soziales Gefühl) im Vorderhaupt und umfassen im Mittelhaupt den Verehrungssinn (Religion, Gefühl der Achtung und Hochschätzung), den Sinn der Hoffnung und den Sinn für das Wunderbare (Glaube, Mystik, rätselhafte Erlebnisse).

Ein schön und harmonisch gewölbtes Mittelhaupt zeigt immer ein reiches Gemütsleben. Und während das stark entwickelte Hinterhaupt in der Summe der Persönlichkeitsgefühle das eigene Ich betont und darum in gar zu deutlicher Ausprägung den Egoismus darstellt, umfaßt das Mittelhaupt die unbewußten, dunklen und darum selbstlosen, uneigennützigen Gefühle. Wir lieben darum diese

zarte, lieblich an- und absteigende Wölbung des Mittelkopfes besonders an Frauen; denn es sind unter ihnen diejenigen, die in tiefer Seele den größten Reichtum an selbstloser Liebe bergen.

Es sind die Frauen, die dem Manne das reichste Glück schenken und selber das größte Lebensglück gewinnen. Man kann mir viel erzählen von der Selbständigkeit, vom Berufskampf, von der „eigenen Persönlichkeit" der Frau. Die tüchtigsten und männlichsten unter ihnen, die einen Ueberfluß an Selbstbewußtsein und Eigenkraft, aber einen Mangel an selig schweigender Hingabe besessen haben, sind am Ende doch um das größte Glück, um eine wirkliche Liebe, betrogen worden.

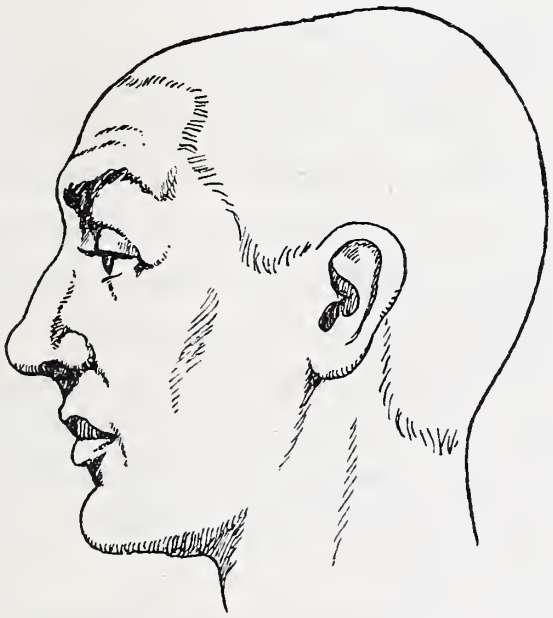


Fig. 147. Schlechtenwickeltes Vorder- und Mittelhaupt. Dagegen ansteigendes Hinterhaupt mit starken Ichkräften. Mangel an Gemüt und sozialem Sinn. Gefühlsarmut. Egoist.

Fig. 148. Rohe, wilde, vertierte Verbrechernatur. Vorder- und Mittelhaupt sehr schlecht entwickelt, dagegen das Hinterhaupt hoch und breit gebaut und die untere Kieferpartie weit vorgeschoben. Die Schlitzaugen zeigen raubtierhaft-verstecken, hinterhältigen Sinn, das verkrümmte Ohr verrohtes Seelenleben. Herzlos und hart in den rohen, kalten, unbeseelten Zügen. Gemeingefährlicher Mensch.

Die Wölbung des Mittelhauptes verrät die schwärmerische, hingebende, begeisterungsfähige, liebeheischende Natur, das flache Mittelhaupt hingegen einen mehr nüchternen, kühlen, poesielosen, prosaischen Sinn. Das Denken wird praktischer und richtet sich mehr auf naheliegende und zeitliche Dinge, als auf ewige.

Sinkt das Mittelhaupt gänzlich ein, so ist das Gemütsleben völlig zerstört. Der Schädel verliert dabei seine ursprüngliche architektonische Idee. Kommen mancherlei andere ungünstige Symptome hinzu, so kann eine solche gänzliche Gemütskälte und Gefühlsleere, namentlich bei schlechtem Vorderhaupt und starker Triebhaftigkeit des Hinterhauptes, zum Verbrechen führen.

Steigt bei eingedrücktem Mittelkopf der Hinterkopf hoch an, so ist jede Selbstlosigkeit geschwunden. Das kalte, rohe Ich drängt sich brutal in den Vordergrund. Der rücksichtslose Egoist ist fertig (Fig. 147).

Fig. 148 hingegen zeigt die niedrige, harte und kaltherzig-rohe Verbrechernatur. Das Vorder- und Mittelhaupt von entsetzlicher Niedrigkeit, das herzlose Ich im Hinterhaupt hoch ansteigend, von höllischer Beobachtungsschärfe in der vorgebauten Unterstirn, von gefühlloser Willenshärte im geschlossenen Mund und rücksichtsloser Entschlußkraft im vorgeschobenen Kinn — scheint dieser Typus übertrieben und ist doch in den Gefängnissen und Zuchthäusern nicht selten.

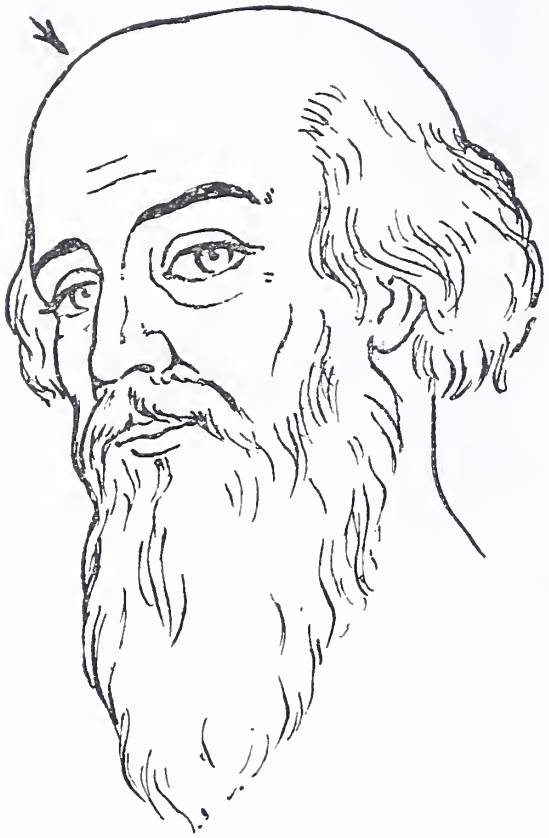


Fig. 149. Hochentwickeltes Vorderhaupt — sehr große Güte und Menschlichkeit. Philanthrop. Nachsichtig, verstehend, sozialer Helfersinn. Hilft, wo er kann. In seiner Güte und verstehenden Milde das gerade Gegenteil von No. 148.

Ist indessen der Vorderkopf hoch gewölbt, während der Hinterkopf am Wirbel zurücksinkt, so entsteht der grundgütige, nachgiebige, willensschwache, menschheitsbeglückende Träumer, der immer hinter der Wirklichkeit herhinkt, weil er — in der unseligen Schwäche seines Hinterhauptes — niemals mit der nötigen Kraft und Energie, niemals mit der nötigen Raschheit und Elastizität des Willens auf den Augenblick reagiert.

In der Vereinigung und in der starken Entwicklung der Vorderhauptssinne — Wohlwollen, Nachahmung, Wundersinn — erblicken wir das Einfühlungsvermögen, den Drang, die Lust und die Fähigkeit, sich in Dinge, Menschen und Verhältnisse hineinzufühlen, hineinzufinden. Das kann der ausgesprochene Hinterhauptsmensch wenig oder gar nicht.

Wohlwollen, Nachahmung und Wundersinn bedeuten Leichtgläubigkeit, Neugierde, Mangel an Kritik. Solch ein Mensch sucht sich, wenn ihm nicht die Logik genügend hemmende Kritik gibt, selbst in das Unmöglichste hineinzufühlen. Ihm ist es glaubhaft und möglich. Er neigt zum Aberglauben, zum Wunder- und Gespensterglauben. Er beschäftigt sich mit Fragen des Okkultismus, des Spiritismus. Er stellt stets das triebhafte Fühlen, das Visionäre, Intuitive über das logische Denken. Er liebt das Unbekannte, Geheimnisvolle. Er neigt zu Symbolen, gerät leicht in metaphysische Übertreibungen und

versucht oft selbst einfache und naturwissenschaftlich nüchterne Dinge in den Nebel des Geheimnisvollen, des Dunklen, Okkulten, hineinzudrängen.

Ist dabei die Idealität (obere Schläfengegend) stark, so ist der Phantast, der kritiklose Enthusiast, fertig, der stets in Begeisterung, in Ekstase sich befindet, ohne immer zu wissen, warum.

Das Einfühlungvermögen ist die Hauptkraft der Schauspieler, der Bühnensänger. Es verbindet sich bei den besten unter ihnen mit großer Beobachtungsgabe. Aber es ist doch stets auf Kosten der Persönlichkeitskräfte, des Ichbewußtseins entwickelt. Es ist eben die Fähigkeit, unpersönlich zu sein, sein Ich auszuschalten und sozusagen in ein anderes Ich hineinzukriechen; heute dieses und morgen jenes Ich — jedenfalls aber ein anderes — darzustellen. Eben deshalb gibt es unter den Bühnenkünstlern so viele würdelose Subjekte, so viele Charakterlosigkeit. Sie haben ihr Ich an die Kunst, an die Rolle, verloren und finden es auch im äußeren Leben nicht wieder. Sie haben meist schwache Persönlichkeitsorgane (Lampenfieber!) Ihre „Rolle" verlangt ja auch, daß sie die eigene Persönlichkeit verstecken. Und gerade die allergrößten — man denke an Mitterwurzer und Matkowski — hatten oft im Leben den allergeringsten Halt.

Fehlt diese seelische Einfühlungskraft, dann sehen wir den bloßen Bühnenroutinier, den Virtuosen, den Nachäffer; aber nicht den schöpferischen Künstler. Solche unbeseelte Kunst reicht dann höchstens für das Kino.

Höchste Darstellungskraft mit seltenem Einfühlungsvermögen finden wir z. B. bei Ernst Hardt, bei Ludwig Wüllner, bei Albert Bassermann, bei den großen Verstorbenen Adalbert Matkowski und Josef Kainz. Bei allen von ihnen sehen wir zudem in den großen, sprechenden Gesichtsorganen die starke seelische Entfaltung, das leidenschaftliche Wollen, die seelische Aufgeschlossenheit. Ihr ganzes reiches Seelenleben tritt im Gesicht zu Tage.

Bei Albert Bassermann treten noch starke Denkkräfte hinzu.

Hohes Einfühlungsvermögen (Wohlwollen, Sozialgefühl, Wundersinn) bei kleineren, verschlosseneren Gesichtsorganen, also geringerer Darstellungskraft, findet man bei den Schweizern. Das Volk dort ist reich an Gutgläubigkeit, Wunderglauben, an religiösen Sekten und religionsphilosophischer Haarspalterei.

*

Schöne und gefühlsreiche Entwicklung des Mittelhauptes zeigen der reizvolle Mädchenkopf in Fig. 150 und der Manneskopf in Fig. 151. Beide würden sich vorzüglich für einander eignen und eine glückliche Ehe führen.

*

In der fünften Gruppe vereinigen sich
die Kunstsinne,
die Kräfte der Fantasie und der schöpferischen Gestaltung.

Dies sind alle die Sinne, die sozusagen aus dem Nichts heraus, lediglich aus der Zauberkraft einer bildenden Phantasie, eine Welt erschaffen. Eine Welt voller Wunder, Schönheit und Glück.

Fig. 150. Schön entwickeltes Mittelhaupt. Deshalb reiches Gemütsleben. Schöne, große Augenhöhlen. Weicher, hübscher, liebereicher Mund, zartes Oval der sonst kräftigen Kinnpartie. Daher körperlich kräftig und ausdauernd, aber doch weich und rücksichtsvoll im Benehmen. Die Nase ist etwas kurz und unten breit. Deshalb nachgiebig, ein wenig schwankend und empfänglich für sinnliche Genüsse.

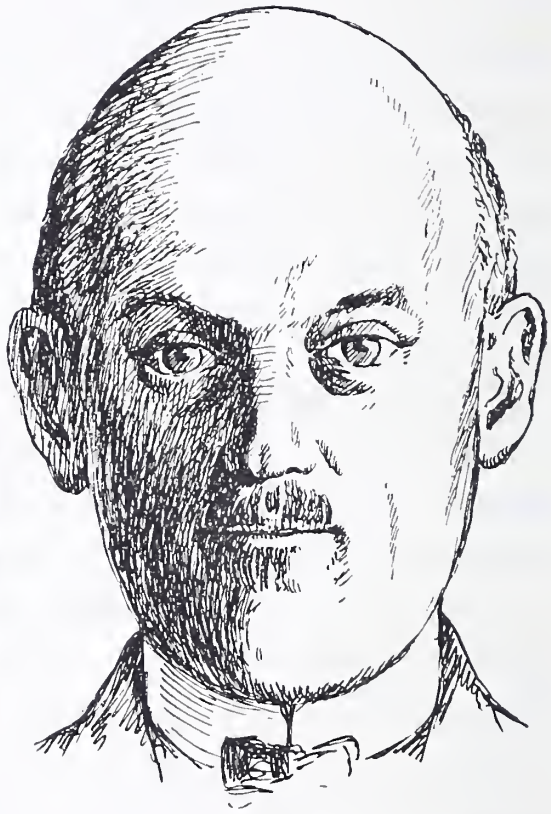


Fig. 151. Reiche Gefühlswelt, Begeisterungsfähigkeit und starker Verehrungssinn (religiöse Glaubenskraft) im hohen Mittelhaupt. Innerlich beschwingter, seelisch bewegter, hingebender Mensch, der einer tiefempfundenen Freundschaft und einer großen, heiligen Liebe fähig ist. Dabei trotzdem lebensfreudig (starker unterer Gesichtsteil) und körperlich kräftig. Fig. 150 und 151 würden glücklich in einer Ehe sein.

Diese Sinne in ihrer Gesamtheit verbreitern die Stirn in ihrer oberen Hälfte. Sie buchten sie nach den Seiten aus. Sie erhöhen hier ihre Plastik und verleihen ihr die Kraft und den Reichtum der Modellierung, wie wir sie an Künstlerstirnen bewundern.

Die obere Schläfengegend — da wo wir von den Weisheitsecken sprechen — wird also bei künstlerischer und schöpferischer Begabung immer breit ausladend und gewölbt sein. Wo diese Stelle flach, schmal, niedrig oder eingedrückt ist, da mangelt es an Phantasie, an Humor, an geistiger Schwungkraft, an künstlerischer Gestaltung.

Das künstlerische Schaffen hat so mannigfaltige Gebiete, als sich Sinne hier vereinigen. Wir finden in dieser Gruppe an beiden Seiten in der Schläfen-

gegend den Bausinn und dicht darüber die Idealität, die den Bausinn zum Kunstsinn macht oder an sich die Quelle des poetischen Talents darstellt.

Ein kleines Stück über dem äußeren Augenwinkel erhebt sich der Ton- und Musiksinn, der die Stirn- und Schläfengrenzen in einer nach außen sich biegenden Grenzlinie verbreitert. (Fig. 118–125, sowie Fig. 127–129.) Darüber sitzt der Frohsinn, die echt künstlerische Kraft des Humors, der über die Tücken des Daseins mit einem befreienden Lachen sich hinwegschwingt. Es ist der Sinn für Scherz und eine Grundfarbe im Bild des geistvollen Menschen. Schließlich liegt im Auge selbst die Freude am Schönen in der Sprache, in Kunst und Natur.

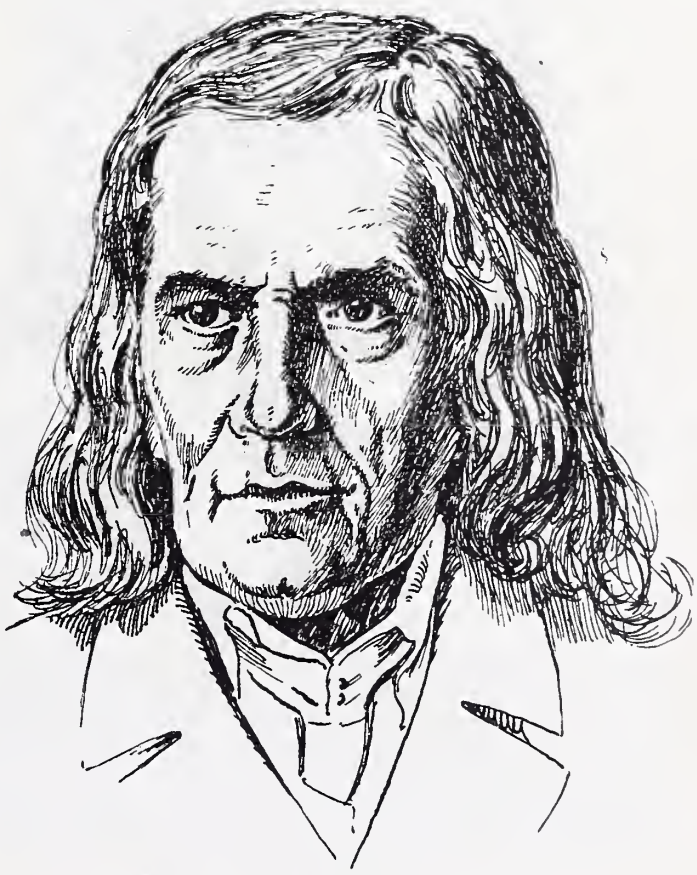


Fig. 152. Friedrich Rückert. (1788—1866.) Große künstlerische Gestaltungskraft in der wundervoll gewölbten, plastischen seitlichen Oberstirn. Er war in der lyrischen Dichtung einer der allergrößten Formkünstler, beherrschte die Dichtform verschiedener Völker, vor allem der Spanier (Calderon). Das große Gesicht mit den groß und reich geformten Gesichtsorganen zeigt die seelisch vollentfaltete Persönlichkeit. Alle Anlagen sind ausgereift.

*

Im Verlauf des Augenbrauenbogens (Orbitalrand) liegt die sechste Gruppe,

die Wahrnehmungssinne (Fig. 154–156).

Hier ist die sogenannte Auffassung. Und wo die Unterstirn, namentlich zwischen den Augenbrauen und über der Nasenwurzel, stark entwickelt und vorgewölbt ist, da werden die Tatsachen richtig gesehen und alle Dinge richtig erfaßt. Hier liegen Gegenstandssinn und Tatsachen-(Geschichts-)sinn; ferner Formensinn (Physiognomiegedächtnis), Größen-, Gewichts-, Orts-, Farben-, Ordnung- (Sauberkeitssinn), Zahlen- und Zeitsinn. Dies alles ist das Gebiet der Beobachtung und der Auffassung.

*

Zur siebenten Gruppe endlich gehören

die höheren Denksinne (Fig. 155 u. 156).

Sie liegen in der Oberstirn und bestehen aus vergleichender Urteilskraft, logischer Denkkraft (metaphysischer Tiefsinn) und Eingebung (Intuition).

Wo diese Sinne stark sind, da geben sie der oberen Stirn reiche Modellierung und kraftvollen Ausdruck. Sie bedeuten ein rasches und tiefes Begreifen, eine Neigung zum Lesen, zum Nachdenken, zu wissenschaftlichen Arbeiten, zur Kritik, insbesondere zu begrifflichem Denken.

Fig. 153. Frau Hedwig Dohm, geb. 20. Sept. 1833 in Berlin, gest. 1920 in Berlin. Schrieb Dramen und Romane und eine Geschichte der spanischen Literatur; man sehe die Aehnlichkeit zwischen ihr und Friedrich Rückert (Fig. 152). Eine warmherzige, gütige Kämpferin für die Frauenrechte. Hohe und ideale Gestaltungskraft in der seitlichen Oberstirn. Reiches Seelenleben und große Ausdrucksfähigkeit in dem großen und edlen Gesicht. Ein großdenkender Mensch.

Dies Denken kann — weil es reiner Verstand ist — dem Gesamttypus etwas kühles, gemütskaltes und seelenloses geben, namentlich wenn das Gefühlsleben, die Welt der Liebe und des Schönen, über der Arbeit des Verstandes vernachlässigt wurde.

Gefühle aber, die nicht gepflegt werden, sterben — wie Blumen, denen man die Sonne entzog.

*

B. Die Stirn.

(Fig. 157 – 172).

Nicht die Höhe der Stirn ist entscheidend für die geistigen Kräfte. So mathematisch einfach ist die Menschenkenntnis nicht, daß hohe Stirnen intelligent und niedere dumm wären. Nicht der Flächeninhalt entscheidet hier, sondern die Lebendigkeit der Form und die Modellierung. Hohe Stirnen ohne jeden Ausdruck können dumm sein, vor allem wenn ihnen jede Ausbildung und darum jede Auffassungskraft in der Unterstirn fehlt. Und niedere Stirnen, die bei schönmodelliertem Oberkopf außerdem über den Augen vorgewölbt sind, haben schon bedeutende Leistungen im Leben gezeitigt. (Fig. 158. Stirn Pestalozzis.)

Der Stirnhöhe darf beileibe nicht der in der Lichtung des Haares freiwerdende Raum des Vorderkopfes zugerechnet werden. Das könnte sonst Männer bedeutender erscheinen lassen, als sie es eben sind. Bei Kahlköpfen muß in der

gesamten Architektur genau die Grenze festgestellt werden, wo die Stirn aufhört und wo der Oberkopf beginnt. Da wird denn von mancher vermeintlich geistgewaltigen Stirn ein ganzes Stück wieder im Urteil gestrichen werden müssen. Wenn Hinterhaupt und Gesicht gegen die Stirn zurücktreten, kann es sein, daß

Fig. 154. Starke Auffassungsgabe; lernt gut; vorzügliches Gedächtnis. Rascher und scharfer Blick für die Wirklichkeit Dagegen unbesonnen, weil die Stirn nach oben stark zurückweicht. Reales Denken stark, abstraktes Denken schwach.

Fig. 155. Schwache Auffassung, lernt schwer; schlechtes Gedächtnis. Geringer Blick für die Wirklichkeit. Dagegen in der starken Oberstirn nachdenklich, bedächtig, viel überlegend. Abstraktes, begriffliches Denken stark, reales Denken schwach.

Fig. 156. Stirn oben und unten gut entwickelt. Reales und abstraktes Denken gleichmäßig gut. Kluger Kopf mit wohltuenden Ansichten.

die Fülle und Lebendigkeit der Gedanken jeder Durchführung vorauseilt. Und deshalb ist gerade die niedrigere, gedrängtere, dabei energisch modellierte Stirn bei den gesund denkenden Menschen zu finden, deren Tatkraft nicht hinter der Denkkraft zurücksteht. Solchen Stirnen bin ich viel unter dem Landvolk begegnet. Es sind die Stirnen solider und zuverlässiger Menschen, die weder in ihren Gedankengängen, noch in der Wirklichkeit weitschweifend oder ausschweifend sind.

Aber eine solche Stirn muß lebendig modelliert sein. Niemals kann eine bloße leere Fläche einen angenehmen Eindruck machen. Sie ist starr, tot. Nur die Bewegung macht ein Flächengebilde schön.

So ist es auch mit der Stirn. Nie wird sie, wenn sie eine glatte, leere Fläche ist, Intelligenz verraten. Flachheit und Starre in der Körperlichkeit bedeuten auch Flachheit und Eintönigkeit der Gedanken, die dahinter sitzen. Eine bewegte Körperform aber verrät lebendiges Denken. (Fig. 158.)

Nur darf diese Bewegung nicht zur Unruhe werden. Man betrachte den eckigen, schmal und scharf gezeichneten Kopf eines Hundes und dazu sein hastiges, fahriges, unruhiges und heftiges Wesen. Man betrachte aber auch die harmonisch-schöne Wölbung am Schädel Goethes (Fig. 10), dazu die reife Schönheit seiner Gesichtsorgane, und man begreift die olympische Ruhe und harmonische Ausgeglichenheit dieses abgeklärten Geistes.

Seht nur die leuchtende Schönheit dieser Stirn! Ist es nicht, als strebe sie schon in ihrem Bau dem Höchsten zu? Ist sie nicht wie eine Kuppel, darin Anbetung wohnt? Schaut die hoch und hartgemeißelte Stirn Cäsars (Fig. 166), der über ungezählten Völkern thronte. Seht die mit dem ewigen Schicksal ringende Stirn Napoleons I. in dem dämonisch schönen Kopf des Bildes von

Fig. 157.
Christuskopf. Wundervoll reine und klare Linie des hochgewölbten Mittelhauptes. Mechanisches (naturwissenschaftliches) Denken in der schwachen Unterstirn wenig entwickelt. Alles ist hier Fühlen, Ahnen, Liebe und Verehrung, Reinheit und kindliche Anbetung. Das große, offene und reine Auge spricht von einer reinen, sich anbetend neigenden Seele.

Delaroche. Fühlt ihr nicht in Klingers „Beethoven" hinter dieser Titanenstirn die ringenden, stürmenden, heranbrausenden Gedanken? Ist seine Stirn nicht wie eine zerklüftete Landschaft, wild und bewegt in ihren Tälern und Bergen? Und fühlt ihr nicht den Frieden Gottes in der reinen und sanften Stirnlinie des Christuskopfes in Fig. 157? Selbst wenn er nicht, wie man von ihm behauptet, der historische wäre, so bliebe doch erstaunlich, wie ein großer Seelenkenner an diesem Kopfe in der edlen und ruhigen Wölbung des Vorderhauptes die selbstlose und grenzenlose Güte und Barmherzigkeit und im Mittelhaupt die innige Gläubigkeit und tiefe Ergebenheit unter eine außerweltliche Macht zeichnete, während im schwächeren Hinterhaupt die Selbstlosigkeit wohnt.

Diese Stirnlinie ist in sich selber still und steigt wie in Andacht zum Mittelhaupt empor. Sie ist von kindlicher Reinheit. Es ist keine Grüblerstirn. Sie ist nicht von Zweifeln, von Problemen und inneren Widersprüchen zerrissen. Nein — in ihr liegt der Friede und die Gewißheit einer Gläubigkeit, die leuch-

tend und schön aus dem Grunde der Seele erblüht, wie Seerosen still aus tiefen Wassern steigen.

Diese Stirn hat nicht Geisteskraft, sondern die Reinheit einer hingebenden Gotteskindschaft. Was dieser Mund spricht, ist nicht das Ergebnis der Logik, der „exakten Wissenschaft" oder des „methodischen Denkens", sondern es entsteht aus ahnender Erkenntnis und ist ewige Wahrheit.

Vergleicht solche Stirnen mit den zahlreich im Alltag vorkommenden niedrigen, gedrückten, faltig verzerrten Stirnen, und ihr begreift den Unterschied zwischen Niedrigkeit und Hoheit.

*

Auf der Stirn wird der Ausdruck der Leere und Flachheit oder der geistigen Lebendigkeit am deutlichsten bemerkbar.

Fig. 158. Stirn Pestalozzis. Fig. 159. Bewegte und denkkräftige, plastisch geformte Stirn.

Fig. 160. Kinderköpfchen mit vorgewölbter Stirn. Gefühlsmäßiges Denken.

Fig. 161. Kopf eines jungen Mädchens mit kindlichen Zügen und kindlicher Stirn.

Eine gerundete, aber ausdruckslose, unbewegte und unbelebte Stirn wird nie einen geweckten Geist verraten. Die tiefinnerste bildende geistige Kraft war hier offenbar nicht groß genug, in der äußeren Form der Stirn irgendwelche Veränderung hervorzurufen. Es ist die Kindesstirn (Fig. 160), die noch nicht von irgendwelchem Erleben durchfurcht ist. Holde Ahnungslosigkeit wohnt unter dieser naiven harmlosen Wölbung.

Auch wo wir bei Erwachsenen solcher freundlich runden Kinderstirn begegnen, wird uns bald ein gefühlsmäßiges Denken auffallen. (Fig. 161.)

Solch eine zartgerundete, weichgewölbte Stirn verrät stets mehr das weibliche oder gar kindliche Denken und den weniger scharfdenkenden, als gefühlsreichen, lyrischen Charakter. In der geradlinigen eckigen Stirn steckt mehr das praktische und nüchterne Denken.

Fig. 162. Runde, lyrische, gefühlsmäßig denkende weibliche Stirn, neigt zu Affekten.

Fig. 163. Gerade, logische, nüchtern und klar denkende männliche Stirn; frei von Affekten.

In der schmaleren und gerundeteren Stirn des weiblichen Geschlechtes (Fig. 162) liegt die mehr sensible, gefühlsmäßige und sanguinische Richtung. In der geraden und oft eckigen Stirn des Mannes (Fig. 163) hingegen mehr die Kraft des Verstandes, die logische, von Affekten freiere Ueberlegung.

Ist die Stirn in sich selbst verkümmert, eingedrückt, ohne Wölbung, zusammengepreßt, so ist alles Gedankenleben dahinter eine Wildnis, ein Gestrüpp, ein Chaos. Solchen Stirnen begegnet man bei Schwachsinnigen und primitiven Verbrechernaturen.

*

Die geistige Lebendigkeit und Schärfe, die der Stirn eine reichere Modellierung und eine größere Plastik verleiht, läßt sich nach vier verschiedenen Gruppen beobachten.

In der ersten hat die Stirn ihre stärkste Wölbung genau in der Mitte, also in ihrer Profillinie. Es ist, als dränge sich alle vorhandene geistige Kraft hier im vorderen Mittelraum zusammen.

Liegt diese kraftvolle und erhabene Ausprägung der Profillinie mehr in der unteren Hälfte, also nach der Nase zu, sodaß die Stirn sich gleich oberhalb der Nase deutlich vorwölbt, so besitzt ein solcher Mensch einen scharfen Blick für das Tatsächliche, das Gegenständliche. Es ist eine auf die Wirklichkeit gerichtete Intelligenz.

Die Vorwölbung der Stirnprofillinie in ihrem oberen Teil aber zeigt vergleichenden Scharfsinn, zeigt Urteilskraft und eine höhere Intelligenz. Eine unmittelbar über der Nase flachentwickelte Stirn ermangelt des scharfen Blickes. Eine nach oben hin zurückweichende Stirn aber vermag in der Schwäche ihres

Urteils zwiſchen den Menſchen, den Dingen, den Ideen und Vorſtellungen nicht mit der nötigen Schärfe zu unterſcheiden.

*

Die zweite Wölbungsgruppe liegt in den ſeitlichen Formen der Stirn. Dies zeigt ein Auseinanderſtreben der Stirn. Sie drängt in die Breite, ſcheint die Einheit ſprengen zu wollen und treibt dabei namentlich die beiden ſogenannten Stirnhöcker heraus, durch die damit die Anlage zum logiſchen, ſezierenden, analyſierenden Verſtande hervortritt.

Fig. 164. Nüchtern und real denkende Stirn, über den Augenbrauen ſtark vorgewölbt. Gute Beobachtung; aber kein höheres Denken. Praktiſcher Kopf, aber ohne höhere Intereſſen.

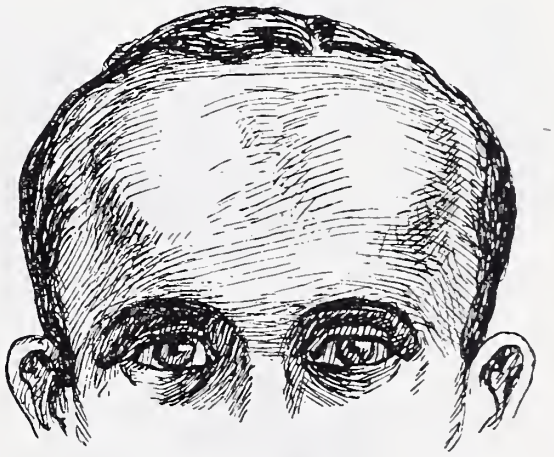


Fig. 165. Philoſophiſcher Kopf mit ſtarker Logik in den Stirnhöckern. Wiſſenſchaftlich begabt. Analytiſches Denken. Grübleriſche Natur.

Logik iſt ein Denken, das nicht am Gegenſtändlichen und nicht an der bloßen Erfahrung haftet. Logik dringt in die Tiefen, in's Gebiet des Abſtrakten. Sie iſt darum der Tiefſinn, das urſächliche, abſtrakte und methodiſche Denken.

Dieſe nach den Seiten hin erhöhte Plaſtik der logiſchen Stirn wird mehr bei Männern als bei Frauen angetroffen. Es iſt die Stirn der großen und ſcharfſinnigen Denker. Sie findet ſich bei Immanuel Kant und Arthur Schopenhauer, bei Spinoza, Hegel, Nietzſche und anderen.

Die breite, nach den Seiten auseinandergelegte Stirn hat auch in geiſtiger Hinſicht eine Neigung zum Auseinanderlegen der Gedanken, zur Analyſe. Die zur Analyſe gewordene Form der Stirn ſcheint das ſchon anzudeuten.

In ſolchen Stirnen ſteckt eine Fülle von Ideen und Vorſtellungen, die indeſſen nicht zu einem Chaos ſich ballen, ſondern ſcharf auseinander gehalten werden. Dies iſt in allem wiſſenſchaftlichen Denken notwendige Vorausſetzung.

So wie die Stirn hier in die Breite ſtrebt, ſo tut es auch das dahinter ſitzende Denken. Es ſucht die Zuſammenhänge, die mannigfaltigen Beziehungen. Es geht in's Ganze. Es iſt die Stirn des kosmiſchen Denkens, zumal wenn die Logik ſcharf entwickelt iſt.

Bei hohen und schmalen Stirnen hingegen rücken die Großhirnhälften (Hemisphären) zusammen. Damit konzentriert sich auch das Denken. Es geht nicht in die Breite, sondern richtet sich schärfer und klarer, energischer und ausgesprochener auf ein bestimmtes Ziel. Eine solche Stirn ist weniger von kosmischen Zusammenhängen ausgefüllt, sondern mehr von einem einzigen ganz bestimmten Gedankengang.

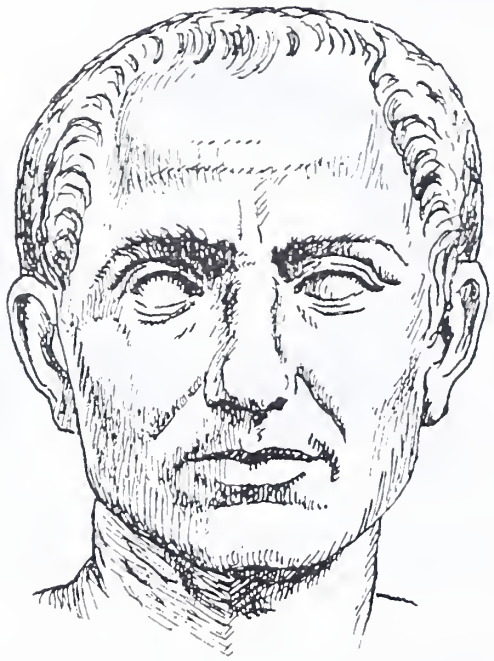


Fig. 166. Julius Cäsar. Hart und straff gemeißelter Kopf mit den breiten Formen einer starken Ausführungskraft. Der breite Nasenrücken zeigt praktische und ruhig-kraftvolle Aeußerung, die schmale Stirn mit der deutlichen Stirnmittenentwicklung zeigt den scharf die Wirklichkeit beurteilenden Feldherrnverstand.

Fig. 167. Graf Moltke. Scharfgeschnittener, kühl und nüchtern denkender Kopf. Hochgebaute, schmale Stirn, deren stärkste Entwicklung in der Mittelpartie und nicht an den Seiten liegt. Das Denken ist deshalb nicht analytisch, künstlerisch oder fantasievoll, sondern synthetisch, zusammenfassend, real und nüchtern.

Man findet darum die hohe und breitgewölbte Stirn mehr bei den Künstlern, den Dichtern, den Philosophen, den Universalisten in der Wissenschaft. Es ist die Stirn von Platon, Shakespeare, Bacon, Luther, Goethe, Schopenhauer, Alexander von Humboldt, Johannes von Müller. Die hohe und mehr zusammengerückte Stirn ist bei den Feldherrn, Cäsar (Fig. 166), Napoleon, Moltke (Fig. 167), Häseler, Ludendorff, Conrad von Hötzendorff zu finden.

Die hoch- und breitgewölbte Stirn ist die Stirn der Suchenden, die hoch- und schmalgebaute hingegen die Stirn der Vollenden. Die ersteren zerlegen, untersuchen, analysieren, die andern fügen zusammen, bauen auf und führen aus. Die schmalen Stirnen sind jedenfalls die unphilosophischen. Sie sind weniger auf das Zerlegen und Zergrübeln gerichtet, sondern mehr auf die Tat.

*

Ein Vergleich der beiden Stirnen Schillers und Goethes (Fig. 168 u. 169) zeigt in interessantester Weise den Wesensunterschied dieser zwei Geistesfürsten. Als Mensch und als Dichter. Die Stirn Goethes (Fig. 169) zeigt in der plastischen Schönheit ihrer Vorder- und Mittelpartie den Dichter, der „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" ist. Es war die Natur, die Wirklichkeit, die er als Mensch mit der ganzen Vollsaftigkeit seines Wesens sah und als Dichter zum kosmischen Kunstwerk formte.

Fig. 168. Stirnbildung Schillers. Organe der Logik stark entwickelt. Analytiker, Grübler.

Fig. 169. Goethes Stirn. Vorder- und Mittelpartie besonders entwickelt. Synthetiker.

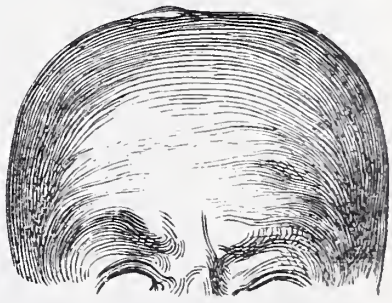


Fig. 170. Stirn Voltaires. Logiker, Kritiker.

Schiller hingegen war weit mehr Denker, weit mehr Philosoph und Analytiker, weit mehr der scharfe Logiker. Und in der Tat hat er die mehr nach den Seiten hin gewölbte Stirn mit den erhabenen Wölbungen der Logik.

Goethe sah, „wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt." Schiller aber drang in ruheloſem Denken bis an die Elemente des künstlerischen Schaffens vor.

Goethe gelang deshalb — in seiner eigenen gegenständlich-naiven, ja geradezu weiblich-mütterlichen Art mehr die Darstellung wundervoller Frauengestalten — Gretchen, Dorothea, Klärchen, Iphigenie, Leonore —, deren Vorbilder er den eigenen Erlebnissen verdankte. Dem männlichen Schiller hingegen mißlangen Frauengestalten gänzlich. Er gestaltete Männer mit geschichtlicher Färbung und großem Tatendrang.

*

Die dritte Gruppe von Stirnwölbungen findet sich im Verlauf des Augenbrauenbogens, also über die Augenhöhle gelagert.

Es ist, als habe hier die fürsorgliche Natur den bloßen physiologischen Vorgang des Sehens noch besonders unterstützen wollen. Denn es genügt wohl nicht, nur einfach zu sehen. Vielmehr fragt es sich, mit welchem Maße von Schärfe der Beobachtung und Genauigkeit wir sehen. Es ist deshalb interessant, daß gerade im Verlauf des Augenbrauenbogens der Gewichtssinn, der Ortssinn, der Farbensinn und der Zahlensinn gefunden werden.

Bei Tieren ohne Gesicht, wie beim Maulwurf, findet man auch nicht diese Hervorwölbung des Augenbrauenbogens, die dem Auge selber einen schärferen, kraftvolleren, kühneren Ausdruck verleiht. Scharfsichtige Tiere aber, wie der Hund, der Adler, der Condor, haben diesen stark vorgesetzten Knochenbau über den Augenhöhlen.

Beim Menschen zeichnen sich durch diese Form die Bergvölker aus. Nicht nur haben sie scharfe Augen, sondern wo Berge und Schluchten, Felsen und Abgründe die Gefahren vermehren, da wird die Fähigkeit geweckt, eine Situation rasch zu erfassen.

Diese Wölbungen des Augenbrauenbogens haben an sich gar nichts mit der eigentlichen Sehschärfe zu tun. Es liegt in ihnen mehr eine Blickverschärfung des Geistes, eine besondere Aufnahmefähigkeit des Verstandes für die Dinge der Wirklichkeit.

Alle diese Menschen mit der in ihrer unteren Hälfte stark gewölbten Stirn haben einen ausgesprochenen Blick für die Wirklichkeit. Ist nicht das Auge das Organ für die sichtbaren Dinge, für die Welt des Lichtes?

Menschen mit dieser Stirnform (siehe Fig. 154 u. 164) beobachten gut. Es sind geborene Naturwissenschaftler. Aber sie nehmen auch — weil sie ja einen Blick für die Wirklichkeit haben — ihren Vorteil wahr. Sie erheben sich erst dann in höhere Regionen, wenn sie den Bereich der Wirklichkeit in jeder Sache erfaßt haben. Sie haben eine gute Auffassung, lernen leicht, sind in der Schule gute Schüler. Sie erfassen viel Wissen und haben sehr oft auch ein Talent und eine Neigung, dieses Wissen auf Andere zu übertragen. Sie sind also gute Lehrer. Jedenfalls wird selten ein Mensch ein brauchbarer Lehrer sein, dessen Stirn über den Augenbrauen flach und nichtssagend entwickelt ist.

Beim männlichen Geschlecht findet man im allgemeinen diese plastische Unterstirn, dieses Hervortreten des Orbitalrandes stärker als beim weiblichen. Diese Tatsache — in Verbindung mit dem ausgeprägteren Gefühlsleben — hindert die Frau oft daran, sachlich zu bleiben. Sie weicht oft in der Auffassung von der Wirklichkeit ab und begründet und verteidigt etwas mit der Subjektivität des Empfindens.

*

Die vierte Gruppe von Stirnwölbungen endlich liegt da, wo die Stirnfläche sich umbiegt in die Schläfenfläche, also sich dem Ohr, dem Organ des Gehörs, nähert. Hier liegt ja senkrecht über dem äußeren Augenwinkel der Tonsinn, also das musikalische Gehör. Es ist interessant, daß selbst Carus in

seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" die auffällige Breite der Schädel großer Musiker an der von Gall bezeichneten Stelle zugeben muß, obwohl er im übrigen die Gall'sche Organlehre heftig angreift. Wir entnahmen seinem Buche drei vorzügliche Zeichnungen der Schädel von Franz Liszt (Fig. 127), Mendelssohn (Fig. 128) und Beethoven (Fig. 129).

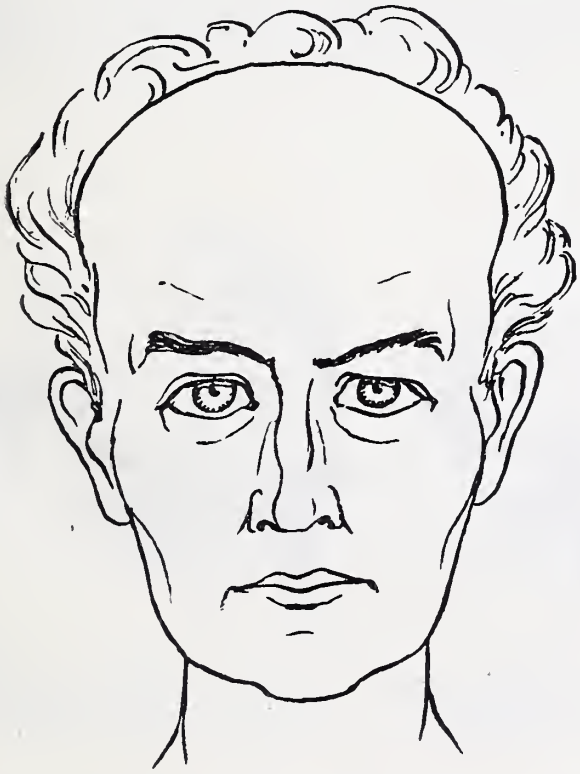


Fig. 171. Stirnform des Suchenden, des Analytikers, Künstlers. Dieser Geist zergliedert und bringt in die Tiefe und Weite.

Fig. 172. Stirnform des Vollenden, des Synthetikers, Technikers. Dieser Kopf fügt zusammen, baut auf und sieht das Naheliegende und Praktische.

Hinter breiten Stirnen wohnt eine andere Geisteswelt als hinter schmalen.

Die in der Schläfengegend nach oben hin schmaler werdende Stirn wird niemals beim Künstler gefunden werden. Denn dieser braucht schöpferische Kräfte, die nur in Stirnen möglich sind, die an den Seiten nach oben hin breitausladende Wölbungen zeigen.

*

C. Die Stirnfalten.

Ist der geistige Grundriß des Charakters mehr im starren Bau des Schädels gegeben, so spiegeln sich die seelischen Mächte mehr im Ausdruck des Gesichtes. Wie des Meeres ewiger Wellenschlag am Ende feste Formen bildet, so

erstarrt eine Bewegung, die aus den Tiefen der Seele heraus das Gesicht verändert, schließlich zu bleibendem Ausdruck.

Damit aber kommen wir in das Gebiet, das Dr. Piderit in seiner „Mimik und Physiognomik" so erfolgreich behandelt hat.

Wagerechte Stirnfalten sind wie Furchen, die angestrengtes Denken in die Stirn eingegraben hat. Mehren sie sich in gar zu großer Zahl, so geben sie dem Gesicht ein frühaltes Aussehen. Die Anstrengung des Denkens ist dann über die Kraft hinausgegangen, und es kommt in solch verwirrend gefalteter Stirn wohl auch zu gedanklicher Verwirrung.

Fig. 173. Wagerechte, ruhige Stirnfalten — ernstes, ruhiges Denken.

Fig. 174. Choleriker. Unruhiges Denken, Heftigkeit. Ermüdetes Gehirn. Ueberreiztheit.

Fig. 175. Unruhiger, verwirrter Kopf, der die Klarheit des Denkens verlor. Zornig, gequält.

Senkrechte Falten, die zwischen den Augenbrauen stehen, zeigen bei müdem Auge wohl Schmerz, Kummer und bittere Erfahrungen, bei starkblickendem Auge Energie, zielbewußte Tatkraft oder auch Zorn und leidenschaftliche Heftigkeit. Sind die Längsfalten zwischen den Augenbrauen noch von Schräg- oder Querfalten durchstrichen, so mag man sich vor dem Jähzorn solcher Menschen hüten, sofern sich nicht gar Geisteskrankheit ankündigt..

Bei Geisteskranken und ausgesprochenen Psychopathen fand ich sehr oft solche von Kreuz- und Querfalten durchzogenen erschreckend gerunzelten Stirnen. So wie das Denken, so hatte auch die Stirn alle Ruhe verloren. Je mehr die tatsächliche Kraft des Gehirns nachläßt, desto mehr wird ja das Nachdenken zur qualvollen Anstrengung. Weil aber dies geschwächte Denken an kein Ziel kommt und zu keinem Ende führt, tritt in das Gesicht der gespannte und gequälte Ausdruck, den wir oft bei schwachsinnigen Menschen finden und bei solchen, die es zu fühlen scheinen, daß ihr geistiger Ruin herannaht.

Senkrechte Falten sind mehr das Zeichen eines heftigen, vorwärts stürmenden Denkens. Wagerechte sprechen mehr von ruhig-beschaulichem Gedankengang

und einer gesammelten und beherrschten Gemütsart. Wir finden sie deshalb bei den Köpfen der Denker, deren ruhig-machtvolle Art über die Jahrhunderte strahlt. Von Plato bis Goethe zeugten diese Falten auf bedeutenden Stirnen immer von geistiger Hoheit.

Aber gerade bei den allergrößten Denkern, den Weisen, sind die Stirnen meist von faltenloser Reinheit. Die Natur legte ihre großen, ewigen Wahrheiten wie harmonische Gebilde in sie hinein.

10. Kapitel.

Die Betrachtung des Kopfes von oben.

Vorder- und Seitenansicht des Kopfes führen uns in das geistige Wesen ein. Namentlich die Seitenansicht — das Profil — zeigt uns das Verhältnis von Vorder-, Mittel- und Hinterhaupt, das für die Beurteilung eines Charakters so wichtig ist.

Dies Verhältnis ist aber fast noch klarer in einer Betrachtung von oben zu erkennen. Hier — sozusagen aus der Vogelperspektive — zeigt der Oberkopf die mannigfaltigsten Formen, bald rund, bald schmal. Bald ist der Hinterkopf breit und die Stirngegend schmal, bald ist es umgekehrt. Man sehe sich nur eine Anzahl Köpfe daraufhin genau an. Es ist, als ob eine bestimmte Urform durch das innewohnende Gestaltungsgesetz, durch die geheimnisvoll wirkende persönliche Lebensidee jeweils in eine andere Form gedrängt worden sei, beim einen mehr in die Breite gedrückt, beim anderen mehr in die Länge gezogen.

Über die Kopfform von oben hat Rob. Burger-Villingen („Geheimnis der Menschenform") Betrachtungen angestellt, ohne aber irgendwelche ausreichenden Begründungen zu geben.

Die gestaltende, sich in der Schädelform plastisch auswirkende Idee liegt im Gehirn. Jede besondere und eigentümliche Schädelform entspricht einer bestimmten und besonderen Entwicklung des Vorder-, des Mittel- oder des Hintergehirns. Und jede solche von oben gesehene Form kennzeichnet eine andere und besondere geistige Richtung.

Im allgemeinen unterscheiden wir Rundschädel (die sogenannten Brachycephali) und Langschädel (Dolychocephali). Der erstere, der Rundschädel (Fig. 176—179) hat ein in die Breite gedrängtes Mittelhaupt. Dadurch entsteht die Kreisform. Vorder- und Hinterhaupt, namentlich aber das letztere, sind schwächer entwickelt, sind sozusagen durch die Breitenausdehnung des Mittelhauptes zusammengezogen und einander genähert worden.

Was bedeutet das? Wir wissen seit Gall, daß im Hintergehirn diejenigen Triebe ihren Sitz haben, die den Willen und die Persönlichkeit darstellen. Beide — insbesondere der Wille — drängen zur Tätigkeit, verlangen Wirksamkeit. Im Hintergehirn, das ja auch am nächsten mit dem Rückenmark zusammen-

hängt, liegt das treibende, das tätige und nach außen wirkende Element. Ist nun — wie beim Rundschädel in Fig. 176 und 179 — das Hinterhaupt schwach, also nicht herausgebaut, so fehlt auch der aus den Trieben, besonders aus dem Willen, der Festigkeit und Persönlichkeit herrührende Drang nach außen,

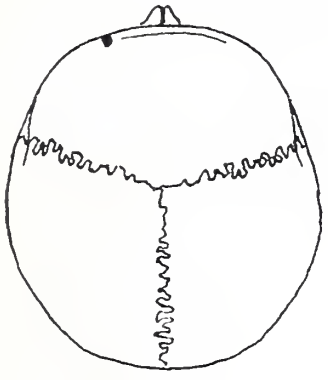
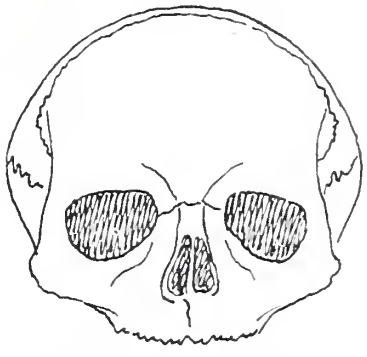


Fig. 176. Von oben.



Rundschädel.
Fig. 177. Von vorn.

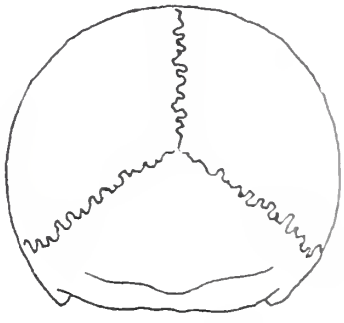


Fig. 178. Von hinten.

nach Wirkung auf die Anderen. Es fehlt die treibende Kraft, die vom eigenen Ich auf die Andern zu wirken strebt. Ein solcher Mensch beschränkt sich auf sich selbst. Er ruht mehr in sich. Der Grundton seines Lebens ruht in ihm selber. Er ist sich selbst Gegenstand und Ziel alles Strebens. Er ist mehr subjektiv, als objektiv. Sein Leben gewinnt keinen großen Aktionsradius. Er entfernt sich im Denken und Handeln nicht zu sehr von sich selbst. Ist nicht der Kreis — nach mathematischer Begriffsbestimmung — eine stetig gebogene Linie, die überall gleichweit vom Mittelpunkt (dem Ich) entfernt ist und endlich wieder in sich selbst zurückkehrt?

Die Physiologen wissen sehr wohl, daß im Hintergehirn die Bewegungsantriebe liegen. Kurzes Hinterhaupt also raubt einem Charakter das Tatkräftige, das Unternehmende, das nach außen Drängende.

Aber zugleich ist auch dieser Rundschädel von vorn zu betrachten, damit wir sehen, ob dieses „In sich selbst verharren", diese im Ich wurzelnde Lebensidee mehr stofflicher oder mehr geistiger Natur ist.

Der Rundschädel kann, von vorne gesehen, breit und niedrig oder schmal und hoch sein. Alles Niedrige in der Form verharrt auch geistig in den Niederungen. Demnach ist der breit und niedrig gebaute Rundschädel (Fig. 177 u. 178) ein materiell und alltäglich betonter Mensch. Denn in der Breite seines Schädels über den Ohren liegen die starken Triebe für die materielle Existenz. Im schwachen Vorderhirn fehlen die denkenden Kräfte, im schwachen Hinterhirn die handelnden Triebe. Da nun der Kopf — von vorn gesehen — niedrig ist, so sind auch die Gemütskräfte, die sich nur in einem hohen Mittelhaupte finden, gering. Aus all dem entsteht ein materiell besorgter, ja

sogar bedrückter Mensch, der nur das Naheliegende, das Enge und Kleine, sieht. Jedes großzügige Denken, jedes großangelegte Handeln mangelt ihm. Er ist auf seinen Vorteil bedacht und legt an Menschen und Dinge gern den Maßstab seiner eigenen kleinen Interessen an.

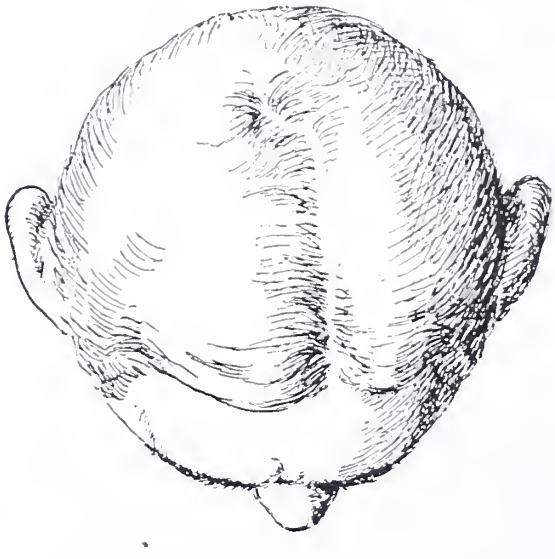


Fig. 179. Rundschädel. Brachycephale. Schwaches Hinterhaupt — Mangel an Tat.

Fig. 180. Langschädel. Dolychocephale. Kräftiges Hinterhaupt — handelnder Mensch.

Diesem niedrig gebauten Rundschädel fehlt also im mangelhaften Hinterhaupt der Impuls zu kraftvoller Außenwirkung, sowohl körperlich wie geistig, dazu aber auch im niederen Mittelhaupt der Schwung der Gefühle. Dadurch kommt leicht in sein Wesen etwas Engherziges, Kleingeistiges, Verschlossenes, Mißtrauisches und Empfindsames. Er bezieht leicht etwas auf sich. Es ist der Philistertypus — brav, fleißig, sparsam, aber ohne Weite und ohne Schwung, ohne einen hohen und hellen Ton in seiner materiell umgrenzten Alltagsseele.

Unangenehm wird der niedrig gebaute Rundschädel aber, wenn er zugleich nach hinten — im Gebiet des Selbstgefühls — hoch ansteigt. Wenn dann die Stirn noch niedrig und das Mittelhaupt eingedrückt ist, so ist der niedrig denkende, gemütlose, dumme und freche Egoist, der charakterlose Frechling fertig.

Gerade das Mittel-(Zentral-)hirn wird durch die in ihm liegenden religiösen und Gemütskräfte, also der sittlichen Energien, zu einer Art Kontrollstation für die Umwandlung unserer Gedanken und Vorstellungen in Entschlüsse und Handlungen. Ehe ein Gedanke zu einer Tat wird, muß er das Mittelgehirn passieren. Hier wird er sozusagen auf seine sittliche Berechtigung, nämlich auf seine moralische Allgemeingültigkeit geprüft. Darin allein liegen ja die Wurzeln dessen, was wir Charakter nennen.

Hat der niedrige Rundschädel gutentwickeltes Vorder- und Mittelhaupt, dagegen abfallendes Hinterhaupt, so sind — in seinem engen persönlichen Rahmen — die sozialen (menschlichen) und die Gemütskräfte gut, aber die eigene Persönlichkeit recht schwach. Er ist deshalb gutmütig, nachgiebig, sehr ruhig und ganz still. Er kommt in der Ehe „unter den Pantoffel" und im Leben unter den Willen der Andern. Immer aber ist sein Leben auf sich selbst und auf die alltäglichen, nächstgelegenen Dinge beschränkt.

*

Ist hingegen der Rundschädel (von oben gesehen) zugleich ein hochgebauter Kopf, so sind die Großhirnhemisphären und das Zentralhirn offenbar stärker und reicher entwickelt. Damit rückt er ganz von selbst in eine mehr geistige Welt hinein. Aber doch bleibt er selber der Mittelpunkt dieser geistigen Welt. Denn das Hinterhaupt fehlt, und damit fehlen die Antriebe, die nach außen drängen. Solch ein Kopf ist mehr kontemplativ (betrachtend). Er ruht in sich selber, kommt über die Betrachtung nicht zur Tat. Er arbeitet an seinem inneren Menschen. Sein Denken kehrt oft zu ihm selber zurück. Und er wirkt auf die Andern mehr durch das eigene Beispiel, als durch Antrieb oder Organisation.

Hat der hochkopfige Rundschädel eine plastische, logisch denkende Stirn, so wird sein geistiges Selbstinteresse mehr philosophischer, grüblerisch-analytischer Art sein. Ist aber das Mittelhaupt gewölbt, so ist sein Gemütsleben reich entwickelt. Er kann schwärmerisch verehren und sich mit religiösen Problemen beschäftigen. Sein Wesen wird irgendwie religiös sein. Dies erhöht seinen sittlichen Persönlichkeitswert. Denn Religion ist der Kern alles höheren und edleren Menschentums. Sie ist die Bejahung einer sittlichen Weltordnung, ist die Hingabe an kosmisches, ewiges Geschehen.

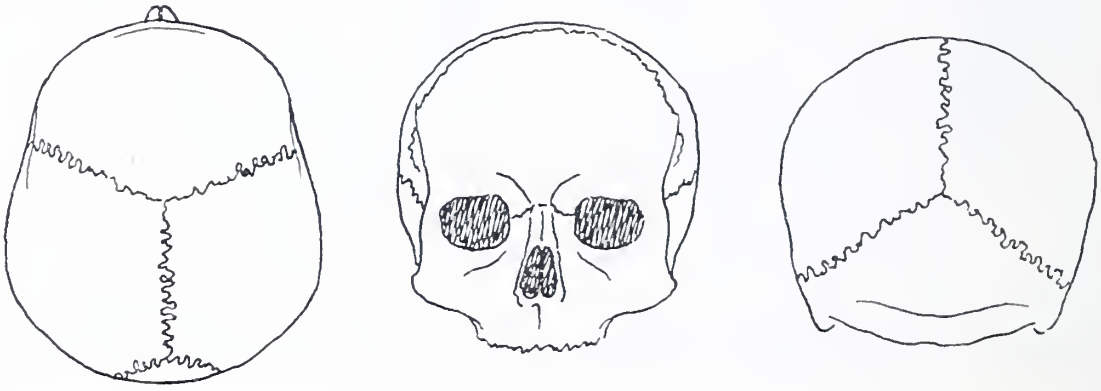
Im Hinterhirn liegen die treibenden Kräfte, die durch das Vorderhirn (Verstand) gezügelt werden. Die ausgleichende Kraft liegt im Mittelhirn. Hier liegt Befriedigung und Glück. Beide fehlen, wenn das Mittelhirn schlecht entwickelt, also das Mittelhaupt eingesunken ist.

Der Rundschädel mit dem hohen Mittelhaupt besitzt also diese Quelle des Glücks. Darum neigt er zu beschaulich-ruhigem, verinnerlichtem Leben. Mangels treibender Kräfte ruht er in sich. Er versenkt sich in Ideen oder in Dinge, die er liebt. Wir finden deshalb diesen hochkopfigen Rundschädel mit dem gewölbten Mittelhaupt viel bei den Gelehrten, den Künstlern, noch mehr bei den Theologen, den Dichtern, den Ethikern und Aesthetikern, vor allem aber ist er typisch

für die Frau. Denn der Frauen Wesen ist Harmonie. Es ruht in sich selbst. Frauen denken in einem Kreis, den sie um sich selbst gezogen haben. Darum sind sie konservativ, wie es der Rundschädel ist. Und sie sind empfindlich, weil eben der Rundschädel beständiger Mittelpunkt des selbstgezogenen Kreises ist.

*

Zu den Rundschädeln (Brachycephali) zählt man nicht etwa bloß die kreisrunden Schädel. Vielmehr wird auch der mehr eiförmige Schädel, wie Fig. 181—183, zu den Rundschädeln gezählt. Auch hier würde der breitstirnige Vorderhauptstypus den Denker, der hochschädelige Mittelhauptstypus den Gemütsmenschen zeigen.



Eiförmiger Rundschädel.
Fig. 181. Von oben. Fig. 182. Von vorn. Fig. 183. Von hinten.

*

Ein gänzlich anderer Typus ist der Langschädel (Dolychocephale), der sogenannte „Reihengräber- oder Hünengräbertypus". Der Schädel ist hier — von oben betrachtet — länglich, richtiger: langgestreckt, denn er entwickelt sich in der Längsachse auf Kosten der Breitenachse. Insbesondere tritt das Hintergehirn stark heraus, und es vermindert sich das Mittelhaupt. Das Mittelhaupt wird schmaler, meist auch niedriger. Damit tritt also das Gemütsleben zurück hinter der Tat, der triebhaften Energie. Denn Tat und Wille sitzen im oberen Hinterhaupt.

Zugleich aber findet man bei den drei Kopftypen eine charakteristische Veränderung in der Architektur der Stirn. Die Breitschädel (Denkertypus) haben die gutentwickelte Oberstirn. Alle großen Denker waren Breitschädel. Die hochschädeligen Mittelhauptsmenschen zeigen gewölbte Mittelstirn. Und bei ausgesprochenen Langschädeln endlich ist die Unter-

ſtirn gleich über dem Augenbrauenbogen (Orbitalrand) vorgebuchtet. Denn die Unterſtirn korreſpondiert mit dem Hinterhirn.

Hier — in der Unterſtirn — liegt nun, wie wir wiſſen, das reale, praktiſche, gegenſtändliche, ſachliche Denken. Denn über dem Augenbrauenrande finden wir alle die Kräfte, die eine ſcharfe, reale, ſachliche Auffaſſung bewirken. Das abſtrakte Denken iſt eine Sache der Oberſtirn.

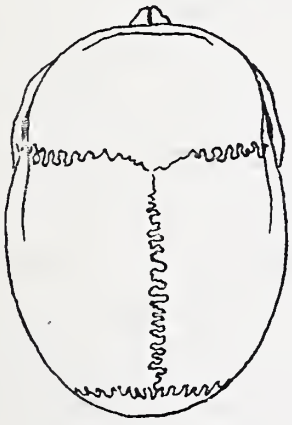


Fig. 184. Von oben.

Fig. 185. Von vorn.

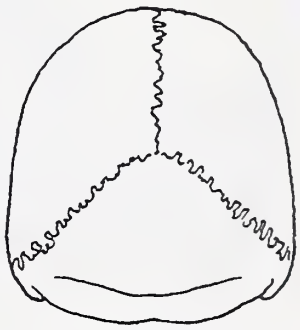


Fig. 186. Von hinten.

Langſchädel.

Der Langſchädel wird ſowohl durch dieſe kräftige Unterſtirn, wie auch durch das energiſch ausladende Hinterhaupt in die Wirklichkeit gedrängt. Er iſt kein Grübler, kein „Spintiſierer", kein Träumer, ſondern ein Menſch der Tat. Er ruht nicht in beſchaulicher Betrachtung in ſich. Es drängt ihn nach außen, heraus aus ſich, zu einer Wirkung auf die Andern. Er will nicht denken, ſondern handeln. Bei beſchaulicher oder egozentriſcher (das Ich als Mittelpunkt) Selbſtbetrachtung kann er nicht ſtehen bleiben. Er muß etwas unternehmen, muß handeln, etwas verwirklichen.

Der Langſchädel iſt ein Bewegungstypus. Es iſt Aktivität, Impuls zur Tat in ihm. Er bringt Andere aus der Ruhe, bewegt, treibt und organiſiert ſie. Er iſt der praktiſche Menſch, der nicht in den Gedanken ruht, ſondern ſie verwirklicht. Darum findet man die meiſten Langſchädel bei den Menſchen, die mit mehr oder weniger ſtürmender Energie im praktiſchen, tätigen Leben ſtehen. Das ſind die Offiziere und Feldherrn, die Ingenieure, Direktoren, die Sportsleute und die Entdeckungsreiſenden.

Dem Langſchädel hingegen begegnen wir überall da, wo raſches Handeln notwendig iſt, in der Induſtrie und im Bergbau, in der militäriſchen Führung und bei der Seefahrt, in der Organiſation und in der Koloniſation. Darum iſt er die typiſche Kopfform des Engländers, des geborenen Welteroberers und Koloniſators. Und auch beim friſch und kräftig handelnden Amerikaner iſt der Langſchädel die Regel.

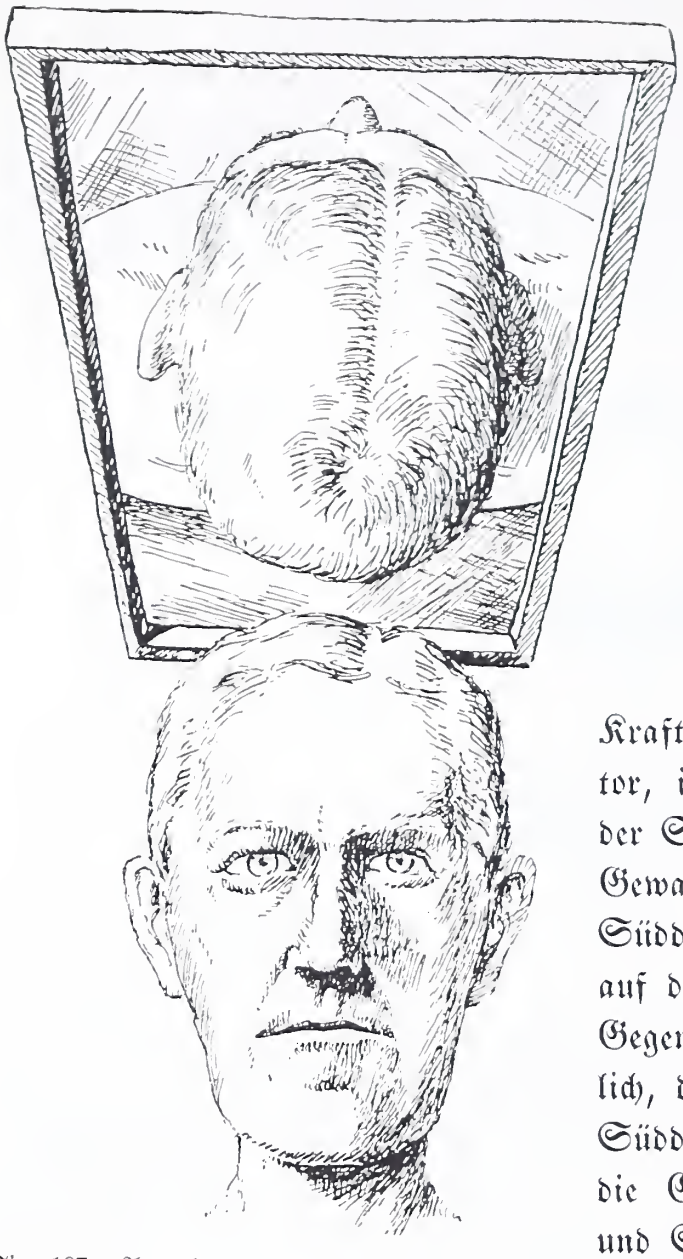


Fig. 187. Anglo-amerikanischer Typus, der im Spiegel oben als ausgesprochener Langschädel zu erkennen ist. Energischer, tatkräftiger Kopf. Kraftvolle Formen des Hinterhauptes und des unteren Gesichtsteiles. Typus: Sportsmann; kein Träumer; nicht „von des Gedankens Bläße" angekränkelt. Auch in Nordwestdeutschland häufig zu finden. Für die Seefahrt geeignet.

Der Langschädel wirkt auf Andere, greift in das Leben Anderer ein, vermag vortrefflich mit den Andern zu leben. Er ist praktischer, tatfreudiger und weniger empfindsam als der Rundschädel. Seine Psyche hat mehr Tat und ist deshalb robuster.

Dem Langschädel begegnen wir mehr in Norddeutschland, dem Rundschädel mehr in Süddeutschland. Der Norddeutsche ist aktiver, männlicher, energievoller. Er hat die nach außen wirkende Kraft. Er ist der industrielle Organisator, ist in Politik und Wirtschaftsleben der Synthetiker, der tatkräftig handelnde Gewaltmensch, der dem beschaulicheren Süddeutschen, vor allem dem Schwaben, auf die Nerven fällt. Beide sind scharfe Gegensätze. Der Norddeutsche ist männlich, der Süddeutsche mehr weiblich. In Süddeutschland wohnen die Analytiker, die Grübler, die religiösen Schwärmer und Sektierer, die verinnerlichten Spintisierer. Es sind die Menschen, die gemütvoll, liebereich und liebeheischend sind, aber auch schwer am eigenen Ich tragen. Deshalb herrscht unter den empfindsamen, an's Ich gefesselten, weiblich-subjektiven Seelen — der Klatsch.

Der Klatsch ist die charakteristische Eigenschaft der weiblichen und männlichen Weiber. Er ist das tote Rennen im Zirkus des Ichs. Er ist bei den Hinterhauptsmenschen weit seltener als bei den hinterhauptslosen. Denn Klatsch ist Mangel an Tat. Er ist Schwäche.

Alle Tat aber ist im Grunde Kraft. Der Langschädel ist überall der willenskräftigere. Er ist der Wirkende, wenn sein Hinterhaupt kraftvoll modelliert ist.

Aber damit ist noch nicht entschieden, ob das, was er will, gut oder schlecht ist. Dem Langschädel begegnet man ebenso unter den großen Führern der Menschheit, wie unter den Akrobaten, den Artisten, den Sportsleuten und endlich unter den niedrigsten Verbrechern. Alle haben das gemeinsam, daß sie energische Handlungen außerhalb ihrer selbst vollbringen. Darum wird auch alles, was von außen kommt, bei diesen Menschen eine starke Reaktion auslösen.

Fig. 188. Rohe, wilde, vertierte Verbrechernatur. Vorder- und Mittelhaupt sehr schlecht entwickelt, dagegen das Hinterhaupt hoch und breit gebaut und die untere Kieferpartie weit vorgeschoben. Die Schlitzaugen zeigen raubtierhaft-versteckten, hinterhältigen Sinn, das verkrümmte Ohr verrohtes Seelenleben. Herzlos und hart in den rohen, kalten, unbeseelten Zügen. Gemeingefährlicher Mensch.

Der Verbrechertypus ist beileibe nicht mit der bloßen Tatsache des starken Hinterhauptes gegeben. Aber das starke Hinterhaupt birgt die heftigen und elementaren Triebe. Es verbindet sich beim Verbrecher mit einer auffälligen Vorwölbung der Unterstirn, einem förmlichen Wulst über den Augen, der die praktischen Sinne geradezu zu einem tierischen oder teuflischen Spürsinn werden läßt. Ist dabei die Stirn zurückweichend, „fliehend" und niedrig, so erfahren die Triebe im Hinterhaupt keine Zügelung, keine Hemmung durch den Verstand. Trieb und niederer Intellekt drängen vor, und der höhere Intellekt fehlt. Ist dazu noch das Mittelhaupt flach, also das Gemütsleben schwach, so erfährt weder das Denken, noch das Handeln eine moralische Regulierung. Daraus wird dann der rohe und brutale, gemeine und rücksichtslose Tatmensch, der Verbrecher, wie er in Fig. 148 gezeichnet war. Der Anschaulichkeit wegen ist dieser krasse Typ in Fig. 188 wiederholt.

*

Man wird stets unterscheiden müssen, wie beim Langschädel das Ohr steht, ob mehr nach hinten oder mehr nach vorn. Im ersten Falle hat das Vorderhaupt die stärkere Entwicklung, und die geistige Regsamkeit und Lebendigkeit steht im

Vordergrund. Im zweiten Fall ist das Hinterhaupt stärker, und die treibenden Kräfte des Hinterhirns ergießen sich in alles Tun.

*

Der Langschädel in Fig. 187 zeigt im gespiegelten Oberkopf vorn und hinten die gleiche Breite. Hier haben also offenbar Stirn- und Schläfenhirn und das Hinterhirn die gleiche Entwicklung. Der Verstand im Vorderhirn und die Triebe im Hinterhirn halten sich also die Wage. Natur und Vernunft stehen im Gleichgewicht. Die Triebe im Hinterhaupt und die Hemmungen im Vorderhaupt beeinflussen sich wohltuend.

Fig. 189. Breitstirniger Langschädel. Vorn breit und hinten schmal. Hier herrscht der Verstand über die Triebe.

Fig. 190. Schmalstirniger Langschädel. Vorn schmal und hinten breit. Hier herrschen die Triebe über den Verstand.

Ist beim Langschädel — von oben gesehen — die vordere Breite größer als die hintere, so herrscht der Verstand über die tierischen Triebe. Ist die hintere Breite größer als die vordere, so wird das Triebleben heftig nach außen drängen. Solche Menschen können angriffslustig und tapfer sein.

Auch beim Langschädel ist — wie beim Rundschädel — festzuhalten, ob er, von vorn gesehen, einen kurzen und breiten oder einen schmalen und hohen Kopf hat. Der erste richtet den Blick in's materielle Leben, der andere in's geistige. Der erste erfaßt in allen von außen kommenden Einflüssen und Anregungen nur das nächstliegende, das den raschesten und bequemsten Vorteil verspricht. Er gehört im eigentlichen Sinne zur Masse und ist Materialist. Der Begriff der Persönlichkeit ist ihm fremd. Er neigt zu dem Lieblingsgedanken der

Masse, zur Gleichheit. Denn wer einen niedrigen Schädel hat, zieht alles Höhere in seine eigene geistige Niederung herab. Wer aber einen hochgebauten Kopf hat, reißt alles empor zur Höhe seiner geistigen Spannkraft, seines Idealismus.

Darum wird der Langschädel, der — von vorn gesehen — ein Hochkopf ist, nicht nur glühende Ideale hegen, sondern diesen Idealen auch mit ganzer Kraft einen Platz im Leben, in der Wirklichkeit, zu verschaffen suchen.

Ein Musterbeispiel des edelgebauten, idealistischen Langschädels ist Theodor Körner (Fig. 191), der in den Freiheitskriegen flammende Begeisterung in die Herzen trug und sie zur höchsten Kraft der nationalen Idee emporzureißen versuchte.

Fig. 191. Theodor Körner, geb. 23. Sept. 1791, gefallen als Freiheitskämpfer 26. August 1813. Er verwirklichte seine Ideale, indem er seinen dichterischen Ruhm opferte, seine neuerworbene Anstellung als Theaterdichter in Wien hinwarf, um aus einem Dichter der Freiheit ein Kämpfer für die Freiheit zu werden.

Gutentwickeltes Hinterhaupt beim Langschädel ist immer der Quell energischen körperlichen Tuns. Hier liegen die Bewegungsenergien. Beine, Füße und Hände sind bei entwickeltem Hinterkopf meist kräftig. Vor allem ist die Gelenktätigkeit rege. Gelenke und Wille haben sehr starken Zusammenhang. Langschädelige Hinterhauptsmenschen haben deshalb ausgesprochen körperliche Ausführungskraft.

Ein anderes prächtiges Beispiel eines schönen und vornehmen hochkopfigen Langschädels ist Felix von Weingartner (Fig. 192), der berühmte, hinreißende Orchesterdirigent, der eine fabelhafte und einzigartige Wirkung auf Musiker und Hörer entfaltet.

Auch Richard Wagner war ein solcher Langschädel. Darum trieb es ihn, seine musik-dramatische Schöpfung auch äußerlich zu verwirklichen. Er erbaute ihr das Festspielhaus in Bayreuth und war selber sein feurigster und unermüdlichster Dirigent und Regisseur.

Künstler, insbesondere Musiker, deren Werk nur eigenes und auf sich selbst beschränktes, individuelles Wirken ist, sind mehr hochkopfige Rundschädel.

Sobald aber der Hochkopf zum Langschädel wird, drängt es ihn auch zu lebendigem Handeln nach außen.

Fig. 192. Felix von Weingartner, einer der berühmtesten Dirigenten und Musiker der Gegenwart. Geb. 2. Juni 1863 in Zara, der Hauptstadt Dalmatiens. Schon mit 21 Jahren wurde er Kapellmeister in Königsberg. Von da ab wurde seine geniale Fähigkeit immer stärker erkannt.

Der hochkopfige und breitstirnige, also intelligente Rundschädel leidet an einem Übermaß von Überlegung. Ihm mangelt die Tat. Der Gedanke überwuchert den Willen. Er entschließt sich schwer, und man muß ihm zureden, um ihn zu bewegen. Ist er Gelehrter oder Künstler, so sitzt er lieber studierend, forschend oder schaffend daheim und scheut die Öffentlichkeit und ihren Kampf. Er überlegt zu lange. Und der Erfolg wird ihm oft im Leben vorweggenommen von denen, die unbedenklicher und tatkräftiger sind, nämlich von den Langschädeln.

Diese sind umso skrupelloser, leichtsinniger und hemmungsloser, je niedriger ihre Stirn und je höher ihr Hinterkopf am Wirbel ist.

*

Plebejer sind Menschen mit niedrigen Rundschädeln. Das bedeutet materielle Enge und Beschränktheit im Denken. Es bedeutet ein Denken in den materiellen Niederungen.

Aristokraten hingegen sind hochkopfige Langschädel. Das bedeutet einen Idealismus, der zum Führen und Herrschen geboren ist, weil er — im Gegensatz zu den niedrigen Rundschädeln — im Stande ist, aus den Erscheinungen die großen, grundlegenden und führenden Ideen herauszunehmen.

Der niedrige Rundschädel also ist Materialist, der hochkopfige Langschädel praktisch wirkender, tätiger Idealist.

Ist nun der Langschädel vorn breit und nach hinten schmaler werdend, wie in Fig. 189, so steht im Denken und Handeln eines solchen Menschen der Verstand im Vordergrund. Menschen und Dinge werden rein verstandesgemäß aufgefaßt, d. h. mit einer gewissen begrifflichen und systematisierenden Kälte. Der Verstand herrscht und preßt alles in irgend eine Idee. Er drängt die

Stimme der Natur, nämlich die Triebe, zurück und ebenso das Gemüt, zumal der Langschädel ohnehin oft auf Kosten des Mittelhirns (Gemüt) sich entwickelt.

Darum wird ein solcher Mensch Rationalist. Geheimnisse gibt es für ihn nicht. Das Unbewußte, Dunkle, aus den geheimnisreichen Tiefen von Trieb und

Fig. 193. Helden- und Herrschertypus. Hochkopfiger idealistischer Langschädel. Schönentwickelte Gesichtsorgane. Aristokratischer Typus mit geschichtlichen Instinkten. Seltener Kopf.

Fig. 194. Kein Helden- und Herrschertypus. Niedriger Langschädel. Materialistischer Massentypus ohne geschichtlichen Instinkt. Häufig vorkommender Kopf. Viel Seßhaftigkeit und Familiensinn im Kleinhirn.

Seele stammend, begreift er nicht. Er preßt alle Dinge in begriffliches Denken. Und was er am wenigsten begreift, das ist — der Mensch. Weil er ihn nicht fühlt.

Aus solchem Holze sind die Atheïsten, die Monisten, die eiskalten unter den Frauenrechtlerinnen und die ganz und gar unmystischen Sozialisten geschnitzt. Denn die Mystik kann vom Verstande nicht erfaßt werden.

Ist aber umgekehrt der Langschädel hinten breit und vorne schmal (Fig. 190), so tritt der Verstand zurück hinter den Kräften, die aus Gemüt und Trieb-leben kommen. Man wird solche Menschen am meisten interessieren und am sichersten gewinnen, wenn man sich an ihr religiöses Gefühl, ihren Familiensinn, ihre Anhänglichkeit, an ihren Mut, ihre Sorgen, ihr Gewissen wendet. Also an alle die animalischen und elementaren Triebe, die in der Breite ihres Hinterhauptes gut entwickelt sind. Und man wird vor allen Dingen ihr religiöses Gefühl wecken und ihr Vertrauen wachrufen müssen.

Das Wichtige aber ist, daß der Langschädel alles das, was ihn selber interessiert und bewegt, auch wieder auf Andere zu übertragen versucht. Denn dies Handeln nach außen hin ist ja das, was im Langschädel symbolisch dargestellt ist.

*

Es bleibt nun noch die letzte Kopfform — von oben gesehen — zu betrachten, nämlich die elliptische. Das ist ein Langschädel, der in der Mitte — über den Ohren — seine größte Breite hat und nach vorn und hinten zurückweicht.

Fig. 195. Elliptischer Langschädel. In der Ohrachse breit, nach vorn und hinten schmal werdend. Starke Entwicklung und energische Durchsetzung der wirtschaftlichen Existenzkräfte. Rastloser Arbeiter.

Stirn und Hinterhaupt sind also hier — immer von oben gesehen — schmaler als das Mittelhaupt.

Wir wissen nun, daß dicht hinter dem Ohr der Kampfsinn, dicht über dem Ohr der Tätigkeitssinn (Arbeitstrieb) und gleich neben diesem der Erwerbssinn lagern. Ist nun der Schädel — von oben gesehen, in der Ohrachse breit, so herrschen die genannten Triebe vor. Ein solcher Mensch muß immerzu etwas zu tun haben. Sein Arbeitstrieb ist unruhvoll und kann ihn — wenn die Stirn schmal ist — auch zu planloser und zweckloser Arbeit treiben. Da der Hinterkopf schmal ist, so hemmt ihn auch kein Familiengefühl und keine Vorsicht an der Rastlosigkeit seines Tuns.

Kommt zu dieser Form noch — seitlich gesehen — ein steiler Hinterkopf, so ist ein solcher Mensch in seiner Arbeit rücksichtslos gegen sich und Andere. Er verbeißt sich in seine Arbeit, aber diese hat ganz sicher mehr Quantität als Qualität. Denn aus der schmalen, gedankenarmen Stirn strömt zu wenig planvolles Denken in die Arbeit hinein. Dadurch wird die Arbeit unschöpferisch, und manchmal ist sie mehr äußerer Lärm als innerer Gehalt.

Arbeitsdrang, Erwerbstrieb, Kampfsinn, Verheimlichung im Seitenhirn ragen eben hier über die schöpferischen Kräfte des Stirn- und Schläfenhirns hinaus.

Man sieht, wie hier am Kopf — von oben gesehen — die drei Hirngebiete mannigfaltige Formen bilden. Eine schöne und gleichmäßige Umgrenzungslinie des Oberkopfes, die seine Form weder zu sehr in die Breite, noch allzusehr in die Länge drückt, bietet natürlich das Bild wohltuender Harmonie.

⁂

11. Kapitel.

Praktische und unpraktische Köpfe.

Tatkraft und Ausführungsenergie.

Der Schädel mit seinen drei Hirngebieten stellt die Grundkräfte dar, über die wir verfügen. Er ist das Gegebene, das ursprünglich vorhandene, das intellektuelle, gefühlsmäßige und sinnlich-elementare Grundkapital. Die Architektur des Schädels erzählt uns von den Möglichkeiten, die in einem Menschen stecken.

Aber Möglichkeiten sind noch keine Wirklichkeiten. Zwischen beiden liegt — die Ausführung.

Gedanken und Gefühle werden erst wertvoll, wenn sie Leben und Wirklichkeit werden. Sie sind sonst wie Blüten, aus denen niemals Frucht wird. Sie drängen in's Leben und wollen Tat, Wirklichkeit werden. Wie weit sie es geworden sind, erkennt man am Gesicht. Der Schädel ist Anlage, das Gesicht Entfaltung. Der Schädel ist Wurzelgebiet, das Gesicht Blüten- und Blätterwerk des Seelischen. Im Gesicht liegt die Enge oder Weite der seelischen Persönlichkeit.

*

In jeder Tat steckt etwas Befreiendes, Erlösendes, Beglückendes. Wir leiden unter unausgereiften Gedanken, unausgesprochenen Gefühlen.

Alle Ausführung ist ein Hineinrücken in die materielle Welt. Gedanken und Gefühle, die verwirklicht werden, nehmen damit irgendwelche sichtbare Form an, gewinnen Plastik und stoffliche Existenz. Sie sind aus der unsichtbaren in die sichtbare Welt hineingerückt.

Muß das nicht irgendwie im Gesicht erkennbar sein?

Zunächst ganz allgemein: das klare, geordnete, ausdrucksvolle, in den Linien straffe, plastische Gesicht zeigt den Willen und die Fähigkeit, Gedanken und Wünsche zum Ausdruck zu bringen, sich durchzusetzen, etwas zu gestalten und zu vollenden. Es sind die Menschen der Tat und des Erfolges (Fig. 196).

Das unklare, unplastische, weichlich-ungeordnete Gesicht aber verrät geringe Durchführung, wenig Herrschaft über sich selbst und wenig Gewalt über den Erfolg im Leben (Fig. 197).

Die Durchführungskraft liegt nach Burger in dem Abstand zwischen den Gesichtsorganen und der äußeren Grenzlinie des Gesichtes.

In gewissen Grenzen ist dies Merkmal verständlich.

Wenn das Gesicht keinerlei Breite hat, also die Augen- und Mundwinkel fast an die äußerste Umgrenzungslinie des Gesichts heranreichen, so mangelt es

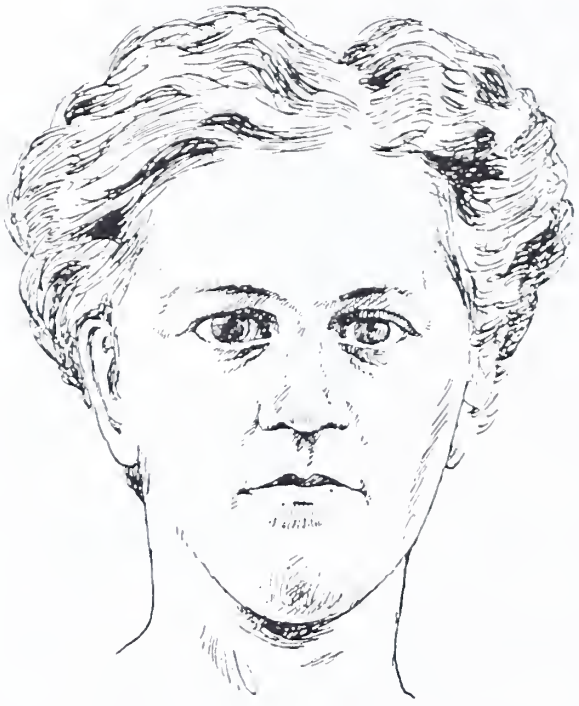


Fig. 196. Klare, gutgebaute Gesichtsorgane. Ruhig denkend, klar und zielbewußt handelnd. Eignet sich zur Führung und Leitung; hat Umsicht, Uebersicht und Dispositionsgabe.

Fig. 197. Unklare, ungeordnete Züge. Kurze, aufgestülpte Nase; planloser, sehr beeinflußbarer Mensch. Kann sich anpassen und muß sich unterordnen. In der Nase liegen Massenins tinkte.

an Ausführungskraft, an Fähigkeiten zur praktischen Durchführung. Es ist dann, als gäbe der schmale Kopf nicht das notwendige körperliche Material zur Durchführung her. Aber nur, weil das Hinterhaupt schwach ist; denn das eigentliche Verwirklichungsorgan, das Tatorgan, ist das Hinterhirn. Das übersieht Burger völlig.

Jedes Hirngebiet korrespondiert mit einem bestimmten Teil des Gesichts: Das Vorderhirn mit der Stirn, das Mittelhirn mit dem Mittelgesicht und das Hinterhirn mit dem Untergesicht. In dieser Organisation des Gehirns liegt das eigentliche und wahre „Formgesetz".

Die tatsächliche „Verwirklichungskraft", also die Fähigkeit, Gedanken und Gefühle in die Tat umzusetzen, ist indessen immer an das Hinterhirn gebunden als der Sphäre aller Tatenergien. Von hier aus gehen Strahlungen und Spannungen in das Untergesicht, vornehmlich in die Kinn- und Kinn-

ladenpartie, und schaffen hier den nötigen Raum, die nötige Kraft zur Tat, zur Ausführung, zur Vollendung.

Von einer „geistigen" oder „seelischen Verwirklichungskraft" kann man im eigentlichen Sinne überhaupt nicht sprechen. Es ist eine contradictio in adjecto, ein Widerspruch in sich. Denn Denken und Fühlen sind noch nicht Tat. Auch gedankliche und gefühlsmäßige Dinge kann nur der in die Tat umsetzen, dem ein kraftvoll arbeitendes Hinterhirn die nötige Kraft und Breite im Untergesicht gibt.

Die in die Breite gehenden, nach der Peripherie entwickelten Gesichtsteile entstammen allemal einer entsprechenden Entwickelungsrichtung der entsprechenden Hirngebiete. Breites Vorderhirn ergibt eine breite Stirn, breites Mittelhirn ein breites Mittelgesicht, und das breit angelegte Hinterhirn wird auch in breiten Kinn- und Kinnladenformen sich äußern.

Hier, im Gehirn, liegt also das eigentliche Formgesetz. Und im Hirn allein entscheidet sich's, ob im Leben mehr das Denken, das Fühlen oder das Handeln im Vordergrund steht, das Ideale oder das Reale.

Auch die Höhenentwicklung gibt dem Gesicht seine Form. In die Breite gehende Gehirne rücken auch das Gesicht in die Breite. In die Höhe entwickelte Gehirne machen das Gesicht länger und schmaler. Hohes Hintergehirn gibt ein langes Kinn, hohes Mittelhirn gibt dem Mittelgesicht die große Entfernung zwischen Augen und Mund, in der Burger ein „Formgesetz" zu finden glaubte. Es ist aber nichts anderes als die höhere oder flachere Entwicklung des Mittelhauptes, die im Mittelgesicht ausstrahlt, weil es einfach mit dem Mittelhirn korrespondiert. Solche langen Mittelgesichter ergeben dann die Richtung in's Ideale, die kürzeren hingegen in's Reale.

Die drei Hirngebiete des Denkens, Fühlens und Wollens finden also auch in der entsprechenden Gesichtsform ihren physiognomischen Ausdruck. Nach oben geht's immer in's Ideale, nach außen stets in's Reale. Der Dynamo für alle Wirklichkeit, für alle Tat sitzt stets im Hinterhirn.

*

Die Ausführungskraft wird also umso größer, je breiter und stärker das Untergesicht ist.

Dies ist für das berufliche Leben von größter Wichtigkeit. Man könnte da ohne weiteres die Berufe in zwei große Gruppen trennen: die Gruppe der geistigen Berufe und die andere der praktischen Berufe.

Die erste umfaßt das gesamte Gebiet der Wissenschaften und beruht auf geistigen Gesetzen und theoretischen Voraussetzungen. Praktische Er-

fahrungen sind nicht überall Bedingung. Das Wort vom „unpraktischen Gelehrten" ist charakterkundlich wohl begründet. Es gibt geistig hochveranlagte Menschen, die sozusagen theoretisch leben. Sie bewegen sich in Begriffen, handeln nicht aus Erfahrung, sondern aus irgendwelchen theoretischen Voraussetzungen, die aber mit dem tatsächlichen Leben in ärgstem Widerspruch stehen können.

Man wird finden, daß dies stets auffällig schmale Köpfe sind. Ihnen fehlt Durchführungskraft und deshalb die Erfahrung. Denn alle Erfahrung ist am Ende eine Sache des praktischen Tuns.

Wer nichts erlebt, dem fehlt die Erfahrung. Wer nichts erlebt, kommt auch nicht zur Selbsterkenntnis. Denn Selbsterkenntnis gewinnt man nicht aus irgend einer Theorie. Sie entquillt dem Reichtum des Lebens, in das der Einzelne hineingestellt ist. Sie ist eine Frucht der Erfahrung.

Der Neurastheniker, die Hysterica, die über sich selber nachgrübeln, finden sich nie, kommen nie an ein Ziel. Denn Grübeln ist ein Denken ohne Ende, ein sinnloses Zirkusrennen, bei dem man immer die gleiche Bahn läuft.

Nur das Erlebnis, das gute und das schlimme, das heitere und das tragische, zeigt uns unser Bild. Nur im Leben sehen wir uns so, wie wir wirklich sind.

Der eine Schauplatz vollsaftigen, herrlichen und unvergleichlichen Erlebens ist die Natur.

Sie ist groß und ewig. Sie läßt den Frühlingszauber aufblühen; sie wirft die leuchtende, sonnenglitzernde Sommerglut über das Land, und sie erstickt ihr eigenes Wunderwerk immer wieder mit Schnee und Eis. Sie ist Trösterin; denn an ihrer Größe, ihrem ewigen „Stirb und Werde" gesehen, wird Menschenleid stiller und gefaßter.

Die Natur ist Erlebnis und Erfahrung. Auch seelisch. Sie ist so voller Wahrheit, daß Nietzsche meinte, man könne Wahrheiten nicht finden, wenn man daheim auf Stühlen sitzt. Wahrheiten müsse man sich in der Natur zusammenlaufen.

Der andere Quell von Wahrheit und Erfahrung ist der Mensch, der Umgang mit Menschen.

Willst du dich selber verstehen, schau, wie die Andern es treiben. Willst du die Andern begreifen, schau in dein eigenes Herz, sagt Schiller.

Wer sich abschließt von den Andern, verliert jedes Urteil über sich selbst. Wie sollte es anders sein! Eigenschaften zeigen sich doch nur im Umgang mit den Andern.

Wer als Einsiedler lebt, kann der wissen, ob er selber gut oder böse sei? Es ist doch niemand da, dem er Gutes oder Böses antun kann.

Ob einer ſozial oder unſozial empfindet, ob er verträglich oder unverträglich iſt, erweiſt ſich nie, ſolange er allein iſt. Wie kann ein Menſch, ſolange er nicht liebt, von ſeiner Eiferſucht wiſſen, die doch in der Liebe brennend und ſchmerzend in ihm wühlt, wie der Giftſaft der Neſſeln und der Stachel rotblühender Diſteln? Kann ein Menſch das Maß ſeiner Tapferkeit ermeſſen, wenn ſein Leben nur ein gleichmäßiges Pendel iſt, das zwiſchen Büro und Wohnung ſchlägt? Iſt einer ſchwindelfrei, der nie über gefährlichen Felsgrat kletterte? Wie weiß er es?

Nur wenn wir handeln und tätig ſind, zeigt ſich Wahrheit oder Irrtum unſerer Gedanken. Die Natur iſt uns die große Lehrmeiſterin für den eigenen Charakter. Und jeder Menſch um uns herum iſt wie ein Spiegel, in dem wir, uns ſelber betrachtend, das eigene Weſen erſchaun.

Jeder Menſch iſt ein wandelnder Gegenſatz zu den andern Menſchen. Niemand würde ſich erkennen, wenn einer wäre wie die andern. Wie könnte das? Der tägliche und ſtündliche Gegenſatz allein zeigt uns immer ſchärfer das eigene Bild.

Je größer nun an einem Kopfe die Durchführungskraft iſt, deſto mehr drängt ein ſolcher Menſch von ſelber in's Leben. Er drängt in die E r f a h r u n g.

Die ſchmalen Köpfe ſitzen mehr auf den Schultern der Geiſtmenſchen, der Theoretiker, die breiten auf den Schultern der Praktiker, der Tatmenſchen.

Man darf nicht ſagen, der breite Kopf führe, weil er in die Wirklichkeit drängt, von ſelbſt zum Erfolg, der ſchmale aber ſei der Erfolgloſere. Sehr häufig — vielleicht im Allgemeinen — iſt das ſo. Aber wenn ein breiter Kopf mit ſtarker Durchführungskraft unintelligent iſt, ſo verwirklicht er nur ein paar nichtsſagende Gedanken aus ſeinem armen Hirn, die ihn nicht ſonderlich vorwärtsbringen. Geringe Ausführungkraft aber kann ſich mit ſo viel Geiſtwert verbinden, daß dieſer Geiſtwert allein einen beruflichen Lebenserfolg verbürgt. Es war dann die Macht des Geiſtes, die die Wirklichkeit beſiegte und eroberte.

*

Alles, was am Kopf und am Geſicht ſchmal und lang iſt, ſich alſo der ſenkrechten Längsachſe nähert, rückt damit in die geiſtige Welt hinein, in die Welt des Ideenhaften, Unwirklichen. Je ſchmaler ein Kopf iſt, deſto weniger ſetzt er ſich gegen das äußere Leben, gegen Widerſtände und Mißgeſchick durch. Überſchmale Köpfe mit fehlender Durchführungskraft ſtehen im Leben nicht feſt. Es fehlt ihnen am Kopfe ſelber die breite Grundfläche, auf der ihr Leben ruht. Sie fallen leicht um, wechſeln Anſichten und Abſichten. Es ſind die ſchwachen, ſchwankenden, unſelbſtändigen Charaktere. Sie ſind geiſtig rege, haben lebendige

und vielseitige Interessen. Aber sie sind unzuverlässig, weil ihre geistige Beweglichkeit gar zu groß ist und in ihrem raschen Wechsel nicht Form und Gestalt im praktischen Leben annehmen kann.

Das Wesen solcher Menschen entbehrt der gesunden Lebensfülle. Sie handeln deshalb oft falsch, werden aber nicht durch Schaden klug, weil die

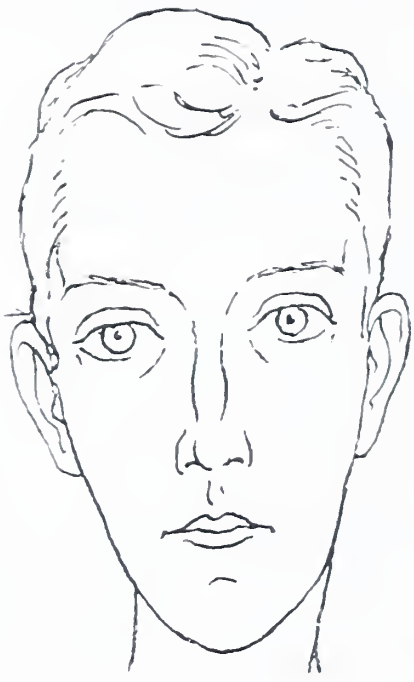


Fig. 198. Unpraktischer Kopf. Unwirklich, ideenhaft. Geringe Energie in der Durchführung. Dieser schmale Kopf bleibt in der Idee stecken. Die Grenzlinie des Kopfes rückt nahe an die Gesichtsorgane heran.

Fig. 199. Praktischer Kopf. Mensch der Wirklichkeit. Der unten breite Kopf besitzt große Energie in der praktischen Durchführung. Zwischen den Gesichtsorganen und der Grenzlinie des Kopfes ist ein weiter Abstand.

mangelnde praktische Durchführungskraft ihnen den Weg in die Erfahrung versperrt. Der überschmale Kopf (Fig. 198) vermag in seiner Unzuverlässigkeit das eigene Lebensgebäude umzuwerfen. Er sollte in der Ehe oder im Beruf Ergänzung finden durch einen breiten Kopf, der in der Wirklichkeit zu Hause ist.

Einer zu schmalen unteren Gesichtsform fehlt die Kraft und damit auch das Verständnis für die Wirklichkeit. Sie hat keine Kraft für die praktische Durchführung, vermag aber auch die praktischen Möglichkeiten nicht zu beurteilen. Deshalb neigt sie zu verstiegenen Ideen, die in den Wolken hängen. Denn eine Idee kann ja umso kühner und phantastischer sein, je weniger man an ihre praktische Durchführung denkt.

Bei diesen übertriebenen Langgesichtern scheint eine zu große Entfernung zwischen der Idee (Stirn) und ihrer Ausführung (Kinn) zu liegen. Beide sind zu weit auseinander. Deshalb will die hohe, breite Stirn die „Menschheit" beglücken und besitzt auch den „einzig richtigen" Gedanken, wie man das macht.

Aber wenn dieser famose Gedanke unten in die Sphäre der Durchführung, der praktischen Verwirklichung kommt, dann fehlen ihm in der überschmalen unteren Gesichtsform sozusagen die Hilfstruppen von Fleisch und Knochen. Oben — im Oberstübchen — sah die Sache so wunderschön aus. Der Gedanke hatte Raum und konnte prachtvoll durch die breite Stirn galoppieren. Aber unten will's gar nicht gehen. Es fehlt links und rechts an Raum zu kraftvoller Entfaltung. Auf diesem Wege entstehen die Ideologen.

Alles, was am Kopfe und im Gesicht breit und kraftvoll ist, rückt damit in die Wirklichkeit hinein. Je kürzer die Längsachse des Kopfes ist und je mehr überall im Gesicht die Masse die Form vergröbert, also sich auf Kosten der Form entwickelt, desto mehr rücken die stofflichen und sinnlichen Interessen in den Vordergrund und drängen den Geist zurück. Den auffällig kurzen Breitgesichtern, die in der Längsachse wie zusammengedrückt scheinen, fehlt es an großen, leitenden Ideen. Ihr Oberkopf ist schlecht entwickelt. Es fehlt ihm die Wölbung. Die Stirn ist flach und gedrückt, niedrig und gedankenarm. Wie beim Langgesicht alles in übertriebener Weise in's Geistige, in's Ideenhafte, Spukhafte, Weltfremde geht und die Wirklichkeit fehlt, so ist beim Breitkopf mit dem flachgedrückten Schädeldach alles nüchterne, naheliegende Wirklichkeit ohne Hochschwung der Gedanken, ohne großzügige, weithinziehende Gedanken, ohne Phantasie.

Solch ein Kopf zeigt Kraft, Durchführungsenergie. Er denkt nüchtern und nützlich, ist kein Träumer, kein Theoretiker, sondern ein Praktiker des Lebens. Idealismus spart er sich für die Mußestunden auf. Es sind die Menschen, die fleißig und praktisch sind, die gern viel verdienen und gut leben. Der sinnliche Genuß steht ihnen himmelhoch über dem geistigen. Ihre Seele reagiert auf einen Schweinebraten stärker als auf Rabindranath Tagore. Sie würden um alles in der Welt keine Mahlzeiten auslassen. Gar erst für einen Dichter!

Breite Köpfe sind beharrlich und zäh in der Durchführung. Sie können, was sie wollen. Und wenn sie eine niedere Stirn, also geringes Wohlwollen haben, oder gar noch wenig Gewissenhaftigkeit, so setzen sie rücksichtslos ihre eigenen Interessen durch.

Der breite und kurze Kopf ist niemals der idealistische Kopf, sondern immer nur der reale, der nüchterne, der materielle.

Da aber die Materie und die sogenannte Wirklichkeit immer nur die Erscheinungsform, die Außenseite des Lebens sind, nie aber sein innerstes Wesen, nie sein eigentlicher Sinn, so sind Menschen mit kurzen Schädeln und breiten Gesichtern in geistigen Fragen äußerlich, oberflächlich und verständnislos wie Fig. 200. Sie glauben nur, was sie sehen. Sie gehen im Äußerlichen auf.

Und sie erstreben nur Werte, die man sehen kann, und die vor allen Dingen — die Andern sehen können. Denn der ungeistige Wohlstand hat nur Wert, wenn man damit protzt.

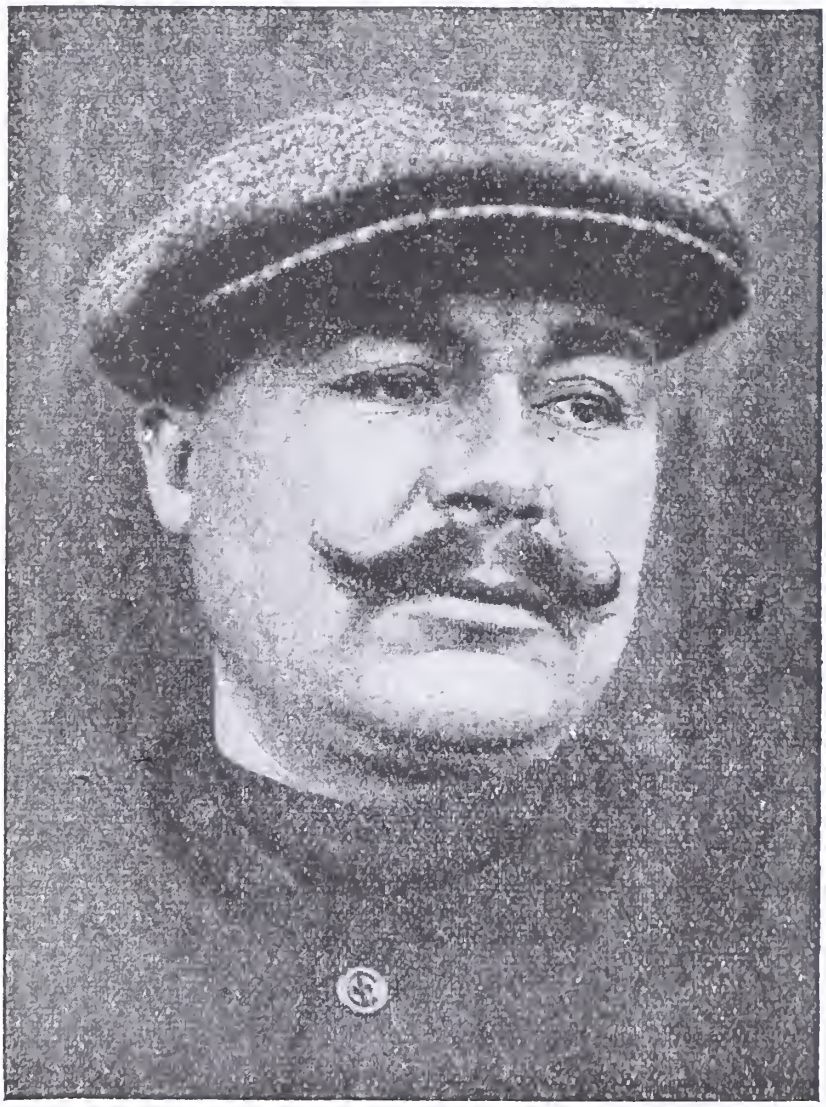


Fig. 200. Wallone Victor Charlier aus Seraing-le-Chateau. Aus Stiehl: „Unsere Feinde" Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart. Materieller, nüchtern und niedrig denkender, rohgebauter Kopf. Die schmale Mittelnase und breite Unternase machen ihn willensschwach, aber beeinflußbar durch das Sinnliche. Grobe Formen.

Dieser Typus liefert auch die tüchtigsten Schieber und die erfolgreichsten Kriegsgewinnler. Es sind die Menschen, die in der breitspurigen Geste und im behaglich schmatzenden Mund auch unter ihren Brillanten den Plebejer verraten. Jeder Oberkellner schaut ihnen bis in die Nieren.

*

Der schmale und lange Kopf und der breite und kurze stehen sich als Extreme gegenüber — verständnislos. Es sind peinliche Gegensätze, Vertreter zweier Welten und zweier Weltanschauungen. Der eine ist Geist, der andere Körper. Der eine Gedanke, der andere Wirklichkeit. Der eine wechselnd wie die Luft, der andere beständig wie die Erde.

Der erfolgreiche Mensch muß Länge und Breite des Kopfes, Denken und Wirklichkeit, die Welt des Geistes und die Welt des Stoffes in sich vereinigen. Denn weder die länglich-schmale noch die kurze und breite Kopfform sind wohltuende Typen. Beide sind einseitig, sind kein harmonisches Menschenbild. Und keiner von beiden vermag wohltuend auf die andern Menschen zu wirken.

Darum ist die glücklichste Gesichtsform die länglich breite. In ihr sind Gedanke und Wirklichkeit, Plan und Ausführung vortrefflich verbunden. Der Längsdurchmesser muß größer sein als der Breitendurchmesser.

Menſchen mit dieſen Köpfen ſchreiten auf der Mitte zwiſchen der Gedankenwelt und der wirklichen Welt. Sie ſind darum in allen Dingen der Wahrheit näher. Sie ſchauen mit verſtändnisvollen Augen nach oben und nach unten. Es lebt in ihnen Idealismus und Realismus. Zwei Welten reichen ſich in ihnen die Hand, aus Stoff und Idee ein Werk aufzubauen. Darum

Fig. 201. Hirnmenſch. Senſible (feinfühlige) Natur. Unruhig, wechſelnd, unzuverläſſig. Hohe Stirn und ſchmales unteres Geſicht.

Fig. 202. Körpermenſch. Nüchterne, praktiſche Natur. Ruhig, beſtändig, zuverläſſig, beharrlich. Niedrigere Stirn und breites unteres Geſicht.

iſt das kraftvollſte Schaffen und das erfolgreichſte Leben immer den Menſchen mit der länglich-breiten Geſichtsform beſchieden.

*

Eine prachtvoll gleichmäßige Durchführungskraft zeigt der Kopf des Generalfeldmarſchalls Hindenburg in Fig. 203. Kein Feldherrngenie, wie es Julius Cäſar und Napoleon I., Graf Moltke und Graf Schlieffen waren. Aber ein Mann von ungewöhnlich viel geſundem Menſchenverſtand, ein ſcharfdenkender, kluger, logiſch verbindender, mathematiſcher Kopf. Ausgeſprochenes Wohlwollen verbindet ſich mit Entſchloſſenheit und einer ganz außerordentlichen Zähigkeit und Beharrlichkeit. Die maſſigen Formen des unteren Geſichts, die Wucht und Kraft des Kinnes, die breite, kurz angeſetzte, kräftige Naſe — das alles zeigt den Tatmenſchen, zeigt eine Durchführungskraft, die in dieſem Ausmaß Hindenburg zur überragenden Perſönlichkeit und zum geborenen Führer machen.

Er ist nicht das dämonische Genie, kein Feuergeist, keine vulkanische Natur. Er ist kein Träumer, kein Phantast. Keine Abenteurernatur, wie Wallenstein, der Glück und Unglück von den Sternen ablas. Nein — seine Größe liegt in der ehernen Ruhe dieses Gesichtes. Ist er nicht wie die in Erz gehauene Unerschütterlichkeit selber?

Fig. 203. Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg. Wuchtiger Kopf von ungewöhnlich plastischer Modellierung. In den gleichmäßig breiten Formen liegt eherne Ruhe. Mathematischer Sinn (über dem äußeren Augenwinkel) und Tatsachensinn (über der Nasenwurzel) stark entwickelt. Im breiten Kinn liegt Zähigkeit und Beharrlichkeit. Ein Kopf von seltener Unerschütterlichkeit.

Hindenburg ist reine Tatnatur, ein Mensch mit Hinterhaupt und Untergesicht und kräftigem Nasenansatz. In ihm lebt die nüchternste Wirklichkeit, ohne höhere — künstlerische, literarische oder philosophische — Interessen. Ihm fehlt die schöpferische Phantasie. Er ist ein Koloß der Wirklichkeit, den der feurige Ludendorff belebte, wie denn umgekehrt Hindenburg zähmend auf den sprunghaften, zappeligen Ludendorff einwirkte.

Dies war der Mann, dessen Riesengestalt sich schützend vor das bedrohte Ostpreußen stellte. Dies war der Mann, an den das hoffende, bangende, zagende Deutschland glaubte. Es glaubte nicht mehr an seinen Kaiser, nicht an den Erben des Thrones; es glaubte an keinen einzigen von allen seinen Staatsmännern. Aber es glaubte an Hindenburg.

Seht diesen Kopf an! Ist er nicht wie die in einen einzigen Willen zusammengeballte Kraft eines ganzen Volkes? Ist er nicht wie die Zusammenfassung aller Möglichkeiten? Was ist denn das Höchste? Die Tat! Nun — dieser Mann war Tat. Darum ist er Geschichte. Stand er nicht wie ein Fels in dem Gewoge von Zweifel und Bangen, das durch das wankende Deutschland ging? Hat er nicht treu und beharrlich sein Riesenheer zurückgeführt, als es — von außen und innen zersetzt — der Auflösung entgegentrieb?

Dieser Mann blieb, als alle wankten. Er wich nicht der Gefahr, wich nicht der Revolution, wich nicht dem Dolch, der den endlich Heimgekehrten in seinem

Haus in Hannover treffen ſollte. Dieſer Mann ſtand feſt — immer und überall. Und wenn ihn einer um ſeine Unterſchrift bat, ſo ſchrieb er vor ſeinen Namen: „Vorwärts!"

Sein Kopf iſt unten wie eine breite Fläche. Dies iſt die kraftvolle Wirklichkeit, die unerſchütterliche Beharrlichkeit, die elementare Durchführungskraft, auf denen das Gebäude ſeiner Pläne und Gedanken ſich aufrichtet.

*

Aber es ſind drei Welten, die ſich im Menſchen begegnen: Denken, Fühlen und Wollen. Bald hat die eine größeren Raum, bald die andere. Die geiſtige Welt iſt die Stirn, die Gefühlswelt liegt im Mittelbau des Geſichts, und das untere Geſicht zeigt die Wirklichkeit und die Welt des Stoffes.

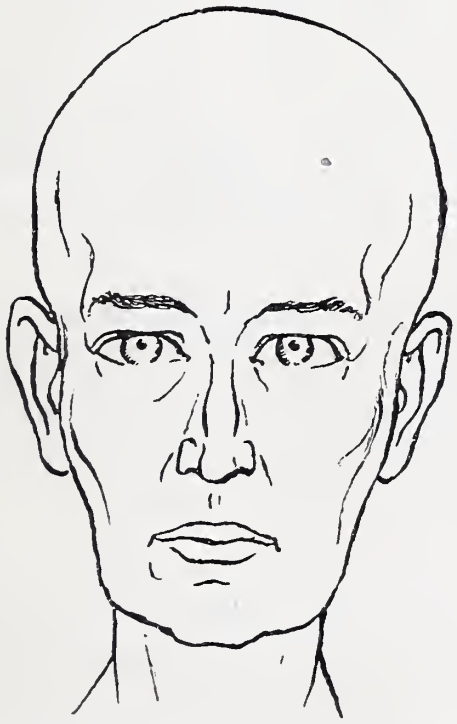


Fig. 204. Breite Stirn und ſchmales unteres Geſicht Vorwaltende Denkkräfte.

Fig. 205. Niedrige, ſchmale Stirn und breites unteres Geſicht. Vorwaltendes Wollen.

So hat nun das Geſicht — von vorn geſehen — drei Durchmeſſer, drei Breitenachſen. Die eine mag man ſich quer durch die Stirn denken, die zweite quer durch die Backenknochen (Jochbeine), die dritte quer durch die unteren Kinnladen (Fig. 204—206).

Wo nun der ſtärkſte Durchmeſſer iſt, da liegt der Hauptton des Lebens. Breite Stirn und ſchmales unteres Geſicht zeigen mehr geiſtige Durchführungskraft, als praktiſche Fähigkeit. Ein ſolcher Menſch bewegt ſich in einer Welt der Ideen, wie wir es bei Immanuel Kant, dem Königsberger Geiſtesrieſen in Fig. 207 ſehen. Welch eine breit-ausladende, gewaltige Stirn! Aber welch ein ſchwächliches, ſpitzig-ſchmales Untergeſicht. Wie iſt hier das Körperliche hinter

der Gedankenwelt zurückgeblieben! Erkennen wir nicht an diesem Gesicht den körperlich schwächlichen Mann, der so gewaltige geistige Kraft besaß, daß er volle zwölf Jahre hindurch an seiner „Kritik der reinen Vernunft" arbeitete? Und sehen wir nicht zugleich die geradezu verkümmerte körperliche Ausführungskraft, die so gering war, daß er nicht das geringste unternahm und Zeit seines Lebens — von 1724 bis 1804 — Königsberg nicht verließ?

Gerade weil diesen Mann weder materielle Interessen, noch sinnliche Genüsse lockten, war er im Stande, ein Gedankengebäude von fast übermenschlicher Klarheit und Schärfe aufzurichten. Die Unsinnlichkeit und absolute Leidenschaftslosigkeit seines Kopfes ist wie eine Symbolik seines ganz und gar unsinnlichen Stils, in dem die kristallklare Objektivität seiner Begriffe niemals durch subjektive Leidenschaftlichkeit gestört wird. Es ist ein Lehrgebäude, dem die sinnliche Vermittlung mit dem praktischen Leben fehlt, eine in schärfste Begriffe gespannte Weisheit.

Der Blick in diesem Kopf ist prüfend, bohrend, wie selbstvergessen in die Ferne gerichtet. Es ist nicht das Ich, nicht das eigene Interesse, das diesen Kopf lenkt; es ist die objektive Idee, die diese ruhigen, kühlen Augen und diese gewölbte Stirne suchen.

Wie anders ist dagegen der oben und unten gleichmäßig breite, männlich und kraftvoll herausgearbeitete Kopf des kühnen Tibetforschers Sven Hedin! An Stelle von Kants selbstvergessenem Blick sehen wir hier Selbstbewußtsein. Der hochintelligente Kopf zeigt in seinen breiten Kinnladen, in dem großen Abstand zwischen den Mundwinkeln und dem äußeren Gesichtsrand die ungewöhnliche praktische Durchführungskraft des unerschrockenen Mannes. Ängstlichkeit, Zaghaftigkeit, Mutlosigkeit sind einem solchen Kopfe fremd. Die breite, gewölbte Nase vermag zwischen Gedanke und Ausführung die richtige Organisation zu stellen. Nie geht er planlos an etwas heran. Der feste, zwingende Blick vermag in der Gefahr rasch zu entscheiden. Was klug und allseitig überlegt war (Nase!), wird kühn und kraftvoll ausgeführt.

Die schwächliche Gesundheit Kants mußte sich vor jedem Luftzug hüten. Auf einer gefahrvoll-strapaziösen Reise wäre vielleicht sein kostbares Leben verglommen wie ein Licht, das dem Sturm nicht widersteht. Darum hütete er es ängstlich, und sein Leben ward ein pünktlich schlagendes Uhrwerk, eine pedantisch nüchterne Konstruktion.

In einem kleinen Stübchen in den engen Mauern von Königsberg umriß dieser geistgewaltige Sattlerssohn in drei Riesenwerken die Grenzen des menschlichen Denkens. Niemand von den Nachbarn hat wohl geahnt, daß dieser lederne Magister, dieses schmächtige, ängstlich-zusammengedrückte, dürre Männchen alle Gehirne der kommenden Jahrhunderte in Bewegung setzte.

Sein eigenes Leben verlief im engen Rahmen. Es war Begriff, nicht Erlebnis. Im kleinen, ſchwachen Kinn, das wie eine ſcheue Andeutung körperlichen Lebens war, fehlte der Erlebnisdrang.

Den Andern aber — Sven Hedin — riß es hinaus. Iſt nicht dieſes kraftgeſpannte Kinn wie ein Dynamo, der in's Leben drängt, in's tatenfrohe, erlebnisreiche Leben! Dies iſt nicht der Stubengelehrte. Solch ein Kopf ertüftelt ſein Wiſſen nicht aus Büchern. Nein — er holt ſich's aus dem lebensſtrotzenden Garten der Natur. Er ſucht das Leben in der Wildnis, in ſengender Wüſtenhitze und auf eiſigen Hochgebirgen. Dies iſt kein gelehrter Buchſtabenfechter, ſondern ein Kämpfer, der wirkliche Gefahren ſehen will. Er ſpaltet lieber wilden Beſtien den Schädel, als daß er philoſophiſche Begriffe ſpaltet. Sein Leben iſt nicht Begriff, ſondern Erlebnis.

Fig. 206. Der größte Durchmeſſer liegt in der Geſichtsmitte. Die Betonung liegt alſo im Gefühlsmäßigen, im Mittelhaupt und Mittelgeſicht.

Nehmen wir noch drei Männer hinzu, die Zeitgenoſſen waren: Philipp Melanchthon, Martin Luther und Georg von Frundsberg Der gelehrte Magiſter, der ſtreitbare Mönch und der wackere Hauptmann der Landsknechte. Der feinſinnige Humaniſt, der löwenmutige Reformator und der rauhe Kriegsmann.

Melanchthon (nach dem Gemälde von Lucas Cranach) zeigt die gewölbte, hohe, gedankenreiche Stirn des Gelehrten. Und genau wie bei Kant iſt das untere Geſicht ſchmächtig, ſchmalbackig. Es iſt wie zurückgezogen vom wirklichen Leben, iſt unſinnlich, ſchüchtern, nicht kampfesmutig, ſondern nachgiebig, feinfühlig. Alles drängt an dieſem Kopf in's Geiſtige. Der Körper iſt vernachläſſigt, die Verdauungskraft empfindlich geſchwächt.

Vor allem: Die Durchführungskraft iſt rein geiſtig, ganz und gar nicht körperlich. Gedanken bewegen dieſen hochgeſtirnten Mann, deſſen Blick ſinnend nach innen gerichtet iſt. Eine ſtille Gelehrtennatur, der man Mutloſigkeit vorwarf, weil der Kampf nicht dieſes Mannes Sache war. Seine blaſſe Magiſterhand ſchrieb griechiſche Verſe; aber ſie vermochte kein Schwert zu ſchwingen, weder das des Geiſtes, noch eins aus Stahl. Seine feinſinnige Bildung, ſein großes Wiſſen, ſein zartes, verſöhnliches, herzlicher Freundſchaft

zuneigendes Wesen mußte klärend, ordnend, besänftigend wirken auf die lebensvolle, sinnlichere kampfesmutige Natur Luthers.

Die Gegensätze waren es, die beide Männer zu Freunden machten. So auch war es bei Goethe und Schiller, bei Hindenburg und Ludendorff.

Fig. 207. Immanuel Kant, geb. 22. April 1724 zu Königsberg, gest. 12. Febr. 1804, gleichfalls zu Königsberg. Schuf 3 große philosophische Hauptwerke. Plastische Stirnpartie, schmales Untergesicht.

Fig. 208. Dr. Sven Hedin, der berühmte Tibetforscher. Kraftvoller Kopf mit großer körperlicher Durchführungskraft. Keine philosophische Grüblernatur. Wirklichkeitssinn im breiten Untergesicht.

Luthers volle Wangen, sein weicher Mund, sein breites, lebens- und genußfrohes Kinn, seine feurig-flammenden Augen, seine ganze zur Tat drängende Kraft mußten die Gitterstäbe des Klosters zerbrechen, mußten den zweifelnden Mönch in's Leben drängen. Er war kein grübelndes Stubengehirn. In seinem breiten Kopf wuchs die Tat. Er mußte die 95 Thesen an der Schloßkirche anschlagen, daß noch heute die Hammerschläge in das Gewissen der Welt dröhnen. Er mußte nach Worms fahren, um sich vor Kaiser und Papst zu verteidigen. Seiner Augen Flammenkraft flößte dem mächtigen Cajetan Furcht ein vor dieser „teutonischen Bestie". Und sein Wort „Hier stehe ich; ich kann nicht anders! Gott helfe mir!" ist seit jenem ungeheuren Tag der Feuerruf für alle gottgeborene Tat, für alle mannhaften und mutigen Herzen geblieben.

Melanchthons feingebogene Naſe, ſein ſchmaler, feingebildeter Mund, ſeine hohe Stirn zeigen die Überlegenheit, die Gemeſſenheit und die Feinheit ſeiner klaſſiſchen Bildung.

Luthers weitaus plumperer Kopf zeigt die Kraft ſeines Vorgehens. In der Derbheit ſeines unteren Geſichts liegt die unbedenkliche Derbheit, ja Grobheit ſeiner Sprache, die den Freund des Hauſes, den zarten Magiſter Philippus, zu Zeiten erſchreckt haben mag. Melanchthon ſuchte zu vermitteln. Seine ruhige, klar-gebogene Naſe zeigt die innere geiſtige Ordnung, mit der er 1529 im Marburger Religionsgeſpräch die Lücke zwiſchen Luther und Zwingli in der Abendmahlsfrage auszufüllen ſuchte, mit der er 1530 das Augsburger Bekenntnis formen half, zeigt die erzieheriſche Klarheit und geiſtige Sicherheit, mit der er als der Praeceptor Germaniae in die Reihen der Unſterblichen einrückte.

Fig. 209. Philipp Melanchthon. Reformator und Humaniſt, geb. 16. Februar 1497 in dem badiſchen Städtchen Bretten, geſt. 19. April 1560 in Wittenberg. Freund und Mitarbeiter Luthers. Wurde ſchon mit 21 Jahren — 1518 — Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität Wittenberg. Geborener Pädagoge. Feine, körperlich zarte Gelehrtennatur. Sinn für Form und edler Wille in der feingebogenen Naſe. Ebenſo Organiſationskraft und Ordnung. (Aus M. Klinkicht „300 berühmte Deutſche." (Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.)

Melanchthons Kopf zeigt mehr den feinſinnigen Humaniſten, Luthers derber Bauernſchädel mehr den Deutſchen, den Mann des Volkes. Melanchthon iſt mehr Gelehrter, Luther mehr Künſtler. Melanchthon zaghaft, Luther mutig. Melanchthon liebt die Stille und die Abgeſchloſſenheit, Luther ſtürzt ſich in's Gewühl.

Und neben beiden Georg von Frundsberg, der brave Organisator der Landsknechte. Mit Bewunderung schaute er auf Luther, als der auf einem Eselskarren in Worms einzog. „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang!"

Mußte nicht Luther seinem Herzen nahestehen? Wer konnte den Löwenmut dieses Mönches so würdigen wie er, der Landsknechtsvater, der in den Schweizerkriegen und in Italien hundertmal dem Tode in's starre Auge gesehen hatte! Zwei Kämpfer begegneten sich da in Worms. Der eine, der ältere, bärtige, war über blutgetränkte Schlachtfelder geschritten, auf denen auch eines tapferen Mannes Herz erbebte. Er verwarnte den jüngeren, den bleichen, bartlosen Mönch. Der aber meinte, er komme im Namen Gottes her — — und ehrfürchtig beugte sich der Ältere vor so illustrem Bundesgenossen.

Fig. 210. Martin Luther, der deutsche Reformator. Geb. 10. November 1483 in Eisleben; gest. 18. Februar 1546 in Eisleben. Wuchtiger Unterkopf mit großer Lebenskraft. Praktische Intelligenz. Gewaltige Fähigkeit, sich durchzusetzen. Grob und rücksichtslos. Derber Bauernschädel. Sinnliche, lebensfrohe Natur. Der breite Kopf drängt zur Tat. (Aus Klinkicht „300 berühmte Deutsche". Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.)

Schaut des Frundsberg starke, wohlgewölbte Nase, mit deren Organisationskraft er in des Kaisers verwildertes Landsknechtsheer Zucht und Ordnung hineinbrachte. Schaut vor allem die erstaunliche Breite des unteren Gesichts, den großen Durchmesser, der quer durch den Mund geht. Seine Durchführungskraft, die ganze Fülle seiner Energien, liegt in wirklichen, in greifbaren Dingen, liegt mit Wucht und Nachdruck in der Wirklichkeit.

Kaiſer Maximilian ſchlug den tapferen Mann 1504 zum Ritter. Er hatte ihm viel zu verdanken. Er war nicht ein Ritter des Geiſtes, der in der vorgewölbten Stirn des ſcheuen Philippus thronte. Er wußte Kaiſer und Reich zu ſchützen, und ſeine gewaltige Geſtalt ſtand überall finſter drohend an des Reiches Grenzen.

Und nun ſchaut und vergleicht die Köpfe und ſagt, ob die Menſchenkenntnis ein Irrtum und ein Phantom ſei! Seht die hohe Stirn und die ſchwächliche, unſinnlich zarte Körperlichkeit von Philippus Melanchthon, deſſen ſtille, ſcheue Seele den Kampf floh; und ſeht die gleiche Stirn und das gleiche ſchmale, kraftloſe Untergeſicht bei Immanuel Kant, den zehn Pferde nicht aus Königsberg herausgezogen hätten. Hat nicht die Natur hier die gleichen Geſichter in die gleiche Form geſetzt?

Fig. 211. Georg v. Frundsberg, Führer und Organiſator der Landsknechte unter Maximilian I. Geb. 24. September 1473 auf Schloß Mindelheim in Schwaben, geſt. ebendaſelbſt 20. Auguſt 1528. Tapferer, tatkräftiger Kopf von großer Durchführungskraft in der unteren Breite. Die gebogene, ſtarke Naſe zeigt Perſönlichkeit und Wille, klares Denken und Organiſationskraft, das hohe Vorderhaupt Wohlwollen. Die Landsknechte nannten ihn den „lieben Vater". Eine rechtſchaffene, charaktervolle Geſtalt aus der Reformationszeit. (Aus Klinkicht „300 berühmte Deutſche". Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart).

Und dann ſagt, ob nicht der Feldmarſchall von Hindenburg (Fig. 203), deſſen Arm im deutſchen Oſten zwei rieſige Ruſſenheere zerbrach, an Kopf und Geſicht, vor allem in der wuchtigen Breite des Kinns, jenem Georg von Frundsberg gleicht, der des Kaiſers Maximilian Stütze und der Liebling ſeiner Truppen war.

Helden des Geistes, Helden des Schwertes, Helden der Tat! Des Menschenkenners Auge sieht prüfend die Form, und in den Formen liest es — Weltgeschichte.

*

Es sind ganze Welten, die uns in den Köpfen der Menschen entgegentreten. Unendlich interessant ist es, in der Geschichte der Literatur die Köpfe der Romantiker zu betrachten. Sie alle waren dem Diesseits abgewandt. Ihre Seele war zart, ätherisch, weltfeindlich, von Sehnsucht erfüllt, von unerfüllten Idealen bewegt. Sie flohen die reale Welt und mußten doch in ihr leben, mußten mit ihr kämpfen. Unter diesem Zwiespalt litten sie, brachen darunter zusammen.

Fig. 212. Friedrich von Hardenberg-Novalis. Einer der zartesten Dichter der Frühromantik. Geb. 2. Mai 1772 zu Oberwiederstedt (Mansfeld), gest. 28. März 1801. Die Richtung seines Geistes war „Das nicht auf Erden Heimische, das Heilige, Resignierende". Schwächlich-schmales unteres Gesicht. Ein Fremdling in der Wirklichkeit.

Denn so viele unter ihnen waren krank, waren Lebensschwächlinge, waren zarte Blüten, die in der rauhen Luft der Wirklichkeit dahinsanken. Sie trugen den Todeskeim in sich.

Friedrich Hölderlin wurde mit 50 Jahren geisteskrank.

Hardenberg-Novalis starb mit 29 Jahren an der Schwindsucht. Graf Platen-Hallermünde wurde 38 Jahre alt, Wilhelm Hauff nur 25 Jahre.

Hölderlin erwartete von der französischen Revolution das Reich Gottes auf Erden. Diesen Glauben hat mancher mit ihm geteilt. Aber alle, die das taten, hatten den schmalen Kopf, der die Wirklichkeit nicht begreift, hatten das feine, schmale untere Gesicht, das den überschwänglichen Ideen keinerlei reale Widerstände entgegensetzt.

Hardenberg-Novalis war in seinem Gemüt wie in seiner Kopfform ein Kind. Die hohe Stirn, die mädchenhaften Schwarmaugen, das unten spitz zulaufende Gesicht, die Reinheit und Unschuld im Ausdruck, das alles läßt erkennen, wie hier die Wirklichkeit hinter der Traumwelt zurücktrat.

Wie anders der Kopf Richard Wagners (Fig. 213)! Auch hier war die am Leben leidende, mit sich selber ringende Künstlerseele. Auch hier der

feinnervige Künstlerorganismus. Auch hier das Chaos der Gefühle, das nach Gestaltung drängt. Auch hier der leidende Mensch, der im „Tannhäuser", im „Tristan" nach Erlösung schreit und im „Parzival" die Schmerzen der Menschheit zu seinen eigenen Schmerzen macht.

Fig. 213. Richard Wagner. Breitgebautes Gesicht, das große Durchführungskraft besitzt In den gewölbten Schläfen und in der bedeutenden Plastik des Kopfes steckt große Gestaltungskraft. Starkgebogene Nase = Herrscherwille, Machtwille Vorspringendes Kinn = Wille zur Tat, zum Leben. Trotziges Selbstbewußtsein. Aus Reinwald: „Menschen" I. Teil. Verlag E. Haberland, Leipzig.

Aber von welch einem Machtwillen, welch einem tyrannischen Ich ist dieser Kopf getragen! Und vor allem: welch eine Gestaltungskraft liegt in der Plastik, der reichen Architektur dieses Kopfes, welch eine Durchführungskraft in dem weiten Abstand, mit dem die äußere Grenzlinie des Gesichts sich von den Augen- und Mundwinkeln entfernt!

Dies ist die Herrschernatur, die erzwingt, was sie will, der Mensch mit dem stolzen Unabhängigkeitsdrang, der als königlich sächsischer Hofkapellmeister in der höfischen Luft erstickt. Durch die Weltverneinung, die ihn durch Schopenhauers Einfluß an den Abgrund zerrte, klingt immer wieder Jung-Siegfrieds sonniger Ruf hindurch. Der urgewaltige Lebenswille blieb Sieger. Nach dem todessehnsüchtigen Tristan schuf er den „Parzival", nach dem pessimistischen Wotan den Hans Sachs, der heiter bleibt, auch wenn er weiß, daß alles ringsum sterben muß.

Dieser Mann ist nicht frei von menschlichen Schwächen. Das kleine

Männchen mit dem Geniekopf mußte sich in Positur setzen. Er brauchte Sammtbarett und Atlasschlafrock. Sein geistiges Königtum, sein Herrscherwille, ertrugen nicht die Armut um ihn herum. Er war zum Reichtum geboren, zur Macht, zum Glanz. So lange er sie nicht hatte, brauchte er die Pose. Und als er diese hatte, wurde er sie nicht wieder los.

Fig. 214. Friedrich von Bodelschwingh, geb. 6. März 1831 zu Haus Mark in Tecklenburg (Westfalen), als Sohn des späteren preuß. Finanzministers; gest. 2. April 1910. Großzügig und praktisch veranlagter Menschenfreund. Bedeutende praktische Ausführungskraft in dem selten breiten Kopf. Nahm sich der Landstreicher an und kolonisierte sie. Er war eine prachtvolle Mischung von praktischem Landwirt und Theologe.

Sein Machtwille stieß sich an der häuslichen Enge. Seine herrische, anmaßende, ruhmsüchtige, kampfgereizte Natur zerquälte ihm das eigene Leben. Er verlangte Anbetung, beugte aber sein eigenes, trotziges, ungeheures Selbstbewußtsein im ganzen Leben nur vor einem Einzigen — vor Beethoven.

An Wagners Kopf fällt die Breite dicht über und hinter dem Ohr — an des Ohres oberer Wölbung — auf. Hier zeigen sich der rastlose Tätigkeitstrieb und der Kampftrieb des kleinen sächsischen Maëstros, der 1848 in Dresden mit dem russischen Nihilisten Michael Bakunin die Revolution schürte, revolutionäre Reden hielt und unter des Königs Soldaten Druckschriften verteilte, um sie zum Abfall zu bewegen.

Der Kampfsinn ist es, der seiner Musik das Fanfarisch-Heroische gibt. Wie kampfesfroh in Brunhildens Ruf! Wie pathetisch das Wotanmotiv! Wie

machtvoll und glanzerfüllt ist der „Einzug der Sänger auf der Wartburg"! Rauscht nicht durch diese Musik Wagners eigener Sinn für das Heroische, das Königlich-Festliche?

Nie hätte Wagners Vorgänger auf dem Dresdener Hofkapellmeisterposten, der zarte, gemütreiche Carl Maria von Weber, der Mann mit dem schmalen Kopf und dem frauenhaften Kinn, solche Musik schreiben können.

Es muß nicht sonderlich gemütlich gewesen sein, mit diesem musikalischen Gralsritter im Alltag umzugehen. Nur wer seine himmlische Mission anerkannte und vor ihm bewundernd den Nacken beugte, den ließ er gelten.

Er liebte die Tiere; aber gegen Menschen konnte er bösartig sein. Seine erste Frau, die hübsche, mollige, liebe, philisterhaft beschränkte Minna, hat er weidlich gequält, obwohl sie vielleicht erträglicher war, als Goethe's Christiane. Aber die große, leuchtende Menschlichkeit, die warme, verstehende Liebe, die harmonische Abgeklärtheit des Weimarer Olympiers waren diesem zäsarischen Musiker fremd. Seine innerste Seele war liebeheischend, sehnsüchtig und mitleidvoll; denn es war die Seele eines großen Künstlers. Aber der Machtwille und der Tatendrang machten ihn zu Zeiten hart und herrisch.

Seine Durchführungskraft aber ließ ihn auf dem Festspielhügel in Bayreuth sein Werk siegreich vollenden. Die Wirklichkeit lebte in diesem breiten Gesicht, diesem trotzig vorgeschobenen Kinn mit der gleichen Kraft wie die erhabene Schönheit seiner Tonwelt. Und deshalb wurde sein Leben aus Träumen — Wirklichkeit.

*

Noch ein anderer Kopf soll uns in seiner selten großen Durchführungskraft den Beherrscher der Wirklichkeit zeigen: Friedrich von Bodelschwingh. (Fig. 214.)

Wenn irgendwo, so muß hier die Menschenkenntnis geradezu triumphieren.

Dieser wahrhaft große Mann besaß in allen Dingen — geistig und körperlich — die erstaunlichste Durchführungskraft. Oben, in der Mitte und unten ist der Kopf breit, hat sehr große Durchmesser, und die äußere Umgrenzungslinie des Gesichtes hat einen ungewöhnlich weiten Abstand von den Augen und den Mundwinkeln.

Dabei hat er doch die länglich-breite Gesichtsform und eine hohe, breite Stirn, deren seitliche Wölbungen den schöpferischen Menschen zeigen, während die Erhöhung auf der Mitte des Oberkopfes den Verehrungssinn, das religiöse Empfinden, verrät.

Bodelschwingh hat das Dortmunder Gymnasium als bester Schüler verlassen und widmete sich bezeichnenderweise der Landwirtschaft. Zu diesem Beruf hat ihn ganz sicher sein realer Tätigkeitsdrang geführt.

Er hat nicht mit der lächelnden Ueberlegenheit des Gebildeten theoretisch an der Landwirtschaft herumgeschnüffelt. Nein — dieser breite Kopf packte die Sache praktisch an und verwaltete schon im 20. Lebensjahr, in dem andere noch vom Geld des Vaters leben, die Herrschaft Gramenz in Pommern.

Die Seelennot der Gutsarbeiter drängte ihn zur Theologie. Er wollte Missionar werden, studierte Theologie in Basel, Erlangen und Berlin. In Paris sammelte er dann die Aermsten der Armen um sich und wurde eine Art „Lumpenpastor".

Sein großes Lebenswerk aber begann erst 1872, als er Pfarrer an einer Anstalt für Epileptische in Bielefeld wurde. Das große Rezept „Bete und arbeite" handhabte er nicht wie mancher Pfarrkollege, der für sich das Beten übernimmt und den Andern das Arbeiten überläßt. Nein, hier griff er selber mit starker Hand ein. Er hatte die Wohltat der Körperarbeit auf dem Lande kennen gelernt. Er hatte gesehen, wie die breitrückigen Bauern, die das gesunde Rückgrat hatten, derbere Lebenskraft besaßen als die nervösen Geschlechter in der Stadt.

Wie in seinem eigenen breiten Kopf alles nach praktischer Verwirklichung drängte, wie er selber außerstande war, nichtstuend oder träumend die Tage zu verbringen, so wollte er auch nicht, daß seine Kranken Drohnen seien, die sich nur pflegen lassen. Bald hatte er eine richtige Landwirtschaft auf dem Gelände der Anstalt eingerichtet, die eigene Erträge abwarf. Durch angegliederte Kolonien wuchs die Zahl der hier tätigen Kranken auf 5000.

Er gründete die Ackerbaukolonie Wilhelmsdorf und siedelte hier Vagabunden von der Landstraße und allerlei verwahrloste Elemente an, die unter seiner Hand wieder beten und arbeiten lernten.

Wenn das Wort von den „Arbeitern im Weinberg des Herrn" richtig ist, so ist Friedrich von Bodelschwingh einer der treuesten und fleißigsten gewesen.

*

Köpfe wie derjenige Bodelschwinghs wissen, was sie wollen. Es ist an ihrer klaren und ausgesprochenen Form deutlich zu erkennen, wohin ihr Leben läuft. Und dieser Kopf des vortrefflichen Gottesmannes, der christlicher Liebe eine so praktische Form gab, besitzt vor allem in seiner gleichmäßigen Breite eine der brauchbarsten menschlichen Eigenschaften: Beständigkeit.

Ein solcher Kopf mit den Form-Merkmalen der Beständigkeit, der Beharrlichkeit, der zähen und energischen Durchführung ist auch der in Fig. 215 abgebildete Kopf eines Industriellen.

Auch hier ist die Ausführungskraft für das Wirkliche groß. Solche Köpfe

ſind nicht heute ſo und morgen anders. Sie bleiben ſich gleich und halten feſt, was ſie haben und was ſie wollen.

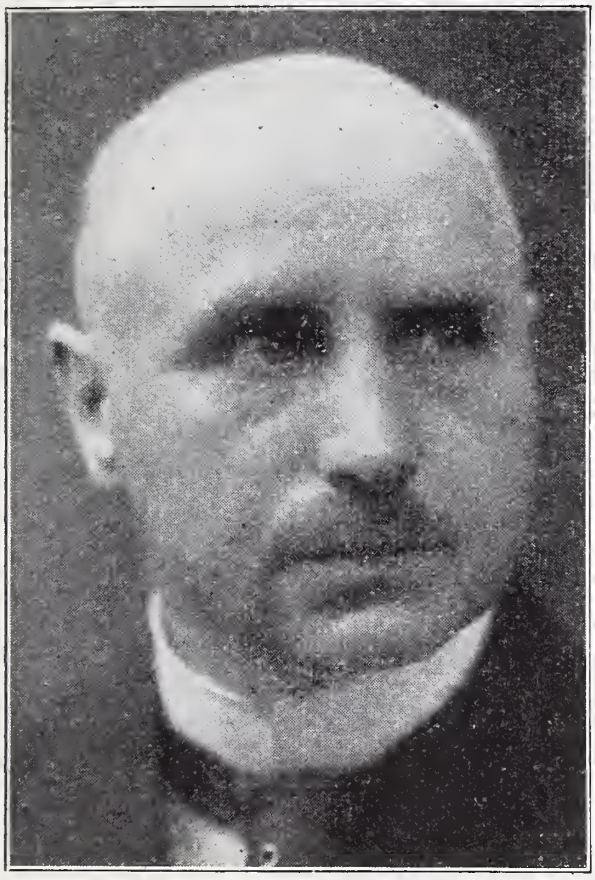


Fig. 215. Kopf eines Induſtriellen. Große, gleichmäßige, beharrliche Durchführung. Ruhiger Wille in der langen, breiten Naſe. Vor und über dem Ohr Erwerbsſinn, Verheimlichungstrieb und Konſtruktionsſinn ſehr ſtark. Infolgedeſſen für techniſchen Fabrikationsbetrieb hervorragend geeignet. Verliert nie den Kopf. Ungemein praktiſcher Sinn. Nüchtern denkend. Typus: Generaldirektor. Induſtrielle Hindenburgnatur. Erfolgreicher Kopf.

Dieſem Kopf kann man Werke und Menſchen anvertrauen. Er führt ſie ſicher durch alle Gefahren. Die Kräfte der wirtſchaftlichen Exiſtenz ſind über und vor den Ohren in Fig. 215 ganz bedeutend entwickelt. Infolgedeſſen wird dieſer Kopf in jeder Lebenslage Erfolg haben.

*

Die Geſichtsbreite entſcheidet in der Hauptſache darüber, ob ein Kopf praktiſch oder unpraktiſch, ob er ein Träumer oder ein Wirklichkeitsmenſch, ein Idealiſt oder ein Realiſt iſt.

Zur Durchführung gehört aber vor allem Willenskraft. Und dieſe iſt durchaus nicht an der größeren oder geringeren Geſichtsbreite zu erkennen. Sie iſt eine Sache des Hinterhauptes, das die Tatenergien umfaßt. Breites Geſicht mit ſehr ſchwachem Hinterhaupt zeigt in der Durchführung mangelnde Energie. In Fig. 216 iſt nochmals — mit Rückſicht auf die Durchführung — das poſitive und aktive, energiſche und tatkräftige Hinterhaupt mit ſcharfentwickeltem Kinn dargeſtellt, Fig. 217 aber zeigt den negativen und paſſiven Vorderhauptsmenſchen mit fehlenden Perſönlichkeitskräften im mangelhaften Hinterhaupt.

Fig. 218 endlich zeigt den ſchönen, energiſch geſchnittenen Kopf der Führerin in der deutſchen ſozialen Frauenbewegung, Frau Marie Stritt.

*

Die Gefühlskräfte hat die Natur in den mittleren Teil des Geſichtes eingebaut. Weiſt hier ein Kopf den ſtärkſten Durchmeſſer auf, ſo ſteht das Gefühl im Vordergrund. Es herrſcht über den Verſtand, der in der ſchmaleren Stirnform zurücktritt. Und es ſteht auch über der körperlichen Durchführung,

wenn von den Backenknochen an das untere Gesicht schmaler wird und unten gar das Kinn eine kurze, spitze Form hat.

Diese Gesichtsform findet man vorwiegend bei Frauen. Ihr Leben steht unter dem Zeichen des Gefühls. Das gefühlsmäßige Wollen ist bei ihnen am größten. Eine solche Gesichtsform handelt nicht nach Vernunftsgründen und auch nicht nach realen und praktischen Gesichtspunkten, sondern nach subjektiven Empfindungen und nach Instinkten. Gefühl ist alles. Nicht lange und sorgfältige Ueberlegungen entscheiden hier, sondern der Impuls des Augenblickes.

Fig. 216. Kinn- und Hinterhauptsmensch. Große Tatenergie. Positiv, aktiv. Handelt unbedenklich und ohne Hemmungen, weil die Stirn „fliehend" ist.

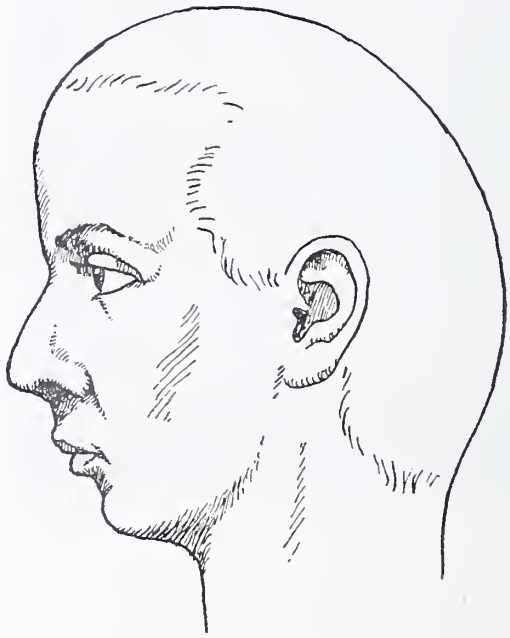


Fig. 217. Vorderhauptsmensch mit sehr schwachem Hinterhaupt. Negativ, passiv. Viele Hemmmungen. Ohne Entschlußkraft.

Solche geradlinig geschnittenen, schmalbackigen Gesichter sind typisch für das zäheste Volk der Welt — die Engländer. Was ihnen an Genialität abgeht, ersetzen sie durch eine bewundernswerte geistige Ausdauer, durch eine kühle und leidenschaftslose Unerschütterlichkeit des Willens. Sie waren allen Ernstes bereit, den letzten Krieg zwanzig Jahre lang zu führen. Und der Seelenthermometer, der in Deutschland wie gewöhnlich am Anfang auf den Siedepunkt stieg, sank am Ende auf Null.

Ein Gesicht, das an beiden Seiten geradlinig heruntergeht, läßt das Gefühl nicht in die Pläne und Absichten des Verstandes eindringen. Es läßt sich auch nicht durch den Impuls des Augenblickes in der zähen physischen Durchführung stören. Es ist von einer kaltberechnenden, leidenschaftslosen Energie, einer Beharrlichkeit, die durch keinerlei Zufälligkeiten aus dem Geleise zu werfen ist. (Fig. 219.)

Im Geschäftsleben sind diese geradlinigen Gesichter von einer zähen, zielbewußten Tatkraft. Sie lassen nicht locker, sind kühl beherrscht und erreichen ihr Ziel durch Ausdauer und Beharrlichkeit.

Diese Beharrlichkeit ist es gerade, die den in der Mitte breiten, nach oben und unten aber schmaler zurückgehenden Gesichtern fehlt. Sie fangen heftig und begeistert eine Sache an, lassen aber sehr bald auch wieder nach. Denn da die Stirn nach oben schmaler wird, so hat sie das, was das Gefühl im breiten Mittelgesicht mit Heftigkeit zu tun begehrt, vorher nicht reiflich erwogen. Der Plan war schwächer als der gefühlsmäßige Wunsch. Und da ferner von den Backenknochen an nach unten hin — also nach der Region der körperlichen Durchführung — das Gesicht schwächer wird, so läßt in der Durchführung mit einem Male die Kraft nach.

Fig. 218. Frau Marie Stritt-Dresden. Führerin der deutschen Frauenbewegung. Ausgesprochener Langschädel. Hinterhaupt, Kinn und Nase gut entwickelt. Infolgedessen Festigkeit, Tatkraft und Verstand. Zäh in der Durchführung, energisch und ausdauernd in Plänen und Arbeiten.

Solch einem Kopfe fehlt die Planmäßigkeit, die Ordnung in den Handlungen.

Je stärker die Backenknochen (Jochbeine) aus dem Gesicht heraustreten und das Gesicht in der Mitte verbreitern, desto heftiger werden die Instinkte. Das Gefühl wächst sich aus zur Leidenschaftlichkeit.

Fig. 220 zeigt einen solchen Kopf. Niemand ist hier sicher, wie er in einem gegebenen Augenblick handeln wird. Er folgt dem Impuls. Deshalb folgt er vor allem einer starken Hand, die ihn lenkt.

Menschen mit breitem Mittelgesicht, schwachen Kinnladen und kleinem Kinn werden immer darunter leiden, daß ihre Wünsche größer sind als ihre Taten. Sie können begabt und talentvoll sein, von der Natur reich beschenkt mit sicheren und kraftvollen Instinkten. Aber zum Erfolg fehlt ihnen das wichtigste: die zähe, gleichmäßige Durchführung, die Beharrlichkeit. Es sind Stimmungsmenschen, die mit Heftigkeit etwas ergreifen, aber auch bald wieder liegen lassen können.

Im Kriege sind es unzuverlässige Soldaten. Wer ihnen Stand hält, bricht die Heftigkeit ihres nur für den Augenblick starken Willens.

Solche Menschen sind niemals Führernaturen. Da ihnen selber das ge-

ordnete, gleichmäßige, planvolle Handeln fehlt, können sie auch Andere nicht dazu erziehen. — Es liegt etwas Nomadenhaftes in ihrem Wesen. Denn es sind die Menschen, die im Mangel an beharrlich-zäher Gestaltung des vor ihnen liegenden Lebens die begabten oder unbegabten, glückseligen oder unglückseligen Kinder des Augenblickes sind.

*

Fig. 219. Engländerkopf. Aus Stiehl: „Unsere Feinde", Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart. Geradlinig geschnittenes Gesicht mit starker Nase. Zäher, unerschütterlicher Wille, der nie sein Ziel aus dem Auge verliert. Fehlschläge erschüttern diesen Kopf nicht.

Der Dichter Detlev von Liliencron hat nach dem Holzschnitt in Fig. 221 ein mächtiges und breites unteres Gesicht. Wie reizvoll für den Physiognomiker, die Uebereinstimmung von Form und Wesen hier zu finden.

Diese breite untere Gesichtshälfte strotzt von Lebenskraft und Daseinslust. Die Wirklichkeit beherrscht ihn ganz. Und diese gesunde Lebensfülle durchjauchzt seine gesamte Dichtung. Er will nicht philosophieren, er will leben. Er überlegt nicht das Leben. Er erlebt es. Das Leben ist ihm nicht Buchstabe und Lehrsatz. Nein, es ist ihm jubelnde Wahrheit. Es ist nicht grübelnde Vergangenheit, nicht furchtsam geschaute Zukunft, nein: er singt:

Des Lebens Blume ist die Gegenwart.
Pflückst du sie nicht, hast du dich selbst genarrt.

Ihn drängt es nicht in Schule und Wissenschaft. Dieser breite Kopf will Wirklichkeit. Von selber drängt's ihn zum Soldatenleben. Er wird Offizier. Kämpft in Böhmen und Frankreich. Wird verwundet und entlassen und nun

in den Sorgenſtrudel des Lebens geworfen. Das Leben packt und ſchüttelt ihn. Mit der Widerſtandskraft ſeiner breiten Kinnladen haut er ſich durch. Not und Zweifel, Armut und Verbitterung greifen nach ihm. Der Trotz im gewaltigen Kinn bleibt Sieger. Er wird ein Dichter und beſingt das Leben. S e i n Leben! Das Leben des Soldaten, des Jägers, des mannhaften Romantikers. Seine glühende Künſtlerſeele umjauchzt die Schönheit des bloßen Daſeins. Sein Lachen ſchüttelt die Sorgen ab; ſie verdunkeln nicht das Leuchten dieſes altariſtokratiſchen Poeten. 150 Jahre gedenkt er alt zu werden. Aber auch dann iſt er noch nicht ganz tot. Vielleicht, wenn ſchon die Würmer ihn benagen — — vielleicht iſt dann in dieſer kraftgeſpannten Fülle um das Kinn herum noch ein Funken Leben:

Fig. 220. N e g e r k o p f. Stirn und Untergeſicht ſchlecht entwickelt. Hingegen ſehr breite Backenknochen. Ein Menſch des Inſtinkts. Heftige Impulſe; triebhaftes, unüberlegtes und unkontrolliertes Handeln. Braucht eine Leitung.

Und eh mein Sarg die Erde noch erreicht,
Brüll ich empor, daß alles rings erbleicht:
Hurra das Leben!

Vielleicht hat er Gott beſſer verſtanden, als die, die in der Schöpfung nach „Geheimniſſen" ſuchen. Mit trunkenen Augen umfaßte er die Welt, und ſeine wirklichkeitsfrohe Natur ließ nie die grüblerische Schwere des Leids aufkommen.

Iſt auch das Daſein voller harter Schmerzen,
Spielt ewig die Tragödie auch hinein,
Mein Gott, wir haben Sonnenſchein im Herzen,
Laßt nur die Freude ſommerfroh gedeihn,
denn ſo viel Luſt, ſie iſt nicht auszumerzen,
Sie ſoll, ſie muß der Plagen uns befrein.

„So viel Luſt", wie Liliencron im Herzen trug, gibt's bei „normalen" Menſchen gar nicht. Er mußte ſie anderswo ſuchen. Seine Daſeinsfreude ſprengte die Feſſeln. In Matroſen- und Fuhrmannskneipen, in Hamburgs Verbrecherkellern und Dirnengaſſen fand man ihn. Wie Franz Hals, der in den Spelunken von Rotterdam herumlungerte und ſeine Modelle ſuchte.

Braver Philiſter, tröſte dich! Du tateſt nie ſo böſe Dinge. Du lungerſt nicht durch Kneipen, und Fuhrleute ſind nicht dein Umgang. Aber du haſt auch den Menſchen nicht in's Herz geſehen, haſt nie ihr Leid, nie ihre Luſt geſehen. Haſt das Leben nie an ſeinen Quellen belauſcht. Zwar gehörſt du zu

den „besseren Leuten". Aber du bist kein Dichter und kein Aristokrat, der den Schmutz sehen darf, ohne daß er an ihm hängen bleibt. Du zahltest deine Steuern und hast deine Pflicht getan. Aber du bist kein Liliencron.

Und wenn du ihn nicht verstehen kannst, so tue doch das Größte, was dir zu tun bleibt: verdamme ihn nicht. Überlege, ob Genuß immer Sünde ist oder auch einmal die beglückende Einigung zwischen Mensch und Dasein, ja ob Sünde nicht der tiefere Blick für das Menschliche ist. Und wenn du's begreifst,

Fig. 221. Freiherr Detlev von Liliencron, geb. 3. Juni 1844 in Kiel. Bedeutender Lyriker; das untere Gesicht ist — im Gegensatz zu Hardenberg-Novalis — breit, seine Lyrik kraftvoll, frisch, naturwüchsig, ohne alle Süßlichkeit und Sentimentalität. Robuste Natur.

dann überlege, ob nicht auch in Liliencrons Leben und Dichtung eine Philosophie lag, denn sieh: ihn führte die urwüchsige Kraft seines wirklichkeitsfrohen Kopfes durch Lasterstätten und Sinnengenuß. Aber seine Künstlerseele führte ihn auch wieder heraus, ernst und stolz wie er hineingegangen. Sein Werk wuchs aus Hohem und Niedrigem; denn er war ein Dichter. Und du begreifst ihn in seinen eigenen Worten:

Hinauf, hinauf in immer höherm Flug,
Bis du empfangen wirſt von Sternenchören:
Wie je dein Herz in Seligkeiten ſchlug.
Und durften Schmerz und Elend dich zerſtören,
Hier fallen irdiſche Freuden, irdiſcher Trug,
Niemals wird dich Gemeinheit mehr empören.
Ein dunkler Flammenmantel deckt die Zeit,
Still leuchtet drüber die Unſterblichkeit.

*

12. Kapitel.

Das Gesicht.

Läßt der Schädel die geistigen und triebhaften Grundkräfte erkennen, so das Antlitz mehr die seelische Ausdruckskraft. Im Antlitz tritt die gesamte Welt der vorhandenen Kräfte in die Erscheinung. Hier verlassen sie das Individuum und treten sozusagen aus ihm heraus.

Der Schädel zeigt stets die Anlage, die Möglichkeit. Was davon Wirklichkeit geworden, kommt im Gesicht, in der Physiognomie, zum Ausdruck. Hier liegt die Richtung des geistigen Strebens, die Art der Betätigung. Im Antlitz gruppen sich die geistigen, seelischen und triebhaften Kräfte vor ihrem Weg in die Außenwelt. Sie ordnen sich und zeigen uns klar, welche Gruppe von Kräften sich in den Vordergrund schiebt.

Hier im Physiognomischen — im weitesten Sinne — erkennen wir den jeweiligen geistigen Zustand, die persönliche „geistige Verfassung", den Entwicklungszustand der einzelnen Hirnregionen.

Das Größenverhältnis zwischen Oberkopf und Gesicht ist zunächst bedeutungsvoll. Den knöchernen Unterbau des Gesichts — Nasenknochen, Jochbeine und Kiefer — muß man sich als Fortsätze, nach Carus als Gliedmaßen vorstellen, die der eigentliche Schädel aussendet, und mit denen er sozusagen in die einzelnen Sinnesregionen, also in das Leben, hineingreift.

Beim Kinde geschieht das wie tastend und scheu; denn in seiner ganzen embryonalen Entwicklung bleiben seine Gesichtsorgane weit hinter der starken Wölbung des Schädels zurück. Ebenso wie seine übrigen Gliedmaßen wie kurze Flügel oder Flossen hinter der Rumpfentwicklung zurückbleiben. Noch bei der Geburt liegt oft das kleine Gesichtchen in Runzeln und Falten zusammen.

Im Laufe des Lebens entfaltet sich — je nach den inneren geistigen und seelischen Antrieben — das Gesicht. Aber im Alter geht es wieder zurück. Es schrumpft vielfach ein, bis dann der Tod wieder den nackten Schädel zurückläßt.

Beim normalen, gutentwickelten männlichen Schädel soll nach Carus die Schädelhöhe, von der Verbindungslinie der Augenbrauen an nach oben gemessen, so groß sein wie die von der gleichen Stelle an nach abwärts bis zur Mundspalte (also ohne Unterkiefer) gemessene Gesichtshöhe.

Dies Maß ist in der der Carus'schen „Symbolik der menschlichen Gestalt" entlehnten Zeichnung Fig. 222 in dem mit c bezeichneten edlen Männerkopfe vorhanden. Beim Kinderkopfe a tritt das ganz kleine Gesicht zurück gegen die beträchtliche Schädelhöhe. Und auch bei dem Frauenkopfe b ist — genau wie bei dem Greisenkopfe d — die Gesichtshöhe (von der Augenbraue bis zur Mundspalte) kürzer als die Schädelhöhe.

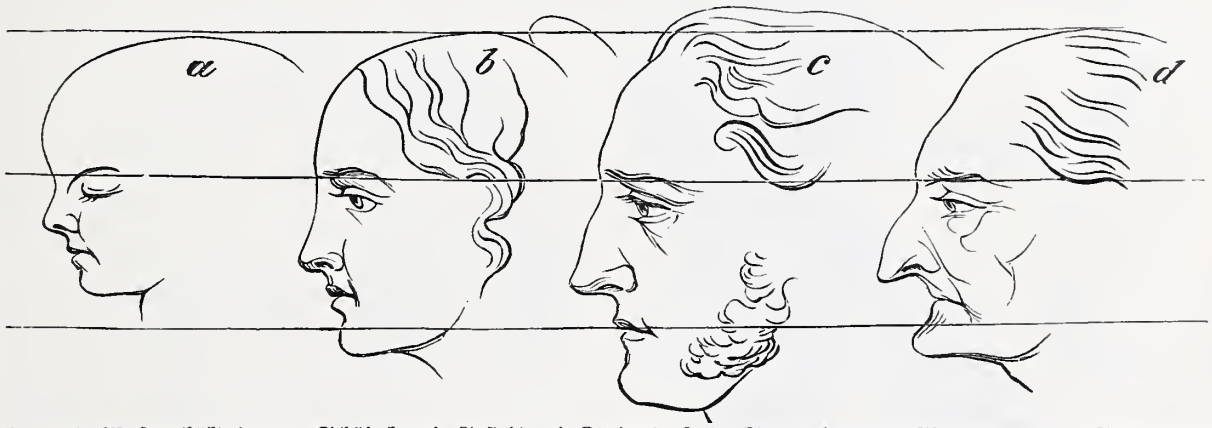


Fig. 222. Maßverhältnis von Schädel und Gesicht. a) Kinderkopf, b) Frauenkopf, c) Männerkopf, d) Greisenkopf.

Der Frauenkopf bekommt durch diese Verkürzung eine gewisse Kindlichkeit des Ausdrucks, der Mann hingegen durch das größer entwickelte Gesicht den Ausdruck von Kraft und Bedeutung. Denn es ist so, daß seine gesamte innere Welt, die Summe aller seiner Anlagen, in diesem großen Gesicht kraftvoll nach außen drängt.

Diese Mannigfaltigkeit in der Energie, dem Umfang und dem Reichtum der Äußerung ist es also, die wir in der Gesichtsgröße — in ihrem Verhältnis zur Schädelhöhe — erkennen. Je größer das Gesicht, desto lebendiger auch sein Ausdruck. Desto mehr drängt die geistige Innenwelt hervor, desto mehr ist sie mobilisiert, zur Tätigkeit bereit.

K l e i n e Gesichtsorgane zeigen beim Kinde Unreife, Unfertigkeit, Entwicklungsfähigkeit, Zukunftsmöglichkeit, beim Erwachsenen (z. B. bei Frauen) Kindlichkeit des Wesens, verhaltene Innerlichkeit. Sie sind das Unfertige, das Unvollendete, das Unausgereifte und Unpersönliche.

G r o ß e Gesichtsorgane zeigen innere Reife, Fertigkeit, Entwickelung, Vollendung und Persönlichkeit (Goethe!) Alles Innerliche ist ausgereift, hat in der äußeren Form seinen höchsten Ausdruck gefunden.

Verkürzung des Gesichtes gibt dem Manne den Ausdruck von geringerer geistiger Persönlichkeit. Es macht ihn weiblicher, während die Frau durch solche Verkürzung kindlicher wird. Sieht man aber die Köpfe bedeutender Frauen, so fallen sie stets durch ein großes Gesicht auf, wie etwa an dem Kopfe der sozialen Frauenführerin E l s e L ü d e r s (Fig. 223) oder mehr noch an dem

wundervollen Kopfe von Hedwig Dohm in Fig. 153. Bei beiden Köpfen ist sozusagen alles Seelische herausprojiziert und hat sich im Gesicht seine reife Form geschaffen.

Fig. 223. Fräulein Else Lüders. Führerin in der sozialen Frauenbewegung. Sehr große Gesichtsorgane, vor allem große Nase. Das Gesicht bekommt dadurch den Ausdruck des Männlichen. Es zeigt geistige Reife, Weitblick und tiefe Erkenntnis

Je plastischer also die gesamte Antlitzgegend modelliert ist, desto mehr wächst der Ausdruck der geistigen Bedeutung. Oder richtiger: der geistigen Persönlichkeit. Denn die tatsächliche Geisteskraft birgt das Gehirn. Das Antlitz ist nur die Darstellung dieser Geisteskraft. Und wenn über einem großen Gesicht ein niedriger Schädel sich wölbt, so vermag seine geringe Geisteskraft natürlich auch dem großen Antlitz keine Bedeutung zu geben.

Der künstlerisch bedeutende, gefühlsreiche und temperamentvolle Kopf von Dr. Alfred Reucker, dem bedeutenden Bühnenleiter, verbindet geistige Kraft mit hoher geistiger Darstellung. Das kraftvoll-männliche in diesem Kopfe beherrscht den gesamten Ausdruck.

Die gleiche Größe und Kraft des Gesichts wird aber dem Frauenkopf leicht einen Mann-Typus verleihen, wie er bei Hedwig Dohm in Fig. 153 gegeben ist.

Solchen Frauen begegnet man im politischen Leben. Sie eignen sich im wirtschaftlichen Leben zur Führung größerer Betriebe. Durch ihre Umsicht, Klugheit und Energie, durch die geistige Überlegenheit ihrer Persönlichkeit, ihr Organisations- und Dispositionstalent können sie vollkommen den Mann ersetzen.

In Fig. 225 ist ein Kopf dargestellt, der sich trotz guter Intelligenz von kindhaften sinnlichen Neigungen bestimmen läßt. Eben weil das gesamte Antlitz schwach entwickelt ist, vermag er in der Schwäche seiner Persönlichkeit nicht über die Dinge zu herrschen. Vielmehr herrschen die Dinge über ihn.

Bei Dr. Alfred Reucker in Fig. 224 haben wir es mit einer Persönlichkeit zu tun. Das bedeutende Gesicht zeigt die überlegene, in künstlerischen Dingen führende Persönlichkeit. Er ist hervorragend in der Bühnenregie. Und es ist selbstverständlich, daß nur eine solche beherrschte und beherrschende Persönlichkeit im Stande ist, die tausend Fäden einer Bühnendarstellung in ihrer überlegenen Hand zu behalten.

Dieſen Köpfen mit den großen Geſichtern begegnet man überall in den leitenden Stellungen. Und man kann ruhig behaupten, daß kleingeſichtige Menſchen, mögen ſie geiſtig noch ſo bedeutend ſein, doch zur Führung, zur Organiſation und zum Herrſchen nicht geboren ſind.

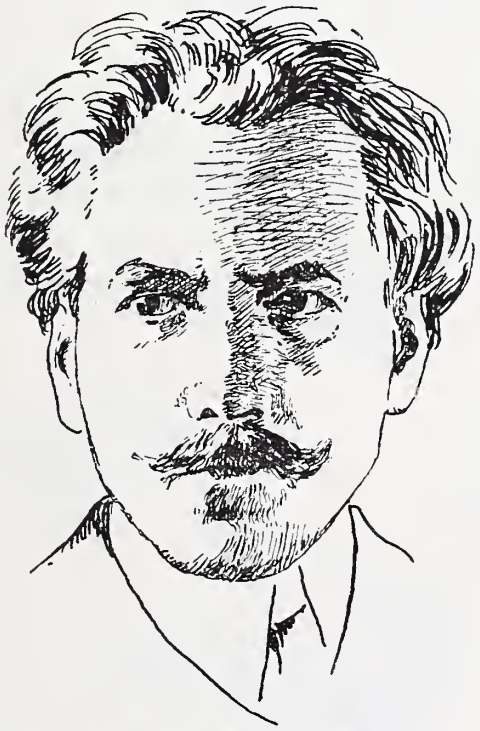


Fig. 224. Dr. Alfred Reucker, Intendant des ſächſ. Staatstheaters. Große Geſichtsorgane — reichentfaltete Perſönlichkeit. Kraftvoller, männlicher Typus. Reif und entwickelt.

Fig. 225. Gutgebauter Schädel mit kleinem Geſicht. Unentfalteter, unfertiger Menſch. Beſonders die kurze, unten breite Naſe zeigt Kindhaftigkeit und Sinnlichkeit.

Es iſt nicht ſchwer zu begreifen, daß die Größe des Antlitzes einen ſolchen Einfluß hat auf die Mobiliſierung und Auswirkung der geiſtigen Werte des Schädels. Iſt denn nicht das Geſicht — phyſiologiſch betrachtet — das Gebiet der großen Sinnesorgane, durch die die äußere Welt in uns eintritt? Wie könnte das Gehirn ohne die Sinnesorgane zum Bewußtſein gelangen! Aus dieſer phyſiologiſchen Tatſache heraus begreift man auch die Pſychologie des Geſichts.

Aber ebenſo, wie bei großem Oberkopf die geiſtige Bedeutung durch ein kleines Geſicht herabgemindert wird, ſo gelangen durch ein großes Geſicht die geiſtigen Werte eines niedrigeren Schädels zu größerer Bedeutung. Denn das Geſicht, das ja — durch die Sinnesorgane — die natürliche Verbindung zwiſchen dem Gehirn und der Außenwelt iſt, trägt nicht nur dieſe Außenwelt in das Gehirn hinein, ſondern die Fähigkeiten des Gehirns werden auch durch

das Gesicht erst lebendig. Ein großes Gesicht nun holt sozusagen mehr aus dem Gehirn heraus als ein kleines.

*

In der untersten Kopfregion, in Mund und Kinn, liegt die organische Vertretung der materiellen und sinnlichen Triebe des Menschen. Gerade diese Stelle ist es, die sich beim Tiere weit vorschiebt und dem Tierkopf die niedere und ungeistige Form gibt, die ihn vom Menschen unterscheidet.

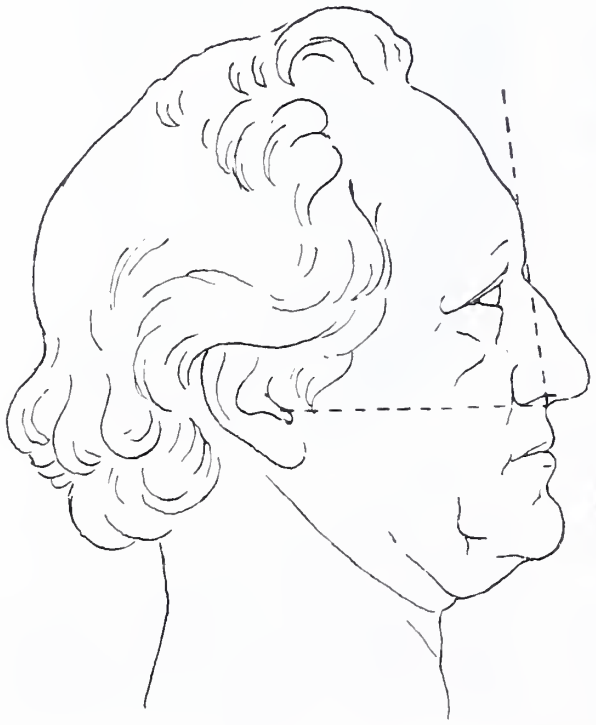


Fig. 226. Der Campersche Gesichtswinkel. Hochkultivierte Menschenform.

Fig. 227. Alligator — weit vorgebautes Maul. Hundekopf. Mangelndes Stirn- und Schläfenhirn.

Die niedersten Tiere bestehen sozusagen nur aus Mundöffnung und Verdauungsorganen. Sie sind lediglich Ernährung.

Wie weit beim Menschen die sinnlichen Interessen über den geistigen stehen, wie weit er also äußerlich und innerlich sich dem Tiere nähert, das hat in einfachster Weise der Holländer Peter Camper durch zwei in das Gesicht hineingedachte und sich schneidende Linien festgestellt, die man den Camper'schen Gesichtswinkel nennt.

Die eine Linie geht vom äußeren Gehörgang bis zum Nasensteg, also der Nasenmitte auf der Oberlippe. Die andere von hier nach oben über den bedeutendsten Punkt der Stirn. Der so entstehende Winkel ist beim geistig reifen Erwachsenen meist etwa 80–85°.

Die Ursache dafür liegt in dem Vorrücken der geistig bedeutenden Stirn,

die das Sinnliche im unteren Gesicht überragt, also beherrscht. Damit muß es sich dem Verstand und der Erkenntnis fügen.

Je mehr aber der untere Gesichtsteil vorrückt, desto spitzer wird der Gesichtswinkel, desto tierischer also die Form und das Wesen, die innersten Neigungen.

Beim Tiere ist dieser Winkel ungemein spitz, weil das Maul unendlich weit über die Stirn hinausragt. Und alle dem Tiere näherstehenden schwarzen Primitivvölker haben einen um mehrere Grade spitzeren Gesichtswinkel als die weißen Völker.

Einen begreiflicherweise sehr schrägliegenden Winkel zeigt auch der Idiot. Ein Zeichen einer ganz geringen Hirnmasse in der zurückweichenden Stirn.

*

13. Kapitel.

Das Profil.

Den oberen Kopfteil haben wir, entsprechend der Bedeutung des Stirnhirns, als den Sitz der Denkvorgänge anzusehen, den unteren, die Mund- und Kinnpartie, als den Ausdruck der körperlichen, sinnlichen und triebhaften Kräfte. Der mittlere Gesichtsteil endlich, dessen charakteristisches Organ die Nase ist, kennzeichnet — zusammen mit der Größe der übrigen Gesichtsorgane — die Entwicklungsstufe, den Reifegrad der Persönlichkeit. Geht doch die Nase mit der Entwicklung des Vorderhirns parallel. Und vom kleinen, eingedrückten Stumpfnäschen des Kindes, in dem noch alle Entfaltungsmöglichkeiten schlummern, bis zur großen, gebogenen Nase des geistig ausgereiften Menschen ist der ganze Entwicklungsprozeß am Gesicht abzulesen.

Das Kind hat ebensowenig Profil, als es Persönlichkeit hat. Diese aber kann sich nach verschiedenen Richtungen entfalten, beim einen mehr nach der geistigen, beim andern mehr nach der sinnlichen Seite; beim dritten tritt das eigene Ich in den Vordergrund.

Dies Spiel der Kräfte ändert natürlich die Linie des Profils, in der sich sozusagen die innerste Lebensidee der Persönlichkeit, ihr unbewußter Grundriß, darstellt. Diese Wandlung des Profils ist selbstverständlich, und schon Carus hat sich in intelligenter Weise mit dem Kampf zwischen der Stirn- und der Kieferpartie am Profil beschäftigt. Ebenso hat sich auch Rob. Burger-

Villinger in seinem Buche „Geheimnis der Menschenform" mit den verschiedenen Profilen befaßt.

Wie in allem, so muß man auch hier von einer Norm ausgehen. Da der Begriff des Normalen beim Menschen schwer zu bestimmen ist, so sprechen wir besser von Harmonie. Am besten zieht man, um das Profil zu bestimmen, wie Burger es tut, ganz richtig eine Senkrechte von der Nasenwurzel abwärts. Man erkennt dann sofort, welcher Gesichtsteil über diese Linie hinausspringt.

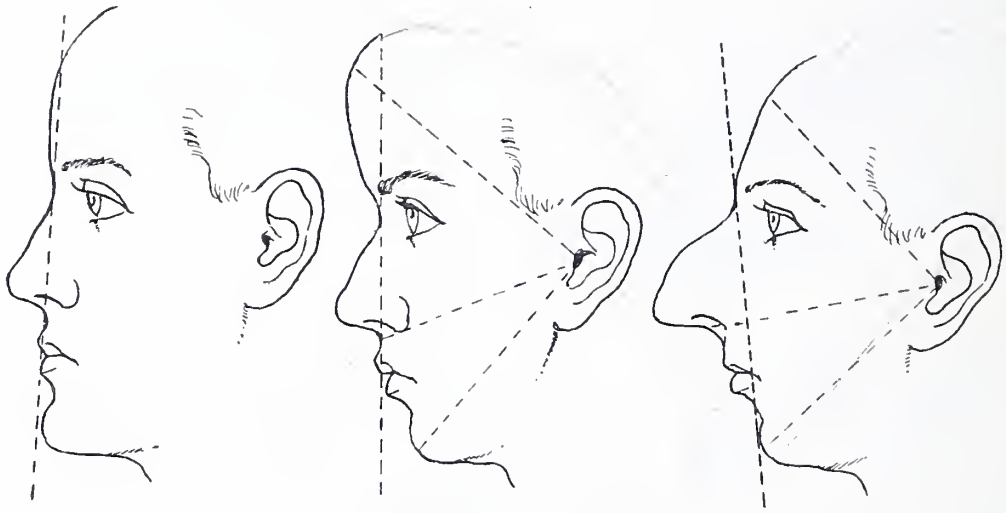


Fig. 228. Normalprofil.

Fig. 229. Stirnprofil.

Fig. 230. Nasenprofil.

Fig. 226 wäre ein Normalprofilkopf. Stirn, Nasenwurzel, Mund und Kinn liegen an der gleichen Linie. Sind dabei auch Vorder-, Mittel- und Hinterschädel in schönem Ebenmaß entwickelt, so haben wir eine harmonische Persönlichkeit vor uns. In ihr herrscht Übereinstimmung von Denken, Fühlen und Wollen.

Ein solches Profil von wunderbarster Harmonie besaß Goethe. Die Griechen haben in den ruhig-heiteren Köpfen der Statuen ihrer Gottheiten meist dieses Profil gewahrt.

Anders ist das Stirnprofil (Fig. 229) zu beurteilen. Wir haben es schon mehrfach bei der Betrachtung der höheren Denkkräfte und der Architektur der Stirn kennen gelernt.

Es handelt sich hier um eine schwache Unterstirn und vorgebaute Oberstirn, sodaß von den 3 Radien, die man sich von der Ohröffnung aus nach dem Kinn, der Oberlippe und der Oberstirn denken kann, der letztere der größte ist. Das reale, gegenständliche, praktische Denken ist also schwach, das abstrakte, unwirkliche dagegen stark.

Hier werden darum Menschen und Dinge rein geistig, verstandesgemäß, ideenhaft aufgefaßt. Alles wird in Ideen gezwängt, in abstrakte Begriffe ge-

bracht. Diese Ideen geraten umsomehr in's Unwirkliche und Unmögliche, je mehr der gesamte Unterbau des Gesichtes zurücktritt. Denn dann verlieren sie buchstäblich den Boden unter den Füßen. Die Stirn ragt in's Leere, in's Bodenlose. Der geistigen Welt fehlt der notwendige Halt in der Wirklichkeit. Aus Ideen werden Ideologieen, das heißt unwirkliche, theoretische, gedankliche Luftgebilde. In solchen Köpfen steckt theoretische Phantastik. Und weil unten die Organe der körperlichen Kraft zurücktreten, so fragt solch ein theoretischer Gedankengaukler auch nicht, ob etwas möglich und praktisch durchführbar sei. Er gerät mit der Wirklichkeit in einen beständigen Konflikt. Und sein Leben kann zu einem schrecklichen Kampfe mit dem Leben selbst und mit den Menschen werden.

Aus diesem Holze sind die typischen Neurotiker geschnitzt, die Menschen mit der fixen Idee und den bis zur Krankhaftigkeit und bis zum Irrsinn grüblerischen Gehirnen. Es sind die Systematiker und die Rationalisten, die Aufklärer und Gleichmacher. Denn sie zwängen die bunte Vielgestaltigkeit des Lebens in eine einzige Idee. Und mit dieser angeblich logischen und doch höchst willkürlichen Idee schieben sie die große und erhabene Logik der natürlichen Entwicklung zur Seite.

Das Stirnprofil ist die Form der Menschen, deren Ideen wider das Leben streiten, und die eines Tages innerlich oder äußerlich an ihrem Wahn zerbrechen. *Das Nasenprofil* (Fig. 230) ist daran zu erkennen, daß die Nase mit dem Nasenflügel über die Nasenwurzellinie hinausragt und Stirn und Kinn hinter sich zurückläßt.

Je mehr das geschieht, je mehr also die Nase an den Flügeln sich rücksichtslos über Stirn und Kinn hinaus nach vorne drängt, desto mehr stehen Urteilskraft, Erkenntnis und körperlicher Wirklichkeitssinn zurück hinter einem heftigen und egoistischen Ich, das sich selber durchsetzen möchte.

Dies ist jedoch nicht der Wille, der sich ruhig, fest und beharrlich auf eine Sache richtet, um sie — unter Ausschaltung des eigenen Ich — zu fördern. Nein, es ist gerade die Sache, die beim Nasenprofil ausgeschaltet wird. *Das Ich tritt vor.* Es entsteht ein geistiger Egoismus. Nicht ein materieller, der etwa mit großem Erwerbssinn zusammenhinge. Die eigene Person, das innerste Ich, will hier zur Geltung kommen. Das ist die Sprache der so unbescheiden aus der Profillinie herausspringenden Nasengegend.

Das ist Subjectivismus im Gegensatz zu der Objectivität, die allein aus der Erkenntnis, aus der Logik, entspringt.

Diese durch ihr herausdrängendes Nasenprofil sich verratenden Ichmenschen werden zu gefühllosen und hartherzigen Despoten, wenn sie über Andere zu herrschen haben. Und sie sind servile Schleicher, wenn sie in abhängiger Stel-

lung sind. So oder so suchen sie ihr Ich durchzusetzen. Sie können intelligent sein; aber der subjective Wille vergewaltigt in ihnen alles sachliche Urteil. Es ist interessant, zu sehen, wie häufig das Nasenprofil beim Kretin (Mikrocephalus) auftritt. Hier sind Vorder-, Mittel- und Hinterhirn verkümmert. Auch das Kinn weicht zurück. Das blöde Ich allein blieb zurück.

Die vierte Profilform ist das Mundprofil (Fig. 231).

Hier weicht die geistige Welt — im oberen Gesichtsteil — zurück. Der untere Teil rückt vor, und das am stärksten entwickelte, am meisten sich vorschiebende Organ ist der Mund.

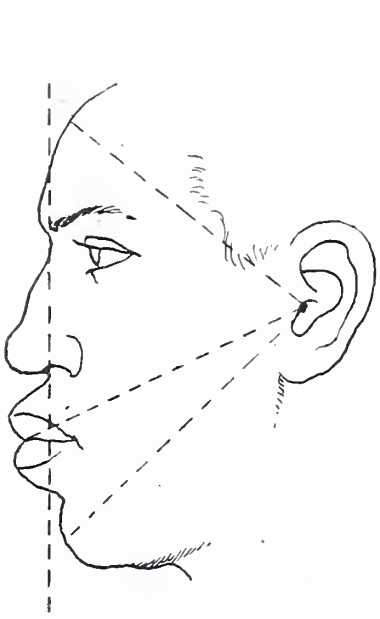


Fig. 231. Mundprofil. Kennzeichnung der sinnlichen Wünsche.

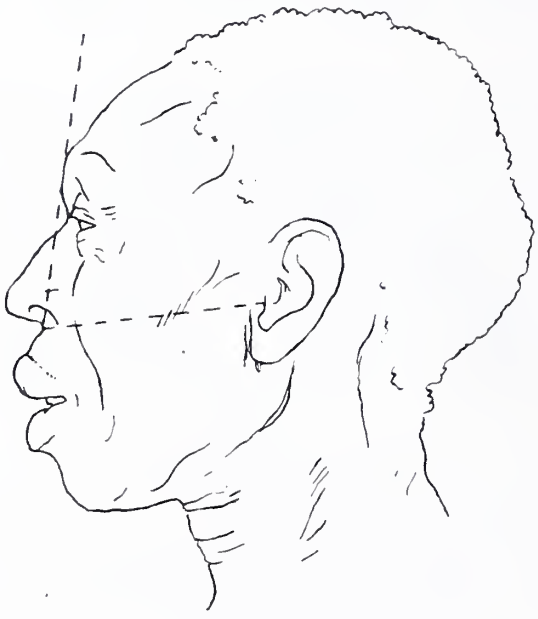


Fig. 232. Mundprofil beim Neger.

Fig. 233. Kinnprofil; energisch und tatkräftig.

Ein solcher Mensch kann intelligent, begabt und in vieler Hinsicht sympathisch sein. Er hat aber eine schwache Stelle — das ist die in seinem vordrängenden Munde gekennzeichnete Genußsüchtigkeit und Triebhaftigkeit seiner Grundnatur.

Denn im Munde treffen sich zu symbolischer Gestalt die beiden Elemente unserer tierischen Natur: Hunger und Liebe, also Ernährung und Fortpflanzung. Das heftige Vordrängen des Mundes in Fig. 231 wird also dem Menschenkenner stets ein Vorherrschen des Sinnlichen, Trieb- oder Tierhaften verraten.

Hier drängt sich alles Leben und Erleben im Gefühl zusammen. Es ist Weichheit, sinnliche und gemütvolle Hingabe, eine starke Resonanz alles Sinnlichen. Aber dies Elementare und Triebhafte im Wesen lähmt auch den Willen, weil es ohnehin Dinge sind, die vom Willen noch nicht gefaßt, noch nicht gebändigt wurden. Deshalb wird man selten finden, daß das Mundprofil den

fleißigen Menschen gehört. Vielmehr sind es die trägen, genießerischen, unbeherrschten Naturen, die den großen, nach vorn drängenden Mund haben. Ja oft sind es die kindhaften, geistig ungeformten, willenlosen Menschen, die leicht zu lenken, nachgiebig und sehr daseinsfreudig sind. Solche Typen sind oft unter den Negern (Fig. 232) zu finden. Man darf nicht glauben, daß ihr starklippiger Mund immer eine so große Sinnlichkeit verrate. Es sind vielmehr kindhafte Naturen, deren Gefühlsleben sich offen und ungeordnet, also ungeistig, äußert.

Die letzte Form endlich ist das Kinnprofil (Fig. 233). Hier tritt weniger der Mund, als vielmehr das Kinn hervor. Und von den drei Radien ist der nach dem Kinn laufende der größte.

Das Kinn ragt also mehr oder weniger über die Nasenwurzellinie hinaus. Es ist die Symbolisierung der körperlichen Energie, der raschen und tatkräftigen Durchführung von Ideen. Ist es also — wie beim Kinnprofil — stark, die Stirn aber in Bau und Ausdruck schwächer, so wird die Kraft des Handelns stärker als die hemmende Wirkung von Verstand und Überlegung.

Es entsteht dadurch der rasch zugreifende, geistesgegenwärtige Mensch, der keck und unbedenklich auf sein Ziel losgeht.

Die immer schwerer, breiter, länger und massiger werdende Unterpartie kennzeichnet schließlich den rohen und gewalttätigen Menschen, den Radau- und Krawallbruder, wie ihn Thöny im „Simplizissimus" darstellt in seinen oberbayerischen Gebirgsbauern, denen die Kirchweih nur dann schön war, wenn sie am Schluß ein bissel raufen konnten.

*

14. Kapitel.

Das Kopfhaar.

Der Eindruck, den ein Kopf auf uns macht, wird mitbestimmt durch die Farbe, die Fülle und den Fall, die Anordnung des Haares. Die Schönheit kann der reichen Fülle des Haares nicht entbehren. Schon in der antiken Bildhauerkunst richtete der beobachtende Künstler sein Auge auf den mannigfaltigen Wuchs der Haare. Die Dichter besangen das schimmernde Blondhaar zarter Jungfrauen und die Dämonie schwarzhaariger Teufelinnen. Die Maler aller Zeiten haben mit dem Frauenhaar auf ihren Bildern wahre Orgien gefeiert. In der Physiologie der Liebe, in ihrer Sinnenwelt und ihrer Poesie, hat das Haar stets in besonders eindringlicher Sprache zu unseren Sinnen und unserer

Seele gesprochen. Und niemand kann bezweifeln, daß es auch von physiognomischer Bedeutung ist. Es wird uns also mancherlei vom Körper- und Seelenleben eines Menschen erzählen.

Wir erkennen am Haar Alter und Geschlecht, die Stammeseigentümlichkeit und vor allem den Gesundheitszustand des Körpers.

Das Kind bringt ein weiches Haar mit zur Welt, das fast niemals schon von vorn herein die endgültige Färbung besitzt. Meist ist es hellfarbig und dunkelt im Lauf der Entwicklung nach. Das Haar nimmt zu an Färbung, an Dicke und Dichtigkeit. Es unterstützt in seinem Reichtum, seiner charakteristischen Anordnung das individuelle Bild, das wir von einem Menschen gewinnen.

Nähert aber das Leben sich dem Ende, so verliert das Haar wieder die Farbe, die Dicke und die Dichtigkeit. Es ist wie das Laub eines Baumes, das in einem Jahre zu strotzender Fülle gedeiht und dann allmählich welkt und stirbt.

Mütter wissen, daß das Haar der Knaben rascher nachdunkelt als das der Mädchen. Und die Erfahrung zeigt, daß diese Veränderung der Haarfarbe auf dem Lande weit langsamer von Statten geht, als in den Städten.

Daraus folgt zweierlei. Erstens daß dem weiblichen Geschlecht auch beim Heranwachsen die Kindlichkeit des Wesens nie ganz verloren geht. Zweitens daß ein lebhafteres Wesen und eine vermehrte Geistigkeit die Dunkelung des Haares fördern.

Das Frauenhaar ist feiner, weicher und länger, das Haar des Mannes dichter, dicker, härter und kürzer.

Da das Haar entwicklungsgeschichtlich mit der gesamten Haut und dem Nervensystem zusammenhängt — denn diese drei entstammen dem äußeren Keimblatt (Ektoderm) — so ist es also, wie Haut und Nerven, ein Organ des Gefühlslebens. Das kürzere, straffere und härtere Haar des Mannes zeigt, daß er im allgemeinen ärmer an Gefühl, aber reicher an kühlem Verstand ist.

Das reiche, weiche und feinere Haar der Frau deutet auf den Reichtum, die Wärme und die Zartheit ihres Gefühls.

Wo Frauen aus eigenem Antrieb sich den männlichen „Tituskopf" schneiden, da erkennen wir in ihnen den selbständigen, selbstbewußten und männlichen Charakter. Männer aber mit einer reichen Fülle weichen Haares haben den weiblichen Einschlag, der die Künstlernatur bildet.

Künstler entstehen aus Mann und Weib. Aus Kraft und Gefühl sind sie gemischt, aus kraftvoller Aeußerung eines tiefinneren Lebens. Große Künstlerinnen haben oft eine leise männliche Linie. Und in großen Künstlern ist das Weibliche umso lebendiger, je reicher ihre ganze Natur ist.

In Goethe war fast etwas Mütterliches. Ludwig II., der Märchen-

könig auf dem Bayernthron, hatte in dem Reichtum seiner königlichen Phantasie viel Weibliches. Sein Freund, der unsterbliche Josef Kainz, zeigte das Weibliche seiner Natur nicht nur in der hinreißenden Schönheit und Beseeltheit seiner Bühnenfiguren, sondern auch darin, daß er mehr als 50 Paar seidene Handschuhe besaß. Richard Wagners nervöse Hände mußten in seidenen Gewändern wühlen, die seine Psyche erregten.

Fig. 234. Ignatz Paderewski, geb. 6. Novbr. 1859 in Podolien. Bedeutender Klaviervirtuose. Das reiche, seltsam gelockte Haar spricht von einem ungemein reichen künstlerischen Gefühlsleben und einer ganz und gar eigentümlichen Persönlichkeit.

Wie oft aber auch begegnen wir bei den großen Künstlern der üppigen Fülle des weichen und glänzenden Haares! Das Bild Beethovens mit der stürmenden, zornvoll gesträubten, wild erregten Mähne kennt jedermann.

Pablo de Sarasate, der König der Geiger, hatte, als ich ihn sah, einen Wald schneeweißer Haare. Ignaz Paderewski's Kopf ist zwar virtuosenhaft aufgemacht. Aber die Liebe zu solch reichem Haar entstammt doch seinem innersten Wesen. Es ist, als tobe eine glutvolle, vulkanische Seele sich in diesem unfrisierten Urwald-Haar aus.

Emil Sauer's musikalischer Charakterkopf läßt die schönen Reste des einst prachtvollen Haares in zwei seitlichen Mähnen flattern. Der Musiker liebt reiches Haar. Es ist ihm, als könne er in der Fülle des Haares die eigene bebende Seele verstecken. So wie auch Frauen einen großen Teil ihres Wesens, und vor allem die sinnliche Triebwelt des Hinterhauptes, unter kunstvollen Frisuren verbergen.

Die Haartrachten sind ein seltsames und reizvolles Spiel von Anlockung und Verstecken. Das reiche, volle, glänzende Haar übt einen unendlich starken Zauber auf den Mann aus. Fülle und Glanz sind mehr bei der Frau zu treffen. Das Blondhaar der Frau ist blonder und schimmernder und ihr Schwarzhaar schwärzer und glänzender als das des Mannes.

Die geradere, unkompliziertere Natur des Mannes tritt in seinem kürzeren Haar zu Tage. Dem Charakter des Soldaten, des Offiziers, des Technikers, des Ingenieurs, würde langes Haar nicht entsprechen. Es ist kurzgeschoren oder einfach gescheitelt, als ob es von der strengen Pflicht spräche, der dies Leben gehört.

Die glatte Scheitelung bei der Frau drückt oft den Verzicht auf alle Liebeskünste der lockenden Jugend aus. Und oft wird, wenn mit der Heirat das erobernde Suchen endet, nach kurzen Wochen schon ein glatter Scheitel von Erfüllung sprechen.

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier,
Reißt der schöne Wahn entzwei."

Das Geheimnis ist gefunden. Die Wünsche sind begraben. Die feine Kunst der Koketterie blieb in der Vergangenheit zurück.

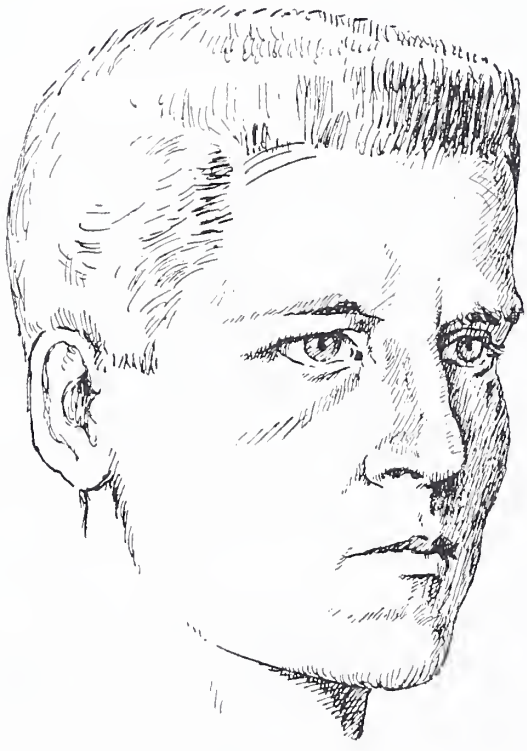


Fig. 235. Kurzgeschorenes, straffes Haar, gerade, eckige Stirn. Nüchtern und praktisch denkender Mensch. Typus des praktischen, technischen Berufes. Solide und zuverlässig. Männlich.

Fig. 236. Reichgewelltes, lockiges Haar, dazu runde, gewölbte Stirn, schwärmerische Augen, weicher, schöner Mund. Poetischer, phantasievoller Kopf mit künstlerischen Neigungen. Talent für die Bühne. Große Ausdruckskraft. Weiblicher Seeleneinschlag.

Am Anfang des Lebens, wo der Mensch nichts von sich selber weiß und sein Gefühl geschlechtslos ist, ist der Kopf arm an Haar. Und ebenso wird er es, wenn die Jahre den Rücken beugten, wenn die Liebe dem Wehmütigen bewegt die Hand zum Abschied drückte und er ihr dankt für so viel rosenrote Stunden. So lange aber das Auge noch aufleuchtet beim Anblick von Kraft und Schönheit, so lange das Herz noch in Wünschen bebt, wird nicht nur die Frau die Mängel ihres Kopfbaues mit sicherem Instinkt durch die Frisur korrigieren — nein, auch der Mann legt die letzten kostbaren Strähnen quer über die schimmernde Lichtung, damit der aufmerksamen Welt andeutend, daß er als Mann noch nicht die Waffen streckte.

Solange aber der Mensch auf der Höhe seines Lebens das Dickicht bewegter Wünsche oder gar gefährlicher Konflikte in der Liebe durchschreitet, verschanzt namentlich die Frau die Sinnes- und Herzensgeheimnisse ihres Kopfes hinter dem Raffinement ihrer Frisur, die sie — zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten — mit genau so viel künstlerischer Sicherheit aufbaute, wie Joh. Sebastian Bach seine Fugen setzte oder Bramante die Kuppel von St. Peter in Rom schuf.

Wo aber die Natur versagte, da half ihr die Kunst. Die Brennscheere und die Papillotten waren ihr geringstes Requisit. Deutlicher wurde sie schon, wenn sie dem Mangel durch Watte und Werg und sonstige sinnreiche Einlagen aufhalf, die namentlich auf dem Scheitelpunkt den Verehrungssinn, den Sinn einer gefühlsgroßen Liebe, listig vortäuschen mußten.

Der Gipfel wurde dann erreicht in der an Liebeskünsten und sinnlichen Raffinements reichen Zeit des Rococo. Es war die Zeit, da Liebesgeheimnisse — auch in der Ehe (gerade in ihr) — so sehr zum Lebensbedürfnis wurden, wie heute Zucker im Kaffee. Es war die Zeit der Liebeshändel, die Zeit Mirabeaus und Casanovas.

Aber diese Zeit war bis in's Innerste morsch und faul. Sie hatte die Liebe selber vergiftet und damit das Leben im Mark getroffen. Darum ging diese Zeit unter im grauenvollen Hexensabbath der französischen Revolution.

Wo heute noch die Kunst der Friseurs hohe Konjunktur hat, da ist es mit der Sittlichkeit der Frauen schlecht bestellt. Denn in Frisuren stecken die Wünsche und die Seufzer der Liebe. Sie bergen Abenteuer und Händel. Und wenn dem Menschenkenner das duftende Kunstwerk eines durch die Frisur verwandelten Frauenkopfes begegnet, so weiß er, daß es da etwas zu verbergen gibt. Und da diese Kunst den Tag ihrer Entstehung nicht überdauert, so wird sie wohl selten einen Charakter von großem und tiefem Dauerwert verraten.

Je edler und vornehmer die Form des Kopfes, desto weniger bedarf er der künstlerischen Wandlung durch die Frisur. Vornehmer Sinn liebt die Schönheit und weiß mit sich selbst zu wirken. Ihm widerstrebt die Künstelei.

Die schmerzvoll-mütterlichen Madonnenköpfe der Renaissance brauchen die hohe und edle Schönheit ihres von Liebe und glaubensreicher Innigkeit gewölbten Mittelhauptes nicht unter einem künstlich getürmten Haarbau zu verstecken. Der schlichte Scheitel verrät die Mütterlichkeit ihrer in Liebe leidenden Seele.

Wie hochgewölbt und schön ist der einfach gescheitelte und doch prachtvoll lebendige Frauenkopf in Fig. 239. Ein leuchtendes Auge, gefüllt von der Schönheit der Welt, in künstlerischer Inbrunst alle Wunder des Daseins trinkend. Ein Glutauge, über dem sich die weithinziehende Phantasie einer

hochgeschwungenen Braue wölbt. Ein lebenskräftig volles Gesicht, ein schwellender Mund, der das ewige Lied von den Seligkeiten der Liebe singt. Und im Mittelhaupt und über dem Ganzen der holde Schimmer einer jugendstarken Mütterlichkeit. Ein liebesstolzes, reichschenkendes Frauenleben, dessen Kraft im Kinde wuchs, wie ein Baum, der die blütenschweren Äste dem Herbste seiner Erfüllung entgegenreckt.

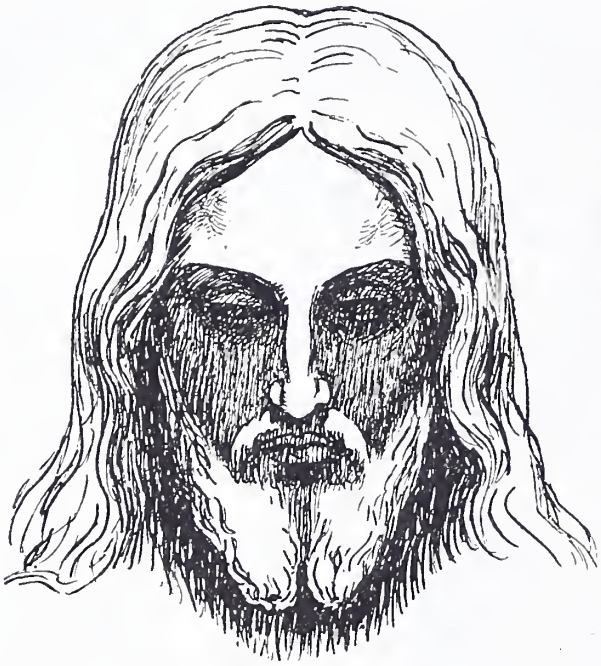


Fig. 237. Christuskopf von Thorwaldsen. Stille, heilige Ergebenheit in dem harmonischen Gesicht. Schlicht gescheiteltes Haar, fern aller Unnatur und aller Lüge.

Fig. 238. Deutscher Madonnentypus. Kopf einer Martha. Schöne Harmonie der Gesichtsorgane. Schlicht gescheiteltes Haar. Einfach, natürlich und häuslich denkendes junges Weib.

Wo die Liebe arm in sich selber ist, wo ihr der Reichtum schenkenden Gefühls fehlt, da wird sich die Dürftigkeit der Seele oft auch in dürftigem Haare zeigen. Und wo die Liebe zur Entsagung genötigt wird, da zieht sie die bunten Wimpel sehnsüchtig verlangenden Lebens ein. Sie legt das Haar glatt an den Kopf und bändigt seine in das heiße Leben drängende Fülle und Widerspenstigkeit durch des Wassers entsagungsvolle Kälte und des Kammes diktatorische Gewalt: sei stumm und schweige!

Wenn aber des Klosters Gelübde ein Frauenleben mild und streng umfaßt, so wird der Scheere zum Opfer fallen, was in verschwiegenen Wünschen in's Leben lockte und lachte — das Haar.

Und eine heiße Träne wird es noch einmal netzen, wenn es gefallen und man mit ihm alle Jugend, alle Hoffnung, alles bebende Glück der Erdenliebe — — in den Winkel kehrt.

*

Hundertfältig verschieden sind also Wuchs und Farbe des Haares. Aber es lassen sich bestimmte Richtlinien dabei feststellen.

Helles Haar haben die nordiſchen Völker, dunkleres die ſüdlichen. Und wenn wir uns dem Äquator nähern, ſo finden wir das ſchwarze, kurze Kraushaar der Neger. Helles Haar verbindet ſich mit heller Hautfarbe, dunkles — in den Raſſen und Völkern — meiſt mit dunklerer Haut. Je hochraſſiger ein Menſch iſt, deſto weniger gelingt es — ſelbſt im ſommerlichen Sonnenbade — der Sonne, ihn braun zu färben.

Fig. 239. Schöner lebensvoller Frauenkopf. Großes, ausdrucksvolles Auge. Das geſcheitelte Haar läßt das ſchöngewölbte Mittelhaupt erkennen. Der leuchtende Blick ſpricht von Geſundheit und innerer ſeeliſcher Lebensfülle.

Der dunkelraſſige Menſch lebt äußerlicher, ſinnlicher, körperlicher. Er blüht raſcher auf, entfaltet ſich ſchneller, lebt intenſiver und iſt früher erſchöpft. Er hat eine frühe, glutvolle und raſche Jugend.

Der nordiſche Menſch iſt tiefer, ernſter, verinnerlichter, langſamer und unſinnlicher. Je mehr die Liebe ſich von der Sonne entfernt, deſto mehr gehorcht ſie dem Verſtand. Sie wird in den höheren Menſchentypen — den Hochköpfen — vergeiſtigter und idealer, in den niederen Typen — den Kurzſchädeln — Häuslichkeit, Nüchternheit und Gewohnheit.

Der nordiſche blonde Menſch iſt zäher und ausdauernder. Er bleibt Herr über die Leidenſchaft. Und ſein Leben verglüht nicht an den Feuern der Liebe.

Der hellhaarige Menſch iſt darum meiſt der in der Liebe kühlere. Er iſt mehr Geiſt und Pflicht, Gewiſſen und Verantwortung. Der dunkelhaarige lebt ſtärker im Genuß des Augenblickes. Das Leben iſt ihm Wirklichkeit, nicht Idee.

Wo aber die Helle des Haares beim Erwachsenen fast zur Weiße wird, also die Färbung des Kinderhaares sich nicht verlor, da verblieb auch dem Geist eine gewisse Kindhaftigkeit, eine Harmlosigkeit und Naivität, die bis an die Grenzen der Dummheit gehen kann.

In der Tat vermag man sich einen bedeutenden Menschen kaum als einen Flachskopf vorzustellen. Aber Flachsköpfe sind häufig auf dem Dorfe, wo sie — den Finger im Munde — mit wasserblauen Augen den Fremden anstarren.

Das dunklere und festere Haar kennzeichnet die festere und bewußtere Individualität. Es ist der gefühlsreichere, leidenschaftlichere, sinnlichere Mensch. Aber diese Sinnlichkeit kann sich ebensogut mit Geistesarmut verbinden und zur tierischen Roheit werden, wie sie — mit Geisteskraft und Idealität verbunden, den begabten, kraftvollen Menschen ergibt, dessen Fähigkeiten bis zur leidenschaftlichen und hinreißenden, seelenaufwühlenden Kraft einer künstlerischen Leistung sich steigern.

Temperamentlose Flachsköpfe sind wohl unter den Künstlern nicht zu finden. Und man begegnet unter ihnen mehr brünettem oder schwarzem, als hellblondem Haar.

Das schwarzhaarige Italien ist reich an darstellenden Künstlern. Reich auch an beweglichen, lebendigen Menschen. Sie sind fast alle geborene Schauspieler, größer in der Kunst der Verstellung, als der hochgewachsene, ungelenke, aber zähe und grüblerische blonde Germane.

Dieser innerliche, träumerische Mensch ist aber trotzdem der mehr schöpferische. Es ist, als ob in seinem langsamen, beschaulichen und tief innerlichen Wesen die großen Wahrheiten der Natur heranreifen.

Der blonde Mensch in seiner Innerlichkeit und seiner unlebendigeren Darstellungskraft ist darum passiver, der brünette und schwarze im allgemeinen beweglicher und aktiver.

Aber weil nun das Haar mit der Haut zusammenhängt und beide aus dem gleichen Keimorgane sich entwickeln, wie die Nerven — nämlich aus dem äußeren Keimblatt (dem Ektoderm) — so sprechen Kraft, Härte, Fülle und Glanz des Haares für große Kraft im Nervensystem.

Das Haar ist sozusagen die tausendgliedrige Ausstrahlung der im Körper aufgespeicherten Lebensspannkraft. Ein großer Gefühlsreichtum gibt dem Haare Glanz. Es kann über einem Kopfe leuchten und flammen.

Bei Tieren (Pferden, Hunden, Vögeln usw.) ist der Glanz ihres Felles oder Gefieders ein Zeichen vollkommener Gesundheit.

Wenn beim Menschen das Haar ergraut oder sich lichtet, so ist von irgend einer Seite her das Nervensystem auf eine zu harte Probe gestellt worden.

Überarbeitung, Erregungen, starke Überreizwirkungen des elektrischen Lichtes in den Arbeitsräumen und den Städten, Kummer und Sorgen haben die Konstitution geschwächt.

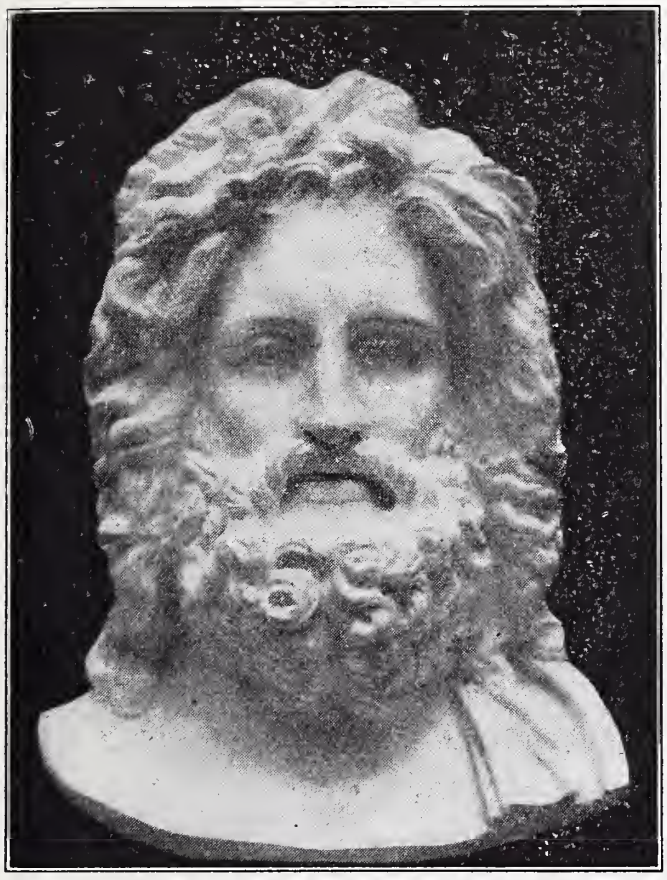


Fig. 240. Jupiter von Otricoli (Rom). Das mächtige, lockenumwallte Haar soll die schöpferische Urkraft, die Fülle des zeugenden Willens darstellen.

Es ist dann mehr aus den Nerven herausgeholt worden, als sie freiwillig aus gesunder Kraft hergeben. Die Griechen haben ihren „Zeus von Otricoli" (Fig. 240) nicht ohne Grund mit der wallenden Fülle von Haar und Bart dargestellt. Die männliche, zeugende, schöpferische Urkraft ist in diesem majestätischen Haupt verkörpert. Es vereinigen sich in ihm Kraft und die in's Kosmische gerichtete Harmonie des Geistes.

Wo aber der moderne Mensch aus dieser Harmonie herausgejagt wird und der Hetze einseitig wilden Strebens oder der Gier gepeitschter Sinne verfällt, da wird allmählich die Nervosität auch den Haarboden zerstören.

Darum eben ist das gelichtete Haar beim Manne häufiger als bei der Frau. Sie lebt gefühlsreicher und mehr körperlich und bleibt darin harmonischer als der Mann. Bei ihm zehrt das geistige Schaffen mehr an der Nervenkraft. Und wenn er dabei nicht die Klugheit weisen Maßhaltens in den körperlichen Rechten der Liebe hat, so wird die Häufigkeit von geistiger und geschlechtlicher Erregung gar zu frühzeitig das Haupthaar lichten.

Solange das Haar voll ist, vermag die organische Heilkraft, die sich darin anzeigt, rascher die verlorene Gesundheit zurückzuerobern. Und der Arzt wird finden, daß die konstitutionelle Kraft im allgemeinen parallel geht mit der Dichtigkeit des Haares.

Weil aber produktive Geistigkeit die Nerven zu höchster Anspannung treibt, so läßt sich aus dem lichteren Scheitel des höheren Alters wohl oft das ehrende Zeugnis regsten Denkens herauslesen.

Zeiten bedrückten Seelenlebens bleichen das Haar. Sprechen wir nicht von der grauen Sorge und von der bleichen Furcht? Weil aber dunkel-

haarige Menschen heftiger, impulsiver, leidenschaftlicher und ungeduldiger fühlen, so ergrauen sie unter seelischer Depression rascher als der blondhaarige, der das Erleben der Seele durch die Kraft des Verstandes bändigt.

*

Langes, lockiges Haar in allen Farbenschattierungen — vom Goldblond des Kindes bis zum Tiefschwarz — findet man oft bei den kulturell hochstehenden Völkern. Die Maler der Renaissance, ferner Van Dyck und Gainsborough, Dürer und Rubens malten solch lockiges Haar. Siegfried, Lohengrin und Parzival haben helle Locken. Carmen hat schwarzglänzendes, glattsträhniges Haar. Die Neger sind arm an Innerlichkeit und seelischer Kulturkraft. Ihr Haar liegt in kurzen, harten Kräuseln fest am Kopfe an.

Überall, wo wir dies Negerhaar — schwarz oder rot — bei Angehörigen anderer Völker finden, da wird meist etwas primitives, gierig rohes und seelenloses in der Liebe an die Art des Negers gemahnen. Entbehrt das Haar gänzlich aller Weichheit, alles Glanzes und aller Schönheit in Wuchs und Fall, so darf man sicher sein, daß auch der Charakter gefühllos und hart, ohne innere Schönheit, ohne Wärme und Innigkeit ist. Und wenn es struppig, kurz und borstig sich der Pflege widersetzt, und am Schädel bald nach dieser, bald nach jener Richtung auseinanderstrebt, so verrät das einen disharmonischen Charakter.

Unter den Verbrechern, den Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser, trifft man viele dieser struppigen — oftmals rothaarigen — Schädel. Das harte, kurze, borstige, widerspenstige Haar ist nichts anderes als die deutliche Sprache einer harten, bösen, disharmonischen Seele.

Auch jene Form wird man häufig unter den geborenen Verbrechern finden, bei der das Haar vom Oberkopf an beiden Seiten in die Stirn hinein wächst und diese verengt. Dies ist nicht etwa unbedingt Bösartigkeit. Aber wenn solchergestalt das Organ des Bewußtseins eingeengt und die Stirn, der Thronsessel der geistigen Persönlichkeit, verdunkelt wird, so tritt die Weite und die Freiheit des Denkens wohl zurück hinter der Gewalt dunkler Triebe. Sie können aus dem eigenen Innern kommen, aber auch von außen. Das Denken wehrt hier nicht kraftvoll der Verführung.

Das Haar ist ein Symbol jener dunklen, unbewußten Welt, in der Gemüt und Sinnenkraft die Hände verschlingen. Aus dieser dunklen Welt arbeitete die Stirn sich heraus als der leuchtende Schild von Erkenntnis und Urteilskraft. Je mehr darum das Haar wieder in die Stirn hineindringt, desto mehr wird sie in die Tierform zurückgedrängt. Und über den Verstand frohlockt wieder die dunkle Schar der Triebe.

*

15. Kapitel.

Die Augenbrauen.

Ist die Stirn die Werkstatt des Verstandes, so das Antlitz die Region der Sinnesorgane, das Aufnahmegebiet für die gefühlsauslösende sinnliche Welt. Zwischen beiden liegt — in weithin sichtbarer Abgrenzung — die Augenbraue.

Das ist eines der verschiedenen Überbleibsel aus jener ganzbehaarten Tiergestalt, aus der der Mensch sich kraft der in ihm liegenden göttlichen Idee erhob.

Das Entwicklungsgeschichtliche führt uns daher auch physiognomisch hier den rechten Weg. Die buschig große, starke, langhaarige Braue verrät die heftigere Natur, in der Instinkt und Verstand miteinander ringen und das Auge den stärkeren Blick für das Tierische und Sinnliche erhält (Fig. 241).

Die feinlinige Braue hingegen spricht von einer größeren Zartheit und Feinheit des Empfindens. Die buschige Braue finden wir bei vielen heftigen Kampfnaturen des öffentlichen Lebens. Die schmallinige Braue hingegen viel bei den Frauen der höheren Gesellschaftsklassen (Fig. 242). Den edelsten Formen begegnen wir überhaupt da, wo eine feine Bildung innerlich und äußerlich den Menschen hochgezüchtet hat.

Je höher sich die Augenbrauen wölben, desto mehr erhöhen sie das Antlitz. Sie erweitern also das sensible Leben, und das Gefühl rückt ein in die Stirn, in die Welt des Verstandes. Hochgeschwungene Augenbrauen (Fig. 243) bedeuten darum einen Gefühlsreichtum im Denken.

Flache und tiefgesenkte Augenbrauen hingegen lassen die Stirn höher erscheinen und drücken nach unten das Gebiet der Sinnesorgane zusammen. Darum bedeuten flache und geradlinige Augenbrauen ein ruhigeres Gemütsleben, das stets mehr unter der Herrschaft des Verstandes steht (Fig. 244).

Man beobachte nur vor dem Spiegel am eigenen Gesicht, wie die Mimik des strengen Nachdenkens die Augenbrauen herunterdrückt. Bei freudiger Aufmerksamkeit aber, besonders beim Lachen, vergrößert sich mit einem Male die Gefühls- und Sinneswelt des Gesichtes, weil die Augenbrauen hoch sich wölben. Der Frohsinn der Sinneswelt drängt da sichtlich den Verstand zurück.

Ist die animalische Heftigkeit des Gefühls stärker bei starkbehaarter Augenbraue, so muß die Sinnlichkeit geringer werden, je mehr der Haarreichtum der Augenbrauen abnimmt und endlich verschwindet.

Darstellung von Augenbrauen.

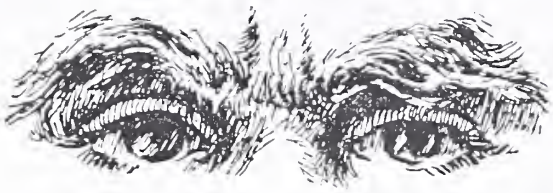


Fig. 241. Buschige Braue.

Fig. 242. Feinlinige Braue.

Fig. 243. Hochgewölbte Braue. Phantasievoll.

Fig. 244. Geradlinige Braue. Verstandesmäßig.

Fig. 245. Nur bis zur Mitte. Unsinnlich.

Fig. 246. In der Mitte hochgezogen. Schmerz.

Fig. 247. Nach außen ansteigende Brauen. Optimist.

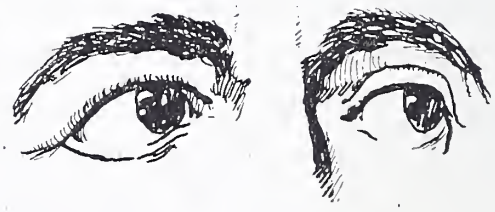


Fig. 248. Goethes Augenbrauen. Schöngeschwungen.

Fig. 249. Augenbrauen von Björnson.

Fig. 250. Augenbrauen von Tolstoi.

Fig. 251. Nietzsche. Choleriker.

Fig. 252. Bismarck. Olympier.

Fig. 253. Zuckende Braue. Choleriker.

In der Tat ist das so. Unsinnliche Menschen haben wenig oder gar keine Augenbrauen. Oder sie haben solche, die nach außen hin, von der Mitte an, plötzlich aufhören (Fig. 245). In solchen Köpfen mit fehlender, geringer oder nur schwach gezeichneter Augenbraue steckt wohl auch kaum irgendwelche sexuelle Phantasie. Das Liebesleben, das vielleicht hier und da einen Tribut von ihnen fordert, verfolgt sie nicht bis in die Geheimkammern ihrer Vorstellungen und Träume.

Je mehr die Augenbrauen nach der Stirnmitte hin hochgezogen sind und nach dem äußeren Winkel hin sich senken, wie es Fig. 246 zeigt, desto mehr drücken sie den Schmerz aus oder ein melancholisches, leiderfülltes Temperament. Augenbrauen aber, die nach dem äußeren Winkel hin ansteigen, sprechen von einem optimistischen und heiteren Wesen. (Fig. 247.) Wenn aber zugleich die Lidspalte nach innen tiefsteht und geschlitzt nach außen sich hebt, so darf man wohl eine listige Gemütsart annehmen.

Der schöne, offene Bogen einer ruhig gewölbten Augenbraue spricht immer von einem offenen und harmonischen Gemüt, das den Menschen und den Dingen gerade in's Auge schaut. Solche Brauen hatten Raffael, Mozart und Goethe. (Fig. 248.) Buschige Brauen sprechen von leidenschaftlicher, trotziger Kraft. Wir sehen sie an den Köpfen von Björnson (Fig. 249), Tolstoi (Fig. 250) und Nietzsche (Fig. 251). Auch Bismarck besaß solche buschigen Brauen, die dem Kopfe das jupiterhafte geben. (Fig. 252.)

Je feiner und ebenmäßiger gezeichnet sich die Brauen über dem Auge wölben, desto mehr sprechen sie von einem feinen Geist und einem nicht von Leidenschaft aufgewühlten Gemüt.

Wo aber die Brauen unregelmäßig, roh und verwirrt sind, da verraten sie ein rohes, brutales, zornmütiges Wesen. Je unruhiger das Gemüt, desto mehr ist die gerade oder ruhig gewölbte Linie der Augenbraue zerstört.

Eine in unruhig zuckender Linie verlaufende, buschige Braue verrät den Choleriker, den reizbaren, von heftigen Affekten gepackten Menschen. (Fig. 253.)

Aber wie die Augenbraue nur ein winzig kleines Stückchen am formenreichen Kopf ist, so gibt sie dem Charakter keinerlei Grundlage, sondern nur dem Gemütsleben eine gewisse sympathische oder unsympathische, mehr geistige oder mehr sinnliche Färbung. Sie gibt einem Kopfe die schärfere Prägung, den markanteren, mehr oder weniger sinnlich konzentrierten Ausdruck. Aber wir lieben sie am meisten da, wo sie nicht zu buschig und nicht zu leer, sondern ruhig und edel sich über einem vollen Auge wölbt. Denn da ist sie nicht mehr die schroff trennende Grenze, sondern ein freundlicher Uebergang zwischen der Welt des Verstandes und der Welt der Sinne.

*

16. Kapitel.

Das Auge.

Hier könnte der Menschenkenner das Gebiet ruhiger Beobachtung verlassen und zum Dichter werden. Denn vom Dichter zu allen Zeiten dithyrambisch gepriesen wurde — das Auge. An seiner Macht, seiner Schönheit, seinem bezaubernden Glanz, an der wortlosen und doch so gewaltigen Sprache seines Blicks ist wohl kein Dichter ohne die tiefste innere Bewegung vorbeigegangen. Denn das Auge ist in Wahrheit, mehr als irgend ein anderes Organ, der Spiegel der Seele. Es ist wie der Brennpunkt, der Scheinwerfer alles dessen, was im Gefühl vorgeht. Eine unendliche Skala von Seelenregungen drückt es aus, von der rührenden, stummen Bitte des Kindes bis zur flammenden Wildheit des Zorns. Das Auge kann locken und bitten, und es kann finster drohen und mitleidlos verdammen. Die Sehnsucht und die selige Verheißung der Liebe kann so deutlich aus seinem feuchten Glanze sprechen, wie aus seiner Kälte die Verachtung und aus seinem Schillern Bosheit, Haß und Zerstörung.

Von Lenbach ist gesagt worden, seine Portraits seien nur Augen mit Umgebung. Liegt nicht in diesem kritischen Ausspruch das höchste Lob eines Portraits? Liegt nicht der ganze Mensch eigentlich im Auge? Spricht nicht das Menschenauge eine Sprache, die oft erschütternder ist als Worte? Was Worte nicht sagen können, ja was niemand weiß, niemand begreift, das liegt im Auge. Es sprengt die Grenze unseres Menschseins, und sein Ausdruck tastet hinüber in das Unendliche, das Unsterbliche, das Göttliche.

Im Auge liegt die Seele, liegt unser tiefstes Wünschen und Sehnen. Im Auge liegt das Liebenswerteste, das Innerlichste und Geheimste eines Menschen.

Dies Wissen des Dichters ist auch das Wissen des Volkes. Die Sprache des Auges ist so alt wie das Lieben und Hassen der Menschen. Niemand, der Menschenkenner sein will, darf verständnislos vor dieser Sprache stehen. Denn die Menschenkenntnis darf in ihrem Urteil die tausend zarten Empfindungen nicht vergessen, die über alle sichtbare Form huschen und unmeßbar sind.

Gerade deshalb aber kann ein Buch die Wunder des Auges nicht in strenge Gesetze fassen. Und die Irrtümer alter Physiognomen waren so zahlreich wie die schönen Augen und so groß wie der dichterische Schwung ihrer Phantasie.

Wir wollen vom Auge hier das sagen, was der kritischen Nachprüfung stand hält. Also beobachten wir die Form des Auges, seine Färbung und seinen Glanz; wir beachten ihre Größe und schließlich ihre Entfernung von einander und das Verhältnis dieser Entfernung im gesamten Gesicht.

In der Form unterscheiden wir Augen, die offen und rund sind, also eine kurze Lidspalte haben, und solche, die eine lange, aber geschlossen gehaltene Lidspalte haben, also geschlitzt sind. Diese Schlitzaugen sehen wir bei der mongolischen Rasse, bei Chinesen und Japanern. Es ist die Augenform derer, die ihre Gedanken nicht erraten lassen, die ihr Inneres verbergen. Runde Augen, die ganz groß und offen vor uns stehen, sind auch ehrlicher. (Fig. 254.) Namentlich wenn sie von tiefer, schöner Bläue sind. Freilich sind offene Augen in ihrer naiven Geradsinnigkeit manchmal auch weniger klug. In demselben Maße, in dem die Augen geschlitzt sind, werden sie diplomatischer, „gerissener". (Fig. 255). Es sind die Augen derer, die „klug wie die Schlangen" sind und ihren Vorteil wahren.

Die wagerechte, mandelförmige Lidspaltung ist das Normale, das für den Menschen Charakteristische.

Darstellung von Augen.

Fig. 254. Offene, schöne, runde Augen.

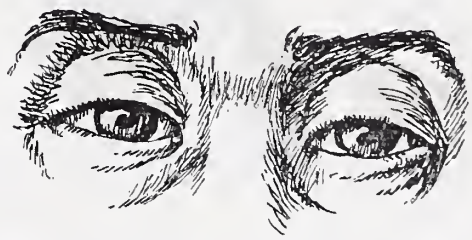


Fig. 255. Geschlitzte, versteckte Mongolenaugen.

Fig. 256. Mandelaugen. Mandelförmige Lidspalte. Orientalisch.

Fig. 257. Verquollenes, fettig verschlossenes, krankes Auge.

*

Die Augenlider selber dürfen, weil sie ein so bewegliches und ausdrucksvolles Organ wie das Auge umrahmen, nicht anschwellen, nicht gerötet, entzündet oder verfettet sein. Denn ganz abgesehen von den schweren Stoffwechselstörungen und Krankheiten, auf die solche Augenumgebung schließen läßt, wird ein hinter trägen und fettwulstigen Augenlidern liegendes Auge stets ungeistig,

geistesträge, phlegmatisch oder schlemmerhaft-sinnlich wirken, wie das blinzelnde Auge Sir John Falstaff's, das vom Ausdruck lustiger Schweinsäugelchen nicht weit entfernt ist. (Fig. 257.) Sind hingegen die Augenlider fein, schwach und rein gezeichnet, so verraten sie Geistigkeit und Sensibilität.

*

Augengröße.

Auf den ersten Blick unterscheiden wir unter den Menschen große, kleine und mittelgroße Augen. Indessen ist der Augapfel an sich wohl immer gleich groß. Nur die mehr oder weniger geöffnete Lidspalte läßt das Auge größer oder kleiner erscheinen. Dies ist ein mimischer Ausdruck, der bleibend, also physiognomisch geworden ist. Es ist ein Ausdruck von Größe und Offenheit der Seele. Es zeigt volle und reiche Entfaltung des innersten Wesens.

Bedeutende, überragende Menschen haben oft diese großen, ausdrucksvollen und glänzenden Augen. Die Augen Luthers, Friedrichs d. Gr., Napoleons I., Goethes waren nach dem Urteil Aller, die sie gesehen haben, von durchdringender Strahlkraft. (Vergl. Fig. 258, 259, 260.) Solch ein Auge spricht von einem großen, inneren Drang zum Leben und Schaffen. Das Leben

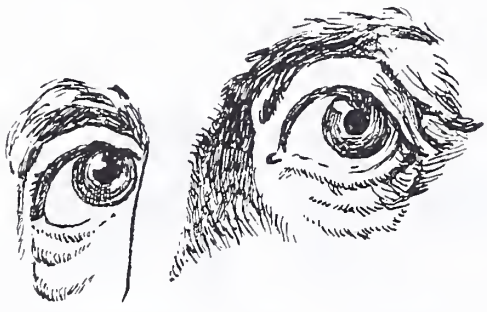


Fig. 258. Augen Friedrichs des Großen. Geniale Augen mit viel leuchtendem Weiß.

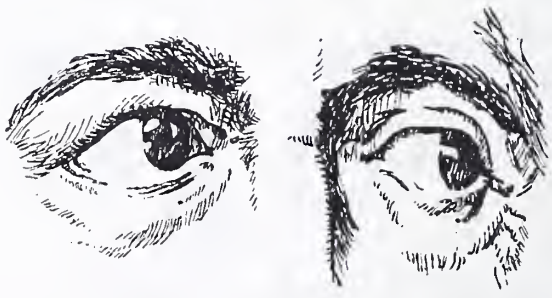


Fig. 259. Goethes Augen. Ausdrucksreichste Welterfahrung.

Fig. 260 Augen Napoleons I. Dämonischer Blick. Tiefverwurzelte Leidenschaftlichkeit.

wird hier von innen heraus kraftvoll und machtvoll angefaßt. Es sind die arbeitsfreudigen und arbeitsernsten Menschen, die sich nicht an Kleinliches verlieren, sondern große Ziele in's Auge fassen. Denn hinter diesen Augen wohnen die mächtigen Seelen. Es sind die Menschen, die weit in die Zukunft schauen, aber stets mehr für geistige Werte, für große Ideen und große Pläne zu haben sind, als für sinnliche Lebensfreuden. Es sind die großzügigen, auf's Ganze gerichteten Naturen, deren Leben oft in einem einzigen gewaltigen Gedanken aufgeht. Solche Augen hatten Platon, Kopernikus, Bacon. Aus solch erha-

benen Augen schaute Göethe in die Unendlichkeit. Mit solch einem majestätischen und faszinierenden Auge bändigten Friedrich der Große (Fig. 262) und Bismarck (Fig. 261) die Geschichte. Solch ein großes, mystisch tiefes Auge hat Rabindranath Tagore. (Fig. 262a). Es ist das Auge der Herrennaturen, und wir finden es viel bei den Angehörigen alter Adelsgeschlechter, aber auch bei den rassisch hervorragenden sogenannten „Junkern", den Ostelbiern

Fig. 261. Otto von Bismarck.

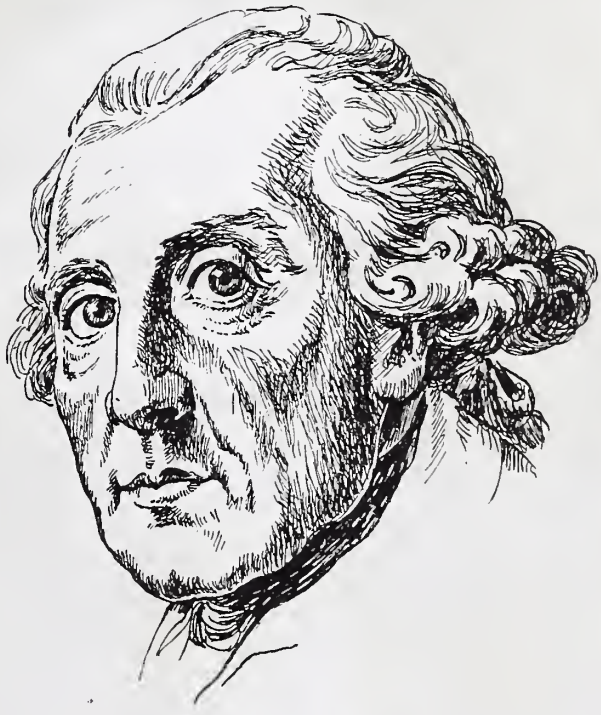


Fig. 262. Friedrich der Große.

Faszinierende, bannende Augen.

und nicht selten bei den weitblickenden Vertretern der Großindustrie. Ich kenne einen süddeutschen Großindustriellen, der große, leuchtend blaue Stahlaugen hat, in deren glanz- und farbengespannter Wölbung ein unbeschreiblicher geistiger Arbeitsdrang wohnt.

Kleine Augen zeigen eine schwächere Entfaltung, einen geringeren Reifezustand des seelischen Innenlebens. Sie sind verhalten, zurückhaltend, aber auch in sich selber weniger sicher, mehr beeinflußbar von außen. Menschen mit kleinen Augen werden von wechselnden Impulsen entflammt.

Ist eine hohe Stirn mit großer Intelligenz vorhanden oder gar eine kraftvoll gebogene Nase, so bringen beide ein geistiges Wirken hervor. Aber man kann dann trotzdem finden, wie sehr und wie oft bei solchen Menschen das persönliche Leben in einem Widerspruch steht zu ihren Ansichten. Sie wollen oft aus tiefster Seele das Gute; aber sie können es nicht immer erreichen; denn sie unterliegen mit der an den kleinen Augen erkennbaren geringen Entfaltung ihrer eigenen geistigen Persönlichkeit den äußeren Einflüssen.

Ist nun gar noch dazu die Nase klein und der Mund groß, so bricht die Persönlichkeit gänzlich zusammen. Denn in welchem Organ sollte sie sich halten? In der kleinen, eingedrückten Nase vermag sich die Persönlichkeit nicht zu halten. Und im großen Munde wird sie ein Opfer kindhaften und unbeherrschten Gefühls oder der Sinnlichkeit. Fehlt nun noch in den kleinen Augen der

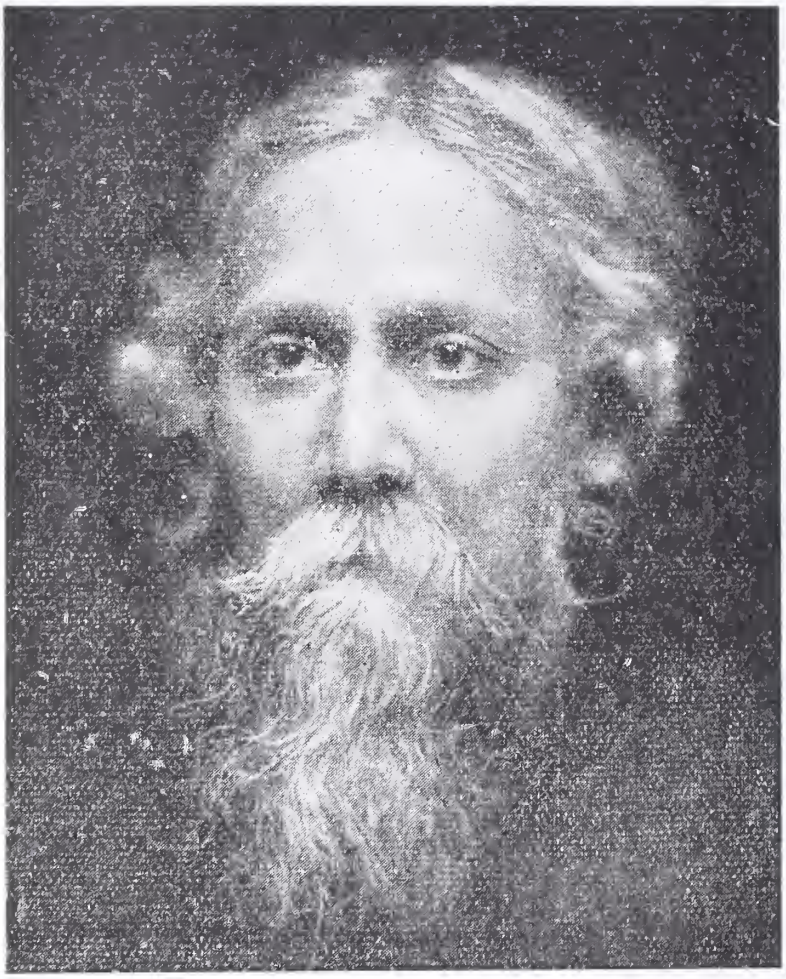


Fig. 262a. Rabindranath Tagore (eigentlich Thakur), wurde am 7. Mai 1861 in Kalkutta geboren als Sproß einer alten Brahmanenfamilie, die zu der geistigen Aristokratie des Landes gehört und seit fast einem Jahrtausend in dessen Geschichte eine rühmliche Rolle spielt. Sein Vater hieß im Volke „Der große Seher"; er war ein Frommer und eine Einsiedlernatur echt indischer Prägung. Rabindranath ist schon durch seine Abkunft der Erbe der einheimischen indischen Kultur und vielleicht sind alle schöpferischen Kräfte eines großen alten reichbegabten Kulturvolkes so vollständig in der Leistung eines Mannes zusammengefaßt und in ihm selbst Gestalt geworden. Dichtung, Religion und Philosophie, Musik und Kunst, Geschichte und Sage, Philologie und Kritik, Erziehung, Sozialreform und Politik, alle sind in seinem Werk beschlossen oder doch irgendwie von ihm gefördert. Aber die Hauptsache in diesem mannigfachen Wirken ist doch die Dichtung. Tagore ist Dichter durch und durch, ist Dichter, auch wenn er philosophiert und redet, Dichter selbst in seinem praktischen Wirken und im täglichen Leben. Innerhalb der Dichtung hat er alle Gattungen gepflegt und in allen zahlreiche bedeutende Werke geschaffen, doch der eigentliche Kern seines Schaffens, das Herz, von dem alles andere gespeist und belebt wird, ist die Lyrik, das Lied. Tagore ist Liebessänger, Volkssänger in einem so vollständigen und ursprünglichen Sinne wie wir es uns schwer vorstellen können. Seine Gedichte sind zugleich Volkslieder. Sie sind in ihrer Masse Gemeingut des bengalischen Volkes geworden und werden in Stadt und Land, bei der Arbeit und am Feierabend, zu Hause, wie bei Festversammlungen gesungen.

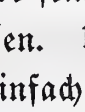
Rabindranath Tagores Werke sind in deutscher Übersetzung erschienen. Prosa-Werke: Der Roman Das Heim und die Welt; die Novellen: Die Nacht der Erfüllung; die politische Ergänzung zum Roman: Nationalismus; das philosophische Hauptwerk Sadhana (Der Weg zur Vollendung);*) Lyrik: Der Gärtner. Liebesgedichte; Gitanjali, Sangesopfer; der zunehmende Mond, Mutter und Kind; Die Fruchtlese. Mehrere Dramen. Außerdem erschien eine Gesamtausgabe aller dieser Werke in 8 Bänden, die überdies noch einen zweiten großen Roman: Schiffbruch enthält.

*) Persönlichkeit, Aufsätze zur Kultur der Persönlichkeit.

innerste geistige Lebenshalt, das richtunggebende geistige Lebensziel, so kann aus dem Leben solcher Menschen nur dann etwas werden, wenn sie selber von einer starken Hand gehalten werden.

Mittelgroße Augen stehen sozusagen zwischen Idee und Wirklichkeit. Sie gehen ruhig, gleichmäßig und mit einer sympathischen Zuverläs-

sigkeit an eine Sache heran. Sei es in geistigen Fragen oder in Dingen der praktischen Wirklichkeit. Da sie in der Mitte zwischen den großen und kleinen Augen stehen, so zwingen sie Andern nicht ihre Idee und ihre Persönlichkeit auf, sind aber auch nicht der Spielball äußerer Einflüsse. Sie hören auf den Rat und die Meinung der Andern; aber sie wahren immer die Rechte der eigenen Persönlichkeit. Und wenn sie im übrigen begabt sind, so wird das Maßvolle ihres Wesens ihnen den Erfolg bringen.

Ueber die Augengrößen hat sich auch Robert Rurger eingehend ausgelassen. Er hat auch der Stellung der Augen im Gesicht und ihrer Entfernung voneinander große Bedeutung beigelegt. Zwar hat schon ein Genfer Künstler (nach Carus)*) über „die mystische Trias" des Gesichts, nämlich der Augensternentfernung und ihren Abstand vom Munde seine Betrachtungen angestellt. Diese Trias läßt sich einfach so  darstellen. Und Carus sagt, daß nicht die leiseste Umänderung ihrer ganz einfachen geometrischen Verhältnisse zu denken ist, ohne daß dadurch nicht allemal zugleich auf sprechendste Weise eine Umänderung des innersten Grundthemas, d. h. der gerade in dieser individuellen leiblichen Form sich darlebenden Idee, symbolisch ausgedrückt würde."

Carus weist auch darauf hin, daß sowohl die zuweit auseinanderstehenden, als auch die zu nahe zusammengerückten Augen „von schlimmer Prognose" seien. Denn sie erinnern — in höherem Grade und besonders die sehr weitauseinandergestellten Augen — an die Augenstellung der Tiere.

„Im Allgemeinen wird man daher namentlich bei höher geistigen Naturen stets die Augen nahe aneinandergestellt finden, was denn natürlich allemale nur bei einer feineren Bildung der Nase möglich wird. Goethe's Kopf (Fig. 259) zeigt z. B. eine Augenstellung dieser Art." Carus hat Goethe persönlich gekannt und stand mit ihm in lebhaften Beziehungen.

So wie die weitauseinanderstehenden Augen (Fig. 263) nach außen drängen, so drängen sie den ganzen inneren Menschen nach außen, in's Äußerliche, Materielle, Reale hinein. Solch ein Mensch reißt sein Leben nicht zu einer innerlichen, starken Idee zusammen. Nicht Ideen und Überzeugungen leuchten wegweisend in seinem Leben. Nein er strebt in die Wirklichkeit. Verdienen, genießen, materielle Erfolge und äußerer Eindruck — das sind die treibenden Kräfte seines Lebens. Und wo er mit geistigen Dingen sich beschäftigt, da tut er's nicht in Wahrheit und innerer Ehrlichkeit, sondern nur um des äußeren Vorteils willen.

Solche Menschen sind im innersten Wesen Materialisten. Denn ihre Augen drängen nach außen. Und darum können in dieser materiellen Be-

*) Essai de physiognomie par R. T. Genf 1845.

gehrlichkeit die Habgier und die Mißgunst, der Neid und die böse, eigennützige Tat wachsen.

Wo aber solche sperräugigen Materialisten an der Spitze stehen oder etwa gar politisch das Volk führen, da werden sie gefährlich und verderblich. Denn sie entkleiden alle geistigen Ideen — in Religion, Kunst und Wissenschaft — ihrer Hoheit und ihres machtvoll lenkenden und entscheidenden Charakters. Sie zerren alles herab in sogenannte Gleichheit, die ein widerwärtiger und ekelhafter Materialismus ist, und werfen alle Ideen als reale Brocken der Masse hin.

Fig. 263.
Weit auseinanderstehende Augen. Nach außen gerichtetes materielles Denken.

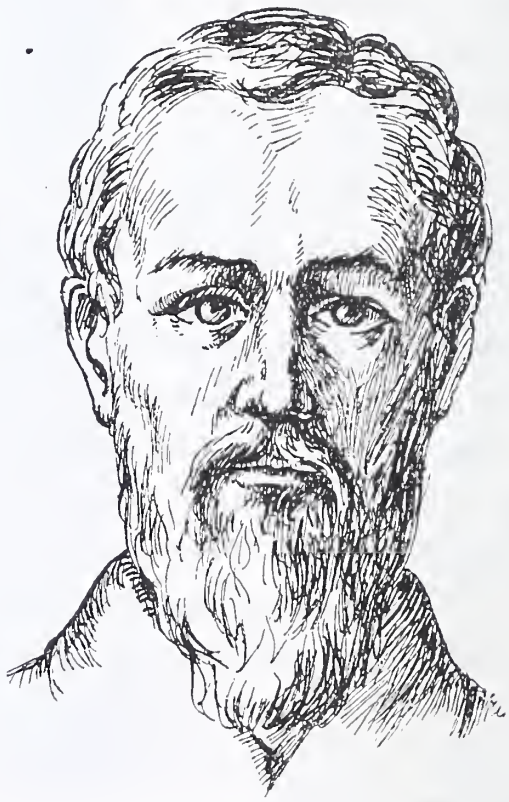


Fig. 264.
Nahe zusammenstehende Augen. Mehr nach innen gerichteter vergeistigter Mensch.

Sie entgöttern das Leben und treiben die Masse in äußere, stoffliche und sinnliche Lebensgier hinein. Es sind die materiellen Egoisten, die blind in der Welt des Stoffes umherjagen und doch unglücklich sind, weil sie nicht wissen, daß das Glück in uns selber wohnt und ein Zustand unserer eigenen Seele ist.

Man erkennt an solchen weitauseinanderstehenden Augen also das tiefstehende, zum Primitiven und Tierhaften neigende Seelenleben. Solche Augen sehen nur das Stoffliche an den Dingen, das Sinnliche. Sie schauen nicht in die Dinge hinein, schauen „rechts und links", aber nicht geradeaus. Sie können auch an Ideen hängen; aber sie sind dann von schweifender Phantasie, nicht konzentriert, nicht innerlich gesammelt. Es sind in geistigen Fragen Dilettanten des

Lebens. Sie sehen nicht das Wesentliche an den Dingen, sondern das Äußerliche, das Unwesentliche. Sie hören oft die Glocken läuten, wissen aber nicht, wo sie hängen.

Wie aber auch solch ein Mensch handelt — es ist nicht das bewußt Böse, das ihn treibt. Er *will* sicherlich *gut* handeln. Weitstehende Augen stellen die mehr tierische Form dar und drängen — wie beim Tier — in's Ungeistige. Das ist nicht bewußt, sondern unbewußt, und deshalb nicht Schuld, sondern Irrtum.

Das Mittelmaß der Entfernung des einen Augensterns zum andern ist etwa 6 ctm. Was über 7 ctm hinausgeht, darf man als sehr weite Entfernung betrachten.

Nahe beieinander stehende Augen (Fig. 264) sind solche, deren Augensternentfernung wesentlich unter 6 ctm zusammenrückt.

Hier wird sozusagen — durch Vermittlung der Augen — die ganze äußere, sichtbare Welt in eine Idee zusammengezogen. Es wird aus der Wirklichkeit ein geistiger Extrakt gewonnen. Aber diese Vergeistigung aller Dinge siegt dann über ihre Wirklichkeit und drängt sie zurück.

Darum neigen solche Menschen zu einer Verinnerlichung. Sie suchen alles auf eine einzige Idee zu bringen. Aber sie können diese Idee auch heftig und übertrieben äußern und mit ihr die Wirklichkeit vergewaltigen.

Wo die Augen hier ganz enge zusammenrücken, da entsteht auch eine geistige Enge. Alles wird in einen einzigen schmalen Gesichtswinkel zusammengerückt, der sozusagen auf einen Punkt starrt. Daraus wird Einseitigkeit, Fanatismus, politische oder religiöse Sektiererei.

Diese Augen schauen — im Gegensatz zu den Sperraugen — weder rechts noch links, sondern geradeaus. Aber sie können auch den Dingen und den Menschen Zwang antun.

Ich fand diese Enge der Augen viel bei religiös verinnerlichten Menschen. Aber es mangelte ihnen — in der Enge ihres Gesichtswinkels — auch oft die vornehmste Tugend aller wahren Religion: Die Duldsamkeit. Es waren nicht selten die fürchterlichen „Rechtgläubigen", die mit derselben Sicherheit im Himmel Bescheid wußten, wie ein Kaufmann im Adreßbuch.

*

Betrachten wir das Verhältnis des Augensterns zum umgebenden Weiß, also zum gesamten Augapfel, so ergeben sich zwei Formen. Entweder drängt ein großer Augenstern das Weiß zurück, oder der Augenstern ist kleiner und läßt eine größere Fläche für das Weiß des Augapfels übrig.

Im ersten Fall werden wir an das große, dunkle Auge gewisser Tiere erinnert. Dieses Auge hat den Ausdruck großer Kraft; aber es ist eine Kraft

der Erde, der Sinne und der Triebe. Es ist das Auge der sinnlichen und elementaren Völker und Menschen.

Vermehrt sich — bei kleinerem Augenstern — das Weiß des Auges, so erhöht sich in seinem Ausdruck die Geistigkeit. Die Sensibilität und der Reichtum zarter Gefühle überwiegt ihre elementare Kraft. Die Seele erscheint in solchem Auge zarter, reiner. Sie schwebt als ein sozusagen im Auge sich spiegelndes Gebilde über der Materie. (Vergl. Fig. 258 = Friedrich d. Gr. und Fig. 259 Goethe).

Stets zeigt die dunkle Färbung der Iris den lebhafteren, aktiveren, sinnlich reizbareren, mehr auf das Reale gerichteten Geist, das helle Auge hingegen entweder das Gleichmaß, die geringere innere Beweglichkeit oder auch die größere Idealität.

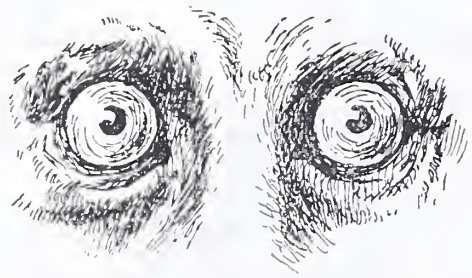


Fig. 265. Nacktes, lidloses, unbeseeltes Tierauge.

Fig. 266. Hinterlistiges, verstecktes, geschlitztes, grausames Hunnenauge.

Fig. 267. Mephisto.

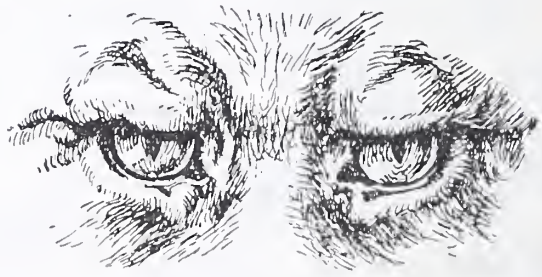


Fig. 268. Tigerauge.

Die sinnenfreudigere Kunst der Griechen, in deren Gottheiten die Naturkräfte und die elementaren Triebe symbolisiert waren, bildete große Augensterne. Carus weist darauf hin, daß die Griechendichter die „ochsenäugige" Juno und die „eulenäugige" Athene preisen. Die spätere christliche Kunst der Madonnen- und Engelsgestalten fand aber ganz von selbst in der erhöhten und zarten Beseeltheit und Geistigkeit der Köpfe den kleineren Augenstern mit der größeren Fläche des Weiß.

Von Goethe erzählt Schopenhauer: „Bei Goethe war das Weiße auch über der Iris meistens sichtbar." Das Tierauge hat fast kein Weiß; es hat eine große Iris in einer runden Lidöffnung.

Das große, dunkle, runde, vom Augenstern fast ausgefüllte Auge zeigt also

die sinnlichere, tierhaftere Natur, das leuchtendere Auge mit dem kleineren Stern die sensible, vom tierhaften sich abwendende Seele. Das graue Auge zeigt mehr Ruhe und Härte des Denkens, das blaue Zartheit und Milde.

*

Diese Entwicklung von der Tier- zur Menschenform ist noch mehr in der gesamten Stellung der Lidspalte und in seiner Lagerung zwischen den Augenlidern zu beobachten.

Die Augenlider sind ganz sicher eine Form menschlicher Schönheit. Schon deshalb, weil alles schön ist, was vielfältigste Bewegung in sich birgt. Gewisse niedere Tiere haben keine Augenlider. Ihr Auge ist nackt und glotzend. (Fig. 265).

Beim Tiere findet sich auch eine vom inneren Winkel schräg nach oben gerichtete Stellung des Auges. Wo wir dieser Stellung beim Menschen nur in leiser Andeutung begegnen, da zeigt sie eine leise und gemütvolle Verinner-

Fig. 269. Unter gesenkten Lidern verstecktes, trübes Auge.

Fig. 270. Durchdringender, magnetischer Blick.

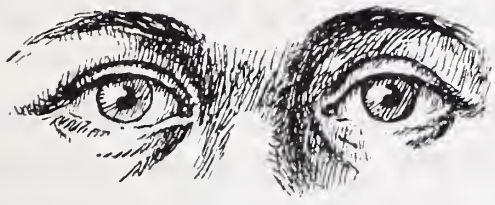


Fig. 271. Leuchtender Blick der Jugend. Unverschleiert.

Fig. 272. Müde, kranke, verschleierte Augen.

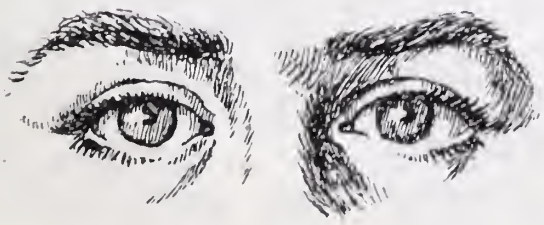


Fig. 273. Augen mit voller Wimper und Braue.

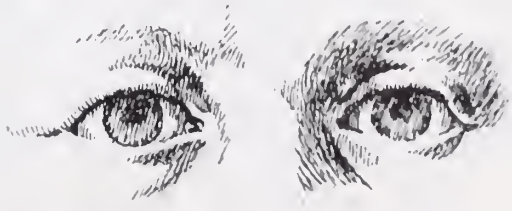


Fig. 274. Leeres, wimperloses Auge.

Fig. 275.
Weinendes, schmerzvolles Auge.

lichung. Wo diese nach außen und oben gehende Schräge aber sichtlich stark ist, wie bei den Augen der Sarmaten, der Dacier, der Hunnen und Mongolen (Fig. 266) da erkennen wir versteckte Tierhaftigkeit und Wildheit, die sich verbirgt, aber jeden Augenblick die Ketten durchreißen kann, die ihr Verstand und Sitte angelegt haben .

Schon Aristoteles hielt die lange und schief nach oben laufende Lidspalte für ein Zeichen der Hinterlist (Fig. 267). Es liegt in dieser Form, wenn sie ausgeprägt ist, ganz sicher jene zynische und gemütskalte Klugheit, die dem verschlagenen Wesen gewisser Raubtierkatzen entspricht, und die wir mit Raffiniertheit bezeichnen.

Wenn solche Menschen Schlechtes und Verbotenes tun, so wissen sie sich doch immer mit großer Geschmeidigkeit aus den Schlingen zu ziehen. (Mephisto Fig. 267). Man soll im Leben den Menschen mit diesen schiefgestellten Augen aus dem Wege gehen. Aber auch solchen, deren Auge lebhaft und aufmerksam bleibt, während sie es unter gesenktem Lide scheinbar schließen. Denn das sind die lauernden Füchse unter den Menschen (Fig. 269).

Das nach innen, nach der Nase zu, ein wenig gesenkte Auge hat oft einen aus dunklen Tiefen aufbrechenden, magnetisch wirkenden Blick, der eine zwingende Kraft aussendet. Es ist der Blick der Magier und Zauberer (Fig. 270).

Der Blick, der stark und leuchtend ist oder blitzend und funkelnd, flammt immer aus der innersten Lebensspannkraft heraus. Er ist das weithin sichtbare Feuerwerk eines Körpers, in dem die Nerven noch gesund und voller Spannung sind, wie die Saiten einer Harfe, die jauchzend das Lied des Lebens herausschleudern (Fig. 271).

Junge Menschen, die gesund sind und in der Fülle ungeheurer Lebenserwartung stehen, haben oft diesen Blick. Ich sah junge Mädchen und Frauen, deren Gesicht leuchtend, glühend und versprechend, lockend und voll Seligkeit war wie ein blühender Baum.

Müde Augen zeigen Krankheit des Körpers oder eine entsagungsschwere Seele. Die Wünsche sind aus dem Auge (Fig. 272) geschwunden, und die inneren Feuer sind erloschen. Sinkt dann das Auge noch dazu in Kleinheit zurück, so verrät es Schwäche des Geistes, Mattheit des Willens und eine gewisse Interessenlosigkeit und geistige Schläfrigkeit.

Nur ein klares, kluges, bewegtes, leuchtendes Auge nimmt an allem teil. Ein mattes, leeres, glanzloses Auge verrät einen eintönigen Geist, innere

Leere und jene schreckliche Apathie des Wesens, in dem mancher früher lebendige Mensch nach und nach ertrinkt.

Das Auge in dem schönen Frauenkopf in Fig. 239 ist von solch tiefinnerlicher Leuchtkraft. Es ist wie das Flammen einer verborgen glühenden Seele. Es ist ein Auge, das mit inbrünstigem Bewußtsein alle Wunder des Lebens trinkt, alle Schönheit des Menschseins genießt.

Die schönen Schwellungen des Gewebes in der Umgebung geben diesem Auge seine körperlich gesunde Kraft und die sinnliche Frische des Blickes und des seelischen Empfindens.

Die „Kraft" des Blickes wurzelt zum Teil auch in der Wölbung und Spannung des Augenfleisches, das zwischen Braue und Oberlid liegt. Je mehr Augenfleisch, desto mehr verschwindet das Oberlid beim „Augenaufschlag". Das Auge erhält dabei das Blitzende, Sprühende und Flammende, wie man es z. B. an Bismarcks Auge sieht. Hier erkennt man die Tatnatur, den innerlich lebensvollen, nach außen energischen, tatkräftigen Menschen.

Je weniger Augenfleisch, desto mehr bleibt das Oberlid stets sichtbar. Der Blick ist weniger energisch, weniger tatvoll; er ist passiver und träumerischer.

Der Ausdruck der Gefühlskraft erhöht sich durch die kräftige Braue und die schönen, langen Wimpern (Fig. 273). Denn dunkle, lange Wimpern erhöhen die machtvolle Schönheit und den bezwingenden Blick des Auges, während fehlende oder farblose Wimpern das Auge nicht nur farblos, sondern auch kraftlos und gefühllos erscheinen lassen (Fig. 274).

*

Daß das Weiß des Auges die Geistigkeit und Lebendigkeit seines Ausdrucks erhöht, ist schon gesagt. Nicht unklug ist es, dabei der körperlichen Reinheit und Gesundheit zu gedenken, die in solch klarem Weiß liegt. Es strahlt daraus die Reinheit und die Kraft eines gesunden Nervenlebens. Und jeder Arzt weiß, daß Krankheiten sich in der Rötung, dem Grau-, Gelb- und Schmutzigwerden des Weiß im Auge ankünden. Gelbe, braune und schwärzliche Verfärbung des Auges und seiner Umgebung zeigen Störungen in der Leber und im Pfortadersystem an. Sie treten außerdem leicht auf bei der venösen Konstitution und beim cholerischen oder melancholischen Temperament.

Die bläuliche Augenumrahmung tritt gern auf, wenn die Gewebsarmut oder der krankhafte Schwund des Gewebes das Netz der Blutgefäße an den Händen, den Schläfen und um die Augen durchscheinen läßt. Das ist besonders häufig bei den Schwindsüchtigen so. Und diese bläuliche Äderung kennzeichnet meist eine zarte und zum Krankhaften neigende Empfindung oder Empfindsamkeit.

*

Hier ist der Ort, an dem im Zusammenhang mit den Verfärbungen um die Augen — in ganz kurzen Umrissen — der Teint besprochen werden soll.

Der Teint, die Färbung der Haut, verrät unendlich viel von der inneren Gefühlswelt. Reichtum oder Armut des Gefühls ist in der Leuchtkraft der Haut zu erkennen. Die absolute Farblosigkeit, die glasig wässerige oder farblos graue, pergamentartig trockene Haut spricht von einer Armut der Seele, von erloschenen Empfindungen, von einer sterbenden Gefühlswelt.

Die schwarze Haut der Nachtvölker verrät die sinnliche, erdhafte, elementare Art ihres Fühlens.

Zwischen beiden liegt die rosagefärbte, reine und helle Haut des edlen Menschen. Es ist der Farbenausdruck eines gesunden Körpers und einer harmonischen, heiter gestimmten Seele. Dieses Zauberspiel der Farben in der Haut, dieses zartschimmernde Erglühen bis zum flammenden Rot, gehört zu den geheimnisvollsten Reizen in der Menschenkenntnis. Ist nicht der Teint eines schönen Menschen, die pfirsichene Sammettönung des Körpers einer schönen Frau, eins der holdesten Wunder, das die Erde trägt? Die Kunst der größten Maler hat dieses Wunder in der Technik der Farbe festzuhalten versucht; aber nur den allergrößten ist es gelungen.

Allen primitiven Rassen fehlt dieser zarte Hauch eines Rosa-Teints, der eine gefühlsreiche, feingestimmte Seele verrät. Und ebenso fehlt er allen Menschen, die roh und innerlich formlos sind und ein stumpfes Seelenleben haben.

Wie bei jungen Menschen das ganze seelische Innere wunschreich und frohgestimmt, glückverlangend und sehnsuchtsbeschwingt ist, so verrät auch ihre farbenzarte Haut das jugendliche, das seelisch Gesunde. Erst wenn die inneren Feuer erlöschen, wenn die Seele müde wird und die jauchzende Welt von Liebe, Wunsch und Hoffnung von der Resignation verdrängt wird, wenn der Körper erkrankt und sich verzweifelt gegen die Harnsäureablagerungen und sonstige Giftstoffe wehrt, wird der Teint trüber, matter, farbloser. — Und endlich scheint in der altgewordenen Haut alles Leben und alles Fühlen vollkommen erloschen.

Genauere Ausführungen über die Haut wird der zweite Teil dieses Werkes bringen, der die gesamte Gestalt des Menschen darstellen soll.

*

Carus zeigt, daß das Blau in der Iris (Augenstern) genau in der gleichen Weise entsteht, wie das Himmelsblau. Und er rechtfertigt damit die Dichter, die in ganz richtiger Erkenntnis „die blauen Augen ihrer Geliebten mit dem Himmelsblau vergleichen".

Die blaue Iris ist die Farbe des Kindes und wird oft bei sensiblen und zarten Naturen gefunden. In ihr liegt der Ausdruck der Reinheit, der Ruhe, der Zartheit und der Unsinnlichkeit.

Dunklere oder schwarze Augen finden sich meist mit dunklem oder schwarzem Haar zusammen. Beide sprechen von einem lebhafteren, reizbareren, sinnlicheren Temperament, von einem verstärkten Anteil der elementaren Natur an der geistigen Individualität.

Dies sinnliche und feurige Element verstärkt sich, je mehr der Glanz und das Feuer im Auge zunehmen. Denn alle inneren Bewegungen in diesem

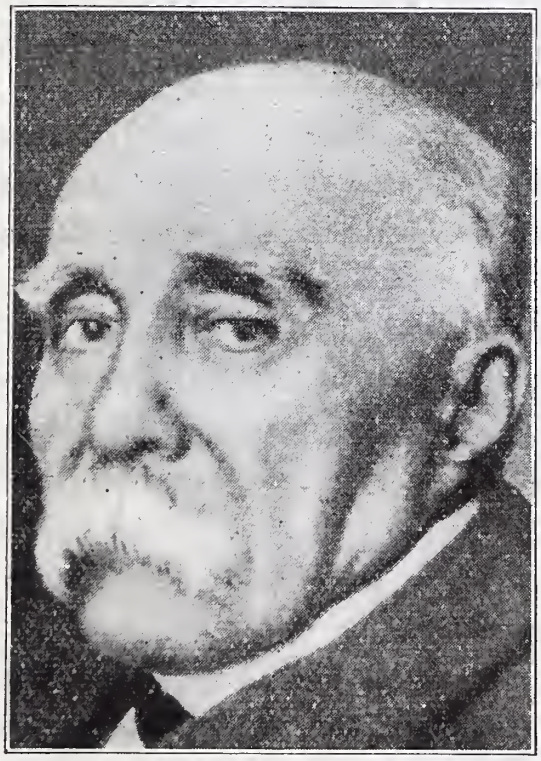


Fig. 276. Georges Clemenceau, ehemaliger französischer Ministerpräsident. Absoluter Mangel an Wohlwollen. Kalter Blick.

Fig. 277. Schwärmerischer, inniger Blick. Seelenvolles Auge. Hingebende Gefühle.

geheimnisvollen Vulkan, den wir „Mensch" nennen, spiegeln sich im Auge. Machtvolle Geisteskraft wird so sicher das Auge leuchtend hervortreten lassen, wie ein müdes, schläfriges Gehirn das Auge matt in seine Höhle zurücksinken läßt.

Und wenn die Sphäre des Gemüts im Mittelhirn schmerzvoll aufgewühlt ist, dann stürzt aus den Augen, deren Nerven ja alle Gefühlskraft aus dem Mittelhirn saugen und mittelst der gleichen Nerven alles Gefühl aus der Außenwelt in's Mittelhirn hineintragen, „der Tränen salzige Flut". Dann können die Augen eines Menschen, den wir lieben, wenn sie unter Tränen sich verdunkeln, ihre ganze Schönheit entfalten. Denn das Meer des Gefühls ist in den Tiefen aufgewühlt, und die ganze Seele liegt im Blick des Auges.

Was das ist, dieser Blick — wer vermag das zu sagen!
Es ist eine Gesamtwirkung von Form und Farbe, von Glanz und Umrahmung, ein Ineinandertauchen von Geist und Seele. Ein Heraufsteigen geheimnisvoll verborgener, schlummernder Mächte in's Reich des Sichtbaren. Der innerste Mensch tritt mit einem Male in's Auge und verrät sich — in Liebe oder Haß, in Edelmut oder Gemeinheit, in Güte oder Bosheit, in Tiefe oder Oberflächlichkeit — durch seinen Blick.

Das mitleidlos kalte Auge in dem an Güte und Wohlwollen (ganz tiefgebautes Vorderhaupt) so grenzenlos armen und an Haß so überreichen Clemenceau (Fig. 276), den sein Volk so bezeichnend „Le tigre" nannte, ist so unmißverständlich, wie das in Innigkeit und Verehrung aufgeschlagene Auge des im Mittelhaupt schön entwickelten Frauenkopfes in Fig 277.

Beethovens andächtig nach oben gerichteter Blick in Fig. 278 zeigt seine auf das Göttliche gerichtete, verinnerlichte Natur so klar, wie die in's Zielloſe und leere hineinstarrenden, aus tiefen Höhlen herausglühenden Augen Nietzsche's in Fig. 279 den Wahnsinn.

Im echt orientalischen, dunkelgesättigten Auge von Rabindranath Tagore in Fig. 262a liegt die ganze in mystischem Schauen erschlossene vergöttlichte Innenwelt eines über den Leidenschaften der Erde stehenden Menschen. Die edle Schönheit dieses harmonisch vollendeten Kopfes zeigt den reifen, abgeklärten Geist.

Willenskraft und Charakterstärke werden sich in einem festen Blick zeigen. Es ist, als sei er auf ein bestimmtes Ziel gerichtet.

Bismarck (Fig. 261) hatte ein solch zwingendes Auge, das einen riesigen Willen verriet. Hindenburgs ruhiger und fester Blick spricht von der Unerschütterlichkeit dieses wuchtigen Mannes, den tausend kleine Dinge nicht von der großen Linie abdrängten.

Wer den Blick in Menschenaugen lesen kann, nur der ist Menschenkenner. Aber dies ist nicht mehr Wissenschaft, sondern Kunst. Denn es ist das Erhaschen eines „Augenblicks", der einen Gedanken oder eine Gefühlswelle in die Augen jagte. Mag ein Mensch das ganze Mienenspiel seines Gesichtes auch noch so streng und mit überlegenem Bewußtsein beherrschen — der innerste Gedanke, den er versteckt und verbirgt, huscht doch einmal sekundenschnell über seine Augen, und wir haben ihn erraten. Eine Sekunde lang ließ er die Maske fallen — und ward erkannt.

Interessieren muß im Leben ebenso der ruhige, stete Blick, wie der unruhige, unstete und schweifende. Der erste findet sich bei gesunden, charaktervollen und ehrlichen Menschen, der andere bei nervösen, unredlichen und lügnerischen Menschen.

Das harmlose und reine Auge des Kindes und des kindlich-naiven, gütigen Menschen ist charakteristisch.

Und den unschuldigen reinen Blick eines seelenvollen jungen Mädchens wird man unschwer unterscheiden von dem im Wissen ernüchterten Blick der reifen Frau oder dem in Liebeserfahrungen getauchten Auge des Weibes, das begehrlich nach Liebe umherschweift. Wird sie zur Dirne, dann ist es, als ob

Fig. 278. Ludwig van Beethoven. Schwärmerischer, religiös verinnerlichter Blick.

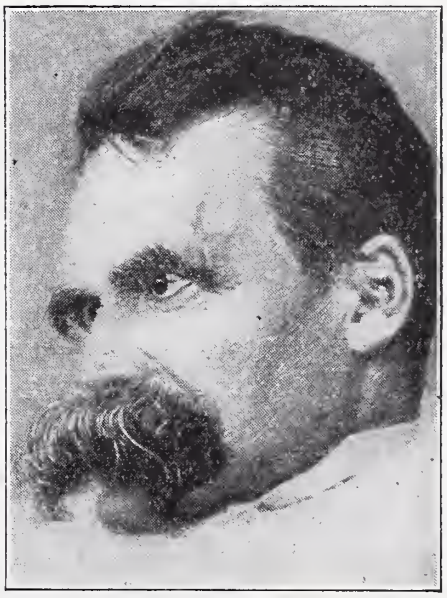


Fig. 279. Friedrich Nietzsche. Stierer, zielloser Blick des Wahnsinns. Glühend und doch leer.

der Himmel im Menschenauge erlischt. An die Stelle der Reinheit tritt in das Auge und in seine Umgebung der Schmutz. Das Auge schweift beutegierig umher. Es zuckt auf in Lüsternheit, zieht sich zusammen im Begehren. Es schillert in Lüge. Aber am Ende gehen Glanz und Farben, Ausdruck und Formenschönheit unter in der Gemeinheit. Die Seele starb im Auge.

So gab die Natur unter allen Organen dem Auge die reichste Sprache. Was kein Wort mehr ausdrücken kann, das sagt das Auge. Es kann uns erschüttern oder abschrecken, kann von der süßen Reinheit des Kinderherzens sprechen und von der Verworfenheit eines Bösewichtes. Es kann uns alle Wonnen und Seligkeiten der Liebe ankünden, aber auch Haß und Tod und Verderben. In ihm liegt die höchste Steigerung, der sublimierteste Ausdruck des Lebens. Es ist das Organ, das am letzten stirbt. Wenn überall schon der Tod die Glieder lähmte, wenn Bewegung und Sprache versagten, des Lebens letzter Seufzer verhaucht doch erst in der Sekunde, in der — das Auge bricht.

*

17. Kapitel.

Die Nase.

Liegt im Auge die Seele und das Gemüt, so in der Nase die Persönlichkeit.

Was wäre ein Antlitz ohne Nase! Sie ist die Geschlossenheit und Überlegenheit des menschlichen Ichs. Fest und nahezu unbeweglich thront sie im Antlitz. Sie kann nicht lügen und täuschen wie das Auge. Kann sich nicht verbergen. Sie ist das Siegel der Persönlichkeit. Und man begreift, daß von Alters her die Physiognomen gerade der Nase die größte Bedeutung beilegten.

Des Menschen stolzgetragener Kopf, seine vorgewölbte Brust, seine von der Tierform unendlich unterschiedene Stirn, vor allem die klar und plastisch aus dem Gesicht herausentwickelte Nase — das alles spricht von höherer Geistigkeit, von bewußtgewordener Persönlichkeit. Die Nase, die beim Tiere nur primitive Architektur hat, gibt ja gerade dem Menschen viel von dem, was wir „Gesicht" nennen.

Unter den Tieren findet man nirgendwo die wundervolle und ausdrucksreiche Gliederung von Mund und Nase, wie beim Menschen. Meist liegt das primitiv gebildete Geruchsorgan flach auf dem Oberkiefer, mit diesem nahezu ein Ganzes bildend. Es gehört hier mehr in das Organgebiet des tierischen und sinnlich-elementaren Lebens und erhebt sich nirgendwo zu der Freiheit und geistigen Selbständigkeit, mit der beim Menschen die Nase sich von der sinnlichen Welt des Kiefers loslöst und aus dem Gesicht heraustritt.

Anatomisch betrachtet, ist die Nase in ihrem knöchernen und knorpeligen Gerüst eine Fortsetzung der Schädelwirbelsäule. Und wenn in dem wundervollen Kuppelgebäude des Menschenschädels der Geist thront, so bedeuten die Gesichtsorgane, namentlich die schön und bedeutend entwickelte Nase, die vom Vorderhirn herausgestreckt wird, zweifellos den sichtbar in das äußere Leben hinaustretenden Teil dieses geistigen Lebens. Sie bedeutet die Darstellung der uns innewohnenden Kräfte.

In ihrer Form und ihrer Größe zeigt die Nase, wie ein Mensch sein gesamtes Innenleben — zur Persönlichkeit zusammengefaßt — äußert.

Ist die Nase etwas wie eine organische Darstellung der Persönlichkeit (mag sie nun mehr geistig oder mehr stofflich gerichtet sein) so kommen wir mit der Betrachtung des Mundes und der Lippen fast ganz in das Gebiet des Sinnlichen hinein. Ich sage „fast"; denn ganz und gar ungeistig ist auch das sinnlichste Gefühl nicht. Die Stirn ist Gedanke, ist die Werkstatt der Begriffe und Vorstellungen. Der Mund ist Gefühl, ist die Sinnenwelt, die aus Ernährung und Fortpflanzung, nach Schiller „durch Hunger und durch Liebe" den Bau der Welt zusammenhält.

Die Nase ist wie eine von den Gedanken zur Sinnenwelt hinübergeschlagene Brücke. Sie verbindet Geist und Stoff, das Jenseits und das Diesseits. Sie ist Persönlichkeit. Und Persönlichkeit ist der zwischen Himmel und Erde sich entscheidende, sich selbst beherrschende und formende Mensch.

Wir begreifen deshalb, daß überall da, wo die Nase zerstört oder verkümmert ist oder unförmlich wucherte, das Menschengesicht seine Kraft und Bedeutung einbüßt. Die Nase spricht von dem jeweiligen Stande, von der Entwicklung des Verstandes. Sie ist deshalb veränderlich wie die Stirn, in gutem wie in schlimmem Sinne.

Betrachten wir zum ersten den Unterschied der Nase zwischen Tier und Mensch, und zum andern ihre Entwicklung vom zartweichen, kaum aus dem Gesicht sich herauswagenden Näschen des kleinen Kindes bis zur kühnen Form der Adlernase beim Feldherrn, beim Staatsmann, so begreifen wir die Stellung der Nase im Charakterbild.

Man kann sich nicht einen edlen und schönen Charakter mit einer gemeinen Nase vorstellen, nicht eine hochaufgereckte Herrennatur mit kleiner, kümmerlicher, aufgestülpter Stupsnase.

In ganz feinen Linien erkennen wir die Entfaltung der Persönlichkeit. Springt die Nase unterhalb der Nasensenkung, die unter der Stirn zwischen den Augenbrauen liegt, in feinem Bogen aus dem Gesicht heraus, so erblicken wir darin schon — je nach der Stärke des Bogens — die sich festigende Persönlichkeit, ein sich zunächst kaum merklich vordrängendes Selbstbewußtsein. Es ist ein Mensch, der sich nicht beugt, sich zwar vernünftig einordnen kann in das Ganze, aber doch nur dann und nur so lange, als seiner Persönlichkeit nicht Zwang und Gewalt geschieht. Und immer liegt doch in Menschen mit gebogener Nase ein leises Drängen, vorn zu stehen und über den andern. Nicht aus Herrschsucht. Beileibe nicht! Nein, nur ein Loslösen von der Masse, vom Chaos ist es, ein Drang nach V e r e i n z e l u n g.

Es ist, als werde bei gebogener Nase die ganze Persönlichkeit mehr in sich zusammengefaßt. Sie wird geschlossener, einheitlicher, planvoller, konzentrierter. Es ist Beherrschtheit vorhanden.

Ist die Nase von possierlicher Kleinheit, so lächeln wir; denn hier fehlt unserem Auge und unserem physiognomischen Denken die Brücke zwischen oben und unten, der Übergang, die zwischen Geist- und Sinnenwelt verbindende und entscheidende Persönlichkeit. Gerade die Nase verleiht doch dem Menschengesicht das meiste von seiner eigentlich menschlichen Architektur.

Fig. 280. Richard Wagner. Männlich und kühn geformte Nase, die — verbunden mit dem schroff vorgebauten Kinn — die bedeutende und überragende Persönlichkeit verrät. Alles an diesem scharfprofilierten Kopf ist Tat, Handeln, Energie, Durchführung und Vollendung. Die Nase ist wie die kraftvolle Zusammenfassung der gesamten Kräfte.

Ist nun die Nase gar zu klein, so fällt sozusagen aus dem Ganzen das bestimmende Ich heraus. Es fehlt die Leitung, das Maß, die Richtung, die Entschließung und die Entscheidung. Mit einem Worte gesagt: die Persönlichkeit. Man sehe doch einmal (Fig. 280) Richard Wagner's bedeutende Nase an, die prachtvolle und hervorragende Gesamtarchitektur seines Gesichtes und Kopfes. Und man vergleiche damit die platt-gemeine, formlos-niedrige Nase und die gesamte tierisch-rohe Physiognomie des Negers Bil Kher ben Hamed aus Menagy im Sudan (Fig. 281).

Dieser Nase fehlt jede obere Wölbung überhaupt, also auch jede Spur von Wille oder Persönlichkeit, die in Richard Wagner's Profil den überragenden, den sieghaften, den königlichen Menschen erkennen lassen. Er ist geistiger Herrscher und Führer. Soll es sein. Der andere aber, der Sudanese, ist Tiernatur. Die formlos-gemeine untere Nasenhälfte zeigt ungebändigtes Sinnenleben, in's Grauenenhafte gesteigert durch die Heftigkeit der ausladenden Backenknochen und die rohe Urform des wulstlippigen Mundes.

Hier also — in der Form der Nase — ist die Brücke zwischen Geist und Materie, zwischen Himmel und Erde in der Menschennatur. Hier ringt beides miteinander. Wohl dem, dessen Nase Maß und Harmonie zeigt! Der das

Sinnliche gebändigt hat und ihm die Hoheit und Schönheit seelischen Erlebens zu geben vermag!

Wie im Mittelgesicht (Augen- und Wangenpartie) das Gefühlsleben zum Ausdruck kommt, im Untergesicht (Mund- und Kieferpartie) das Trieb- und Tatleben, so faßt die Nase noch einmal alles zusammen in das beherrschende Prinzip der Persönlichkeit. Denn sie ist ja der Repräsentant des Stirn- und Schläfenhirns, in denen beiden das gesamte Hirn noch einmal zusammengefaßt ist.

Fig. 281. Der Neger Bil Kher ben Hamed, Menagy (Sudan). Aus Stiehl: „Unsere Feinde". Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart. Gänzlich eingedrückter Nasenrücken = vollständiger Mangel an geistiger Persönlichkeit. Hingegen breite und gemeine untere Nasenhälfte, bei wulstlippigem, gemeingeformtem Munde. Also tierhaftes, völlig unbeherrschtes, bestialisch-wildes Sinnenleben.

Bei unserem Sudan-Neger (in Fig. 281) ist alles Geistige, alles Himmlische im oberen Nasenteil geradezu eingestürzt. Oder richtiger: nie vorhanden gewesen. Darum ist das Sinnliche im unteren Nasenteil ohne Maß und Herrschaft, ohne Zügelung und ohne Schönheit. Es ist gemein. Einmal geweckt, tobt es fesselos sich aus. Das Himmlische, das als eine Vereinigung von Schönheit und Kraft in wunderbarer Weise bei Richard Wagner in Stirn, Nase und Mund erscheint, ist bei dem Negerkopf ganz und gar in's Irdische und Tierische verkehrt. Diese untere Nase könnte auch im Kopf eines Hundes sitzen.

Völker auf niedriger Stufe der Kultur haben stets aufgestülpte und tierähnliche Nasen. Der Nasenrücken — als das Symbol der geistigen Beherrschung — fehlt. Dagegen sind die Nasenflügel und die Nasenlöcher —

als das Symbol der sinnlichen Lebenskräfte — breit und formlos. Die Nase hat keine rechte Spitze, sondern an ihrem Ende oft eine wulstartige Verdickung. Die Nasenöffnungen sind nicht von der Nasenspitze verdeckt, sondern (Fig. 281) von vorne offen und sichtbar. Damit liegt das roheste Sinnenleben offen zu Tage, und es ist — in der fehlenden Wölbung des Nasenrückens — keinerlei geistige Kraft da, die es beherrscht und im Zaume hält.

Fig. 282. Aus Stiehl „Unsere Feinde" (Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart): Der Araber Gemini Amar. Lange, schmale, gebogene Nase = stolze, selbstbewußte, willensstarke Persönlichkeit. Besitzt Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit. Fanatischer, leidenschaftlicher Wille.

Hingegen haben stolze und mannhafte, schweigsam-selbstbeherrschte und kriegerische Völker, wie manche Indianerstämme es waren, scharfgezeichnete schmale und gebogene Nasen gehabt.

Je klarer und ausgeprägter, selbstbewußter und überlegener ein Volk sich gibt, desto schärfer, größer und wohlgeformter tritt an den Köpfen die Nase hervor. Man beobachte die scharfgeschnittene, stolze Nase des Arabers in Fig. 282.

Das steigert sich, je breiter die Nasenwurzel oben ist und je stärker der Nasenrücken oben sich wölbt. Die Persönlichkeit rückt vor, nimmt ihre Rechte ein. Es entsteht der Stolz, im Handeln Kühnheit, ja Verwegenheit, der Gefahr gegenüber Wagemut und Trotz, bei geringer Intelligenz Selbstliebe und Hochmut, bei hoher Intelligenz Unternehmungsgeist und edle Gedanken.

Solchen kühnen Nasen begegnet man bei Gebirgsvölkern und Jägern, denen die Einsamkeit ein Element des Lebens ist. Ich sah sie in den sonnengebräunten, scharfgezeichneten Gesichtern der Führer im Schweizer Hochgebirge.

Herrenvölker wie die Engländer haben ſtarkgebaute Naſen. Die gefühlsreicheren, chaotiſchen Ruſſen haben eingedrückte Naſen. Die gebogene Naſe iſt höchſtentwickelte Perſönlichkeit, iſt Individualismus. In der eingedrückten ſinkt die Individualität wieder in die Maſſe zurück. Darum iſt z. B. bei den Ruſſen das Prinzip der Maſſe, das Prinzip der Trägheit und der Beharrung, das ſich im Zarismus genau ſo wie im Bolſchewismus (beide ſind dasſelbe) zeigt, unendlich ſtark. In Rußland ſchwingt immer irgendeine Knute über der Maſſe.

Fig. 283.
Engländer.

Fig. 284.
Großruſſe.

Fig. 285.
Senegal-Neger.

In England aber iſt das höchſte Lebensprinzip die perſönliche Freiheit.

Die Völker Auſtraliens und des inneren Afrikas, die Hottentotten und Buſchmänner, haben die Stumpfnaſe des Kindes. Es iſt höchſt intereſſant, zu ſehen, wie dieſe Kindhaftigkeit in einer ſeltſamen Miſchung mit unbewußter und unbeherrſchter Triebhaftigkeit in ihrem Weſen und Tun hervortritt (Fig. 285).

Intereſſant aber auch, wie die gleiche kindliche Form der oben vorgewölbten Stirn und der nur in der unteren Partie, alſo im Sinnlichen, hervortretenden Naſe auch beim Kinde ſich zeigen und ihm den Typus des Unentwickelten, des Naiven und Primitiven geben (Fig. 286). Mit der Entwicklung der unteren Stirn hebt ſich die Naſenwurzel, und der Naſenrücken wird gerade oder gebogen.

Nie hätten die griechiſchen Bildhauer den Statuen ihrer Götter und Helden ſolche kindlichen oder negerhaft-tierähnlichen Naſen geben können. Wo wäre da die Hoheit und Vornehmheit dieſer edlen Köpfe geblieben?

Beim Erwachſenen begegnen wir dieſer Kindhaftigkeit der Form, alſo der oben abgerundeten, unten ſchwachen Stirn und der im Naſenrücken nachgiebig

zurücksinkenden Nase, weit mehr beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht. Man sehe die eingedrückte, naive, persönlichkeitsarme Nase in Fig. 287, die weiche, nachgiebige Linie der Nase in Fig. 288 und die harmlos-unbewußte, gutmütige Nase in Fig. 289.

Alle diese Nasen sprechen — bei schönentwickelten Gemütskräften im gutgewölbten Mittelhaupt — von einem weichen, gefühlvollen Wesen.

Fig. 286. Säuglingsnase.

Fig. 287. Jungmädchen-Nase. Naiv.

Fig. 288. Nachgiebig. Hilfsbereit. Dankbar. Gemütsweich.

Fig. 289. Harmlos. Unpersönlich. Kein starker Wille; wenig Persönlichkeit.

Wo wir bei Frauen großen und klargeformten Nasen begegnen, wie bei Frau Dr. Anita Augspurg (Fig. 290) der bekannten mannhaft-energischen Frauenrechtlerin, da erkennen wir auch die zur Führung bestimmte geistige Persönlichkeit. Denn in solchen Nasen liegt die entwickelte, entfaltete Persönlichkeit, liegt die konzentrierte Darstellung, die klar angeordnete und bewußt gewordene Verwendung der gesamten inneren Fähigkeiten.

Wo wir aber der Stumpfnase bei einem Manne begegnen, da dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß es der Persönlichkeit in ihrer Wirkung nach außen genau so wie der Nase an scharfer Herausmeißelung fehlt. Die Instinkte der Masse, des Plebejers, herrschen hier über die Individualität (Fig. 291).

Dem deutschen Volke fehlt, wie die Einheit der Rasse, so auch die Einheit in der Nasenform. Die stolze Abgeschlossenheit des alten Adels, sein exklusiver Individualismus, zeigt sich in der großen Zahl großer, hakenförmiger, selbstbewußter Nasen. Manche unter ihnen sind wie die Adler, die stolz auf einsamen Felsen horsten (Fig. 292).

*

Indessen darf die Größe und die Form der Nase nicht zu falschen Schlüssen führen. Die Nase ist nicht geistiger Wert, sondern nur Darstellung dieses

Wertes. Der Wert selber, das Maß der Klugheit und der Geisteskräfte liegt im Schädelbau.

Allerdings ergibt sich aus der physiologischen Bedeutung der Nase auch ihr symbolischer Wert. Im inneren Bau der Nase wiederholt sich — sozusagen wie in einem kleinen Modell — der gesamte Atmungsapparat der Brust, wie denn ja überhaupt die Nase die Eingangspforte in alle Luftwege ist. Die Atmung und Luftverdauung ist aber das Prinzip der tätigen Lebenskraft. In jeder Tätigkeit — Arbeit, Sport, Erregung — mehrt sich die Atmung. Kampf „schwellt die Nüstern", wie Shakespeare sagt. Darum quillt aus breiter, atmungsstarker Brust der Mut, die Kraft, der Stolz, die Durchsetzung des eigenen Wollens. Und ebendiese Eigenschaften sind es, die auch die großen, starken Nasen erkennen lassen.

Fig. 290. Frau Dr. Anita Augspurg. Bekannte Frauenrechtlerin. Männlich-kräftige, gebogene Nase = selbständige Persönlichkeit.

Die Nasenlöcher sind ja sozusagen der Lungenmund. Große Nasenlöcher zeigen kräftige Lungen; aber auch Lebenskraft und Lebensmut. Sie sprechen von Kühnheit und Energie, von einem leidenschaftlichen Temperament, einem heißen Empfinden. Und wenn sie nach der Nasenspitze zu breiter werden, so verraten sie Lüsternheit, ungezügeltes Begehren und heftigen, maßlosen Sinnengenuß. Schmale und kleine Nasenlöcher sind das Zeichen schwächerer Lungen. Sie zeigen geringere Lebenskraft, schwächeren Lebensmut, aber auch kühle Zurückhaltung im sinnlichen Genießen, ein leidenschaftsloseres, nüchternes Empfinden, physische Schwäche, Mangel an Initiative, also im Ganzen ein weniger volles Aufnehmen des sinnlichen Lebens. Gerade dies: die größere oder geringere Fülle, mit der das Sinnliche aufgenommen oder ausgeströmt wird — dies ist an den Nasenlöchern erkennbar.

Der Schwerpunkt des physiologischen Lebens liegt beim Manne mehr im Kampf, in der Atmung und im breiteren Brustkorb, dem wir meist bei flacherem Mittelhaupt und stärkerem Hinterhaupt begegnen. Von dieser tatvollenergischen Betonung des Lebens kündet bei ihm die größere Nase.

Bei der Frau liegt der Schwerpunkt mehr in den mütterlichen Organen des Leibes, darum in der Ruhe und im Gefühl. Die Atmung ist geringer, der

Mut schwächer, der Brustkorb schmaler, das Mittelhaupt gewölbter, darum das Gefühl reicher, die Persönlichkeit schwächer an Tat und also die Nase — wie in wundervoller Symbolik — kleiner und weicher in ihrer Zeichnung (Fig. 293).

Je größer, härter und schärfer die Form und die Struktur der Nase bei der Frau werden, desto mehr tritt sie aus der gefühlsreichen Innigkeit der weiblichen Zurückhaltung heraus (Fig. 294). Sie wird bestimmter, härter, fester und männlicher. Ja sie kann darin gemütsroh und kalt werden. Vor allem dann, wenn die Heftigkeit der Darstellung in der großen Nase nicht mit der nötigen Gefühlskraft aus schlechtentwickeltem Mittelhaupt gefüllt wird. (Fig. 295.)

Fig. 291.
Männliche Stumpfnase.
Mangel an Persönlichkeit.
Schwankend.

Fig. 292.
Adlernase. Aristokratentypus.

Solchen Frauen begegnen wird da, wo eine übergroße Verstandeskraft und ein heftiger und rücksichtsloser Wille die Tiefen des Gefühls ausdörrte und aus Frauen Männer machte. (Fig. 296 und 297.) Der Verstand wuchs über das Gefühl hinaus. Die Schultern sind breit, die Hüften schmal.

Diese Umkehrung der Natur trägt Irrtümer aus führendem Munde in das Frauenleben und Tragödien in die Ehen hinein. Denn man denkt an Macbeth's Wort bei Shakespeare, als er den Hexen begegnet:

„Ihr solltet Weiber sein,
Und doch verbietet mir euer männisch Aussehn,
Euch dafür zu halten."

Solche Nasen, die groß, hart und hastig aus dem Gesicht herausspringen, lassen oft in der dahinterliegenden Wangengegend eine etwas gehöhlte Fläche zurück, die aller Weichheit, aller Färbung und Strahlung bar ist und einen harten, kalten und leblos-trockenen Eindruck macht. Es ist, als habe der harte und energische Wille, der in der Nase aus dem Gesicht herausdrängt, hinter sich alles Gefühl, ja geradezu alles Leben ausgesogen.

Denn solche großen Nasen kommen meist bei starker Entwicklung des Hinterhauptes und Vorderhauptes bei schwächerem Mittelhaupt vor. Sie sind also konzentrierte Energie und zeigen die Absicht, sich selber bemerkbar zu machen. Sie dulden nicht, daß die im Hinterhaupt sich darstellende tatvolle Persönlichkeit zurückgedrängt werde. Sie wollen reden und handeln und mit ihrem bewußten Ich eine Sache fördern.

Die zähe und beharrliche Modellierkunst der Gedanken und Gefühle hat im Mittelbau des Menschenantlitzes allmählich die bewußte geistige Persönlichkeit herausgearbeitet. Das Tierische der ursprünglich breit und wuchtig gebauten Unterkiefer trat zurück. Es entstand die harmonische Dreiteilung in Fig. 298, von der die rohe und brutale Körperlichkeit des Tatarenkopfes in Fig. 299 noch unendlich weit entfernt ist.

Das Wangengewebe, in dem aller Schmelz, alle Weichheit des Gefühls wächst, schwindet, und die Wangenknochen treten hervor.

Frauennasen.

Fig. 293. Heiter, naiv, oberflächlich, gutherzig und einfältig.

Fig. 294. Wille kräftiger, ruhig u. sicher, dabei freundlich.

Fig. 295. Selbstbewußt, überlegen, unvornehm.

Fig. 296. Mürrisch, verschlossen, mißmutig, Pessimist.

Fig. 297. Grob, heimtückisch, kaltblütig; formlos.

Hinter diesem Tatarengesicht wohnt ein roher und plumper Geist, der noch nicht vermochte, dem Gesicht — und insbesondere der Nase — jene feine Modellierung gebildeter Menschen und hochkultivierter Völker zu geben.

Gerade dieses geheimnisvolle und unsichtbare geistige Werden ist es ja, das wir am Schädel und am Gesicht beobachten können. Der Schädel und die Züge eines Senegalnegers sind roher, plumper und tierhafter, als etwa der feine deutsche Gelehrtenkopf Adolf von Harnack's in Fig. 300.

Geistige Berufe meißeln feinere Köpfe als körperliche. Bauernschädel und Bauerngesichter sind grober und derber als die unter lebendigeren geistigen Einflüssen stehenden Physiognomieen der Städter.

Aus Bauernfamilien aber steigen Gelehrte, Pfarrer, Päpste und Künstler heraus. Der Geist formt diesen Begabten die bedeutenderen Köpfe, die edleren und kühneren Nasen, gibt ihnen die vornehmere Plastik des Gesichtes.

Was so die Erziehung und der Geist der Familie in Jahrzehnten, der Geist der Nation und die Kultur in Jahrhunderten schaffen, das trägt auch in ein Einzelleben viel Hoffnung hinein. Der Geist in uns, unser Wünschen und Wollen, formt uns von Tag zu Tag um. Nichts in unserer Form ist unabänderliches, absolutes Sein. Alles kann anders werden. Denn alles ist ein Werden. Und die treibenden, gestaltenden Kräfte dieses Werdens, die plastischen Energien, die unsichtbar modellierenden Hände liegen — im Geist.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

Fig. 298. Die harmonische Dreiteilung des Gesichtes. Stirn, Nase und Kiefer haben je die gleiche Länge.

*

Die Nase müssen wir in ihren einzelnen Teilen betrachten. Im oberen Teil der Nase ist der darunter sitzende Knochen die unmittelbare Fortsetzung der Stirnknochen. Hinter diesen formen sich die Gedanken. Die Nase aber ist die Darstellung. Es ist die Brücke, über die hinweg die Gedanken aus ihrer Werkstatt — der Stirn — hinaus in's Leben schreiten. Ist die Nase ganz hoch angesetzt, springt sie also unmittelbar und gleich zwischen den Augenbrauen aus der Stirn heraus, wie etwa an den Griechenköpfen (Fig. 301), so finden die Gedanken leicht und mühelos und ohne jede Hemmung den Weg nach außen. Ein solcher Nasenansatz zeigt also Leichtigkeit, Unmittelbarkeit und Raschheit des Handelns. Denn das Handeln ist ja nichts anderes, als verwirklichter Gedanke.

Die Nasenwurzel, die ja an der Triebsphäre der Stirn — der Unterstirn — liegt, muß deshalb auch das gegenständliche, plastische Denken fördern. In einer breiten, hochangesetzten, herausentwickelten Nasenwurzel fand ja schon Gall den Gegenstandssinn, den Formensinn. Es ist das Tatgebiet des Denkens. Je mehr innerste Antriebe (Impulse) vom Tatdenken in der Unterstirn ausgehen, desto kräftiger formt sich die Nasenwurzel. Desto mehr Sinn ist aber auch vorhanden für das Wirkliche und die Verwirklichung, für das Gegenständliche, das Sinnlich-Erfaßbare. In solch breiter Nasenwurzel steckt geistige Energie, spontane Tatkraft, Durchführung der Gedanken in die Wirklichkeit.

Die Griechen haben eine erstaunlich große und leichte Darstellungskraft gehabt. Ihr künstlerisches Schaffen war von seltenem Reichtum. Und zu ihren Begriffen von Bildung und Erziehung gehörte auch die Rhetorik, die Fähigkeit, gewandt und leicht den Gedanken Worte zu verleihen. Rednerschulen förderten diese angeborene Anlage, die so stark war, daß die Helden Homers vor jedem Gang der Schwerter sich mit zornigen Reden überschütteten.

Anders ist es, wenn der Nasenrücken schmal und schwach ist, wenn die Nase

unterhalb der Stirn plötzlich einsinkt und erst aus dieser Senkung sich wieder zum Nasenrücken erhebt. Diese Senkung liegt also zwischen Verstand und Darstellung. Sie bedeutet eine Trennung der beiden, eine Hemmung in der Darstellung. Die Gedanken fließen nicht frei und hemmungslos in irgend eine Äußerung hinein. Sie verstecken sich, sammeln sich in dem Graben, den diese Nasensenkung darstellt. Und wenn sie sich häufen, so springen sie mit Heftigkeit hinaus. (Fig. 302.)

Fig. 299. Tatarenkopf. Sehr kurze Nase, hingegen riesig lange Kieferpartie. Roher, brutaler, ungeschlachter Mensch mit großen Körperkräften.

Fig. 300. Professor Adolf von Harnack, der bedeutende deutsche Theologe. Feinsinniger Gelehrtenkopf. Typische Gelehrtennase.

Menschen mit schwacher, schmaler eingesunkener Nasenwurzel verbergen also ihre Gedanken. Sie haben „keinen klaren Gedanken". Ihr Denken ist verschwommen, unplastisch, unwirklich. Ihr Wesen ist mehr vergeistigt. (Die griechischen Plastiker höhlten die Nasenwurzel seitlich aus und erzielten dadurch an ihren Gestalten den vergeistigten Ausdruck.) Sie haben etwas Unfreies, Zurückhaltendes, Reserviertes. Sie sagen nicht gleich, was sie denken. Sie behalten vieles für sich, „fressen" viel in sich hinein, drücken sich unbestimmt, unscharf aus.

Aber weil sie kleine Ärgernisse nicht durch ein einfaches und offenes Wort aus der Welt schaffen, so wird ihre zurückhaltende und versteckte Art wie eine unsichtbare und doch lähmend empfundene Trennung zwischen sich und den Andern stehen. Gelegentlich explodieren dann die aufgehäuften Gefühle. Das wirkt ebenso unharmonisch wie die voraufgegangene Verstimmung.

Der breite Nasenrücken, wie man ihn an den Köpfen von Dr. Karl Peters (Fig. 40), Moltke (Fig. 167), Richard Wagner (Fig. 280)

und ganz hervorragend bei Tirpitz (Fig. 108) sieht, zeigt ein klares, gezügeltes, beherrschtes, überlegenes Denken, ein Denken, das auch die Wirklichkeit kennt.

*

Da die Nase uns zeigt, wie die gesamte innere Welt im Äußeren sich darstellt, so muß es zunächst für die Kraft und die Deutlichkeit dieser Darstellung entscheidend sein, wie sehr die Nase überhaupt aus dem Gesicht heraustritt.

Fig. 301. Hermes des Praxiteles, (Olympia). Gerade Stirn = Nasenlinie, die für die griechische Kunst typisch ist. Wundervoll zarter und doch kräftiger Kopf.

Fig. 302. Versteckt, dickköpfig, gewalttätig, gemeingefährlich. Brutal. Mund affenartig.

Fig. 303. Starkbetontes Ich; herrisch, unduldsam, auf seine Meinung versessen.

Stark herausspringende, hochgebogene Nasen schieben das Ich gewissermaßen in den Vordergrund. (Fig. 303.)

Fig. 304. Zudringlich, rücksichtslos.

Fig. 305. Herrschsüchtig, gewalttätig.

Sie machen sich bemerkbar, äußern sich kühn, energisch und entschlossen, wenn der Kopfbau edel ist, aber frech, zudringlich und unverschämt, wenn er gemein ist. (Fig. 304 und 305.)

Die großen, starkentwickelten Nasen finden wir oft bei bedeutenden Bühnenkünstlern, wo sie von hervorragender Energie der Darstellung sprechen. Solch eine Nase hatten Mitterwurzer, Lewinsky, Vollmer, Krausneck, Ermete

Novelli. Umgekehrt wird die flache Nase auch weniger zur Darstellung treiben. Sie gehört den zurückhaltenden Naturen, den stilleren, bescheideneren und vorsichtigen Menschen. Das Ich drängt sich nicht vor. Sie können nicht mit Kraft, Schwung und dramatischem Ausdruck etwas sagen und haben keine

Fig. 306. Starkgewölbte Nase; disponierender, leitender Kopf; bedeutender Arbeitsdrang in den Wölbungen über den Ohren. Scharfgeschnittener, schmallippiger Mund = Energie. In der Nase liegt Entschlossenheit und Kühnheit. Fester, bestimmter Blick.

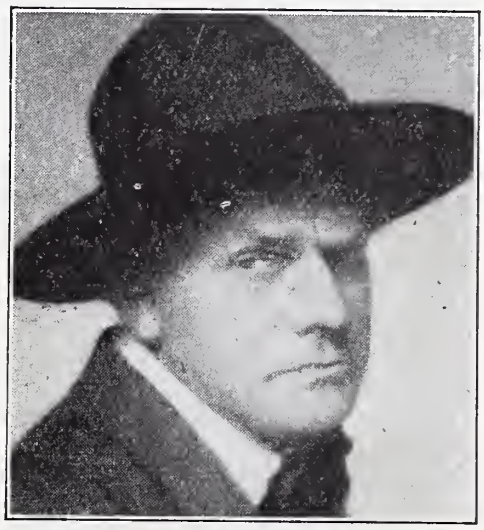


Fig. 307.
Der Berliner Schauspieler Friedrich Kayßler. Die Nase großer Bühnendarsteller.

Fig. 308. Friedrich Kayßler als „Götz von Berlichingen".

leitende, führende und anfeuernde Wirkung auf andere Menschen. Sie eignen sich auch nicht für Berufe, die eine solche Wirkung verlangen.

Je voller und runder bei der flachen Nase die Wangen sind, desto mehr wird der an sich geringe Äußerungstrieb von dem Bedürfnis nach Ruhe festgehalten, denn im Mittelgesicht erkennt man die Fülle oder die Armut des Gefühls.

Solchen Menschen ist Ruhe und Behaglichkeit höchster Wunsch. Sie sind nicht zu rascher Tat fähig, lieben nicht plötzliche Entschließungen. Die Freude an Ruhe und behaglicher Ernährung ist stärker als der Drang zur Bewegung. Sie sind nicht etwa träge; aber sie lieben doch mehr eine ruhige und seßhafte, als eine lebhafte und bewegte Tätigkeit.

Menschen mit den scharf aus hagerem Gesicht herausspringenden Nasen sind kühner, entschlossener, beweglicher und ausdauernder. (Fig. 306.) Die Tat hat das Gefühl aufgezehrt.

Es ist, als fasse diese Nase alle Gedanken fester, straffer und schärfer zusammen. Die Äußerung wird straffer, konzentrierter. Sie wird verstandesgemäßer, kühler und nüchterner. Sie ist sachlicher, ist wohlerwogen, von Gefühlen und überflüssigen Nebensächlichkeiten entkleidet. Sie hat ihr Ziel im

Fig. 309. Ludendorff. Feldherrn-Nase.

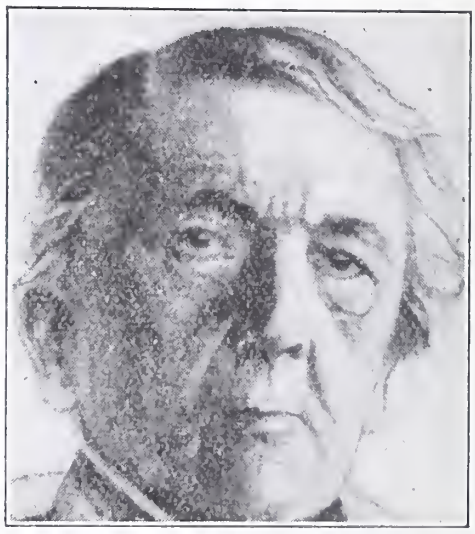


Fig. 310. Feldmarschall Graf Haeseler.

Auge, ist planmäßig, klug berechnend und geordnet. Dem Wesen solcher Menschen fehlt das Spontane, das Übersprudelnde, das sinnlich-Anschauliche, das traumvoll-Hingegebene. Sie verlieren sich nicht. Sie haben immer Selbstkritik. Sie wissen stets, wie sie wirken. Sie überlegen, berechnen und sind am meisten da zu Hause, wo sie rein mit dem Verstande zu wirken haben. Ein schmaler, harter, scharfer Nasenrücken zeigt stets geringere Gefühlsfülle, weil doch der Nasensattel mit dem Mittelhirn korrespondiert.

Solche Menschen können kalt erscheinen, sind es aber nicht. Denn die Gefühlsart, die sich äußert, ist durchaus nicht immer die gleiche, die im Innern wohnt. Sie können gütig und weich, gerecht und menschenfreundlich sein. Das ist ganz und gar eine Sache des Vorder- und Mittelhauptes und der Augen.

Aber die Wärme und Güte, die manchmal aus den Augen leuchtet, verschanzt sich hinter der strengen Architektur der Nase.

Solche Nasen finden wir bei Feldherrn (Cäsar, Napoleon, Friedrich der Große, Moltke, Häseler, Ludendorff (Fig. 309) und bei kühnen und entschlossenen Offizieren. Wir finden sie bei den Generaldirektoren in der Industrie, bei den Unternehmern und bei den kühnen Entdeckern und Seefahrern.

Was alle diese Köpfe auszeichnet, das ist die überlegene Konzentration, die nie durch den kleinen Tageserfolg den Blick vom großen Ziel abkehrt und

immer den Hauptschlag im Auge behält. Alle Größe liegt ja schließlich in den Hauptsachen, in den führenden und entscheidenden Ideen, in der gigantischen Sammlung aller Kraft auf ein klar erkanntes Ziel. Der Durchschnittsmensch verzettelt sich, verliert sich in Alltäglichkeiten, zerreibt sich in der Enge. Aber dem Alltagstypus unter den Menschen fehlt auch die vornehm-überlegene, männlich-geschlossene Architektur, die z. B. den Kopf Ludendorffs auszeichnet.

Indem wir solche Köpfe mit physiognomischem Verständnis anschauen, ist es, als würden wir selber innerlich gefestigter, männlicher, tatvoller und arbeitsfreudiger.

Mangelt es der Nase an Form (Fig. 281, 286, 291), ist sie klein und nichtssagend, so ist sozusagen eine Spaltung zwischen oben und unten. Gedanke und Wirklichkeit sind auseinandergerissen, nicht zu vernünftiger Einheit verbunden. Daher das Schwankende, Unpersönliche, das Unentschlossene und Zweifelnde dieser Menschen mit den eingedrückten Nasen. Der eigene bestimmende Wille fehlt, und fremde Einflüsse fluten über das Gesicht und über das ganze Leben. Es sind nicht die Menschen, die die Wirklichkeit bezwingen. Und gern, ach allzugern flüchten sie aus der Wirklichkeit in die Welt des Gefühls oder der Theorie.

*

Wir finden die großen Nasen schließlich bei demjenigen Beruf, der seinen größten Erfolg ja ganz und restlos aus planvoll-bewußter Darstellung holt — bei den Schauspielern. Solch eine scharfgemeißelte, geistig überlegene, darstellungsbedeutende, scharfgestaltende Nase hat der große Berliner Schauspieler Friedrich Kayßler in Fig. 307.

Und wir sehen in Fig. 308 eine seiner mit erstaunlicher darstellender Plastik herausgemeißelten Gestalten, den „Götz von Berlichingen". Die scharfe, bestimmte, geradezu bildhauerisch herausgemeißelte Charakteristik der eisenklirrenden historischen Gestalt fällt hier besonders auf.

Den scharfgekrümmten Schnabel trifft man bei jenen auf einsamen Höhen hausenden großen Raubvögeln. Man spricht bei solchen Formen von der Adler-, Geier- oder Habichtsnase. Und man findet sie bei den Angehörigen des alten Adels, dessen Vorfahren — wie die Adler — hoch auf Bergesspitzen in einsam ragenden Burgen hausten und mit ihrem scharfäugigen, spähenden Condorblick auf Raub ausschauten.

Sie waren wie die Adler: stolz, einsam, herrisch, voll Unabhängigkeitssinn, kampfesmutig, aber robust im Denken, hart im Handeln, aber auch edelmütig und voll vornehmer Ritterlichkeit. (Fig. 292.)

Wo aber die aristokratische, hochschädelige Kopfform und die ritterliche

Kraft und Vornehmheit der Züge fehlt, da kann die Geiernase den materiellen Kurz- und Breitschädel auch zum harten und unedelmütigen Raubtier machen.

Gebogene Nasen, in denen die Persönlichkeit so eindringlich sich vordrängt, finden sich auch oft bei den kühl berechnenden Egoisten. Es sind oft die Menschen, die in jeder Sachlage an die Spitze zu kommen suchen und zur Leitung drängen. Das Talent zur Führung liegt ohnedies in ihnen. Und wenn sie — bei gutem Kopfbau — intelligent und begabt sind, mag man ihnen die Leitung nicht mißgönnen. Der edle und stammesreine, blutechte Mensch gehört in seinem eigenen Volke immer an die Spitze.

Sind aber diese großnasigen Menschen — bei niedriger und zurückweichender Stirn — unintelligent, dumm, unwissend und unbegabt, so werden sie zu dummdreisten Frechlingen. Ihre Gesichtsform ähnelt dann dem Kretin, der auch sich vordrängt und doch von schauerlicher Unfähigkeit ist. Es ist die greisige Anlage.

An solchen Köpfen ragt das egoistisch lärmende Ich weit über den geringen Verstand hinaus. Sie drängen sich darum in die Angelegenheiten anderer Menschen, mischen sich ungefragt in's Gespräch. Je dummer sie sind, desto frecher und selbstbewußter treten sie auf. Sie reden viel; aber sie dreschen Stroh. Hier ist das Denken bereits entwickelt und formell fertig. Es ist materiell. Solche großen, vorragenden Nasen sind beim Kinde prognostisch ungünstig. Sie zeigen, daß das Gehirn seine individuelle Reifegrenze erreicht hat.

*

Ganz anders äußert sich der Mensch, wenn der Nasenrücken eingedrückt ist. Wir sprechen dann von der Sattelnase.

Hier nähert sich die Nase wieder der kindlichen Form. Und so wird auch das Wesen des Kindes wieder zutage treten, das nicht im Verstand, sondern im Gefühl liegt. Es ist die Nase der naiven, spontanen, unüberlegten und unklugen Äußerung. (Fig. 286 u. 287.) Es ist Unreife, Unpersönlichkeit, aber auch verhaltenes Wesen, Innerlichkeit und Entwicklungsfähigkeit.

Wie Kinder nicht durch abstrakte Begriffe zu belehren sind, sondern durch anschaulich-lebendige Erzählung, durch gefühls- und bilderreiche Geschichten, so kommt man solchen Menschen auch am besten durch ihr Gefühl, ihr Gemüt näher. Man gewinnt sie wie Kinder — durch Schmeicheln, durch liebevolle Worte. Denn sie selber sind wie die Kinder: gemütvoll, einschmeichelnd, dem Augenblick gehorchend. Ihr Leben ist nicht Plan, Ordnung, Wille und System, sondern Stimmung, Laune, Impuls und Instinkt.

Ihre Liebe bricht so kindhaft heftig durch wie ihr Haß. Sie genießen die Köstlichkeit einer Minute und fragen nicht nach der nächsten. Sie äußern sich nicht kühl, reserviert, nüchtern und gemessen, wie die Nasen mit der gebogenen

Architektur des Verstandes, sondern sprunghaft, herzlich, impulsiv, gemütvoll, lachend und weinend, kindhaft lustig oder kindhaft traurig, mit einem Herzen, das rot und zuckend und offen vor unseren Augen liegt. Ist diese Nase noch dazu kurz, so trägt sie Ungeduld, Mangel an Ausdauer, queckſilberne Sprunghaftigkeit in das Leben hinein. Sie liefert das Denken dem Augenblick aus, nimmt ihm die ruhige Folgerichtigkeit. Je unrichtiger dann etwas ist, desto heftiger wird es behauptet. Aus Kindlichkeit kann beim Erwachsenen kindisches Wesen werden.

Fig. 311. Idiot.

Fig. 312. Naiv, lustig, gutmütig, nicht wähleriſch. Plebejiſche Inſtinkte.

Fig. 313. Ruhig, beſtimmt, feſt u. zuverläſſig. Ernſt und umſichtig.

Fig. 314. Empfindlich. Begehrlich, unfein. Unzuverläſſig.

Geduld spricht nur aus langen, geraden Nasen, nie aber aus kurzen, aufgeworfenen und eingedrückten.

Der Ernst steckt mehr in der langen und gebogenen Nase, der Spaß mehr in der kurzen und eingedrückten. (Fig. 312.) Naturburschen, Naive und schüchterne Liebhaber werden auf der Bühne nie mit der Adlernase bedeutender Menschen dargestellt. Sie haben das kecke und lustige Stumpfnäschen der kindlichen und harmlos-fröhlichen Naturen, die sich nicht beherrschen, sondern lachen und weinen, wie es ihnen um's Herz ist.

Im Leben trifft man die härtere und gebogenere Nase des Verstandes und des Willens mehr beim Manne, die weichere und eingedrücktere Nase mehr bei der Frau. Liegt in diesem Unterschied nicht viel von dem klareren Wesen des Mannes und der Rätselhaftigkeit und Sphinxnatur der Frau? Verstand ist Ordnung. Er schaut voraus. Gefühl aber ist oft Augenblick. Und solche eingedrückten Nasen können mit der gleichen Heftigkeit heute lieben und morgen hassen. Heute arbeiten sie mit verdoppelter Kraft, und morgen raubt die Unlust

ihnen alle Kraft. Sie entgleiten in der Erziehung, in der Ehe, im Beruf, gar zu leicht wieder der starken Hand, die sie hält.

Die eigene Intelligenz kann sie halten, kann auch die Kindlichkeit des Wesens zu reizvoller Schönheit in der Liebe und in der Ehe werden lassen. Es sind die Frauen mit der glückselig-kindlichen Hingabe, die jubelnden, stammelnden,

Fig. 315. Ruhig, gleichmäßig, beherrscht, geduldig.

Fig. 316. Deutsche Nase. Gescheit, tatkräftig u. gefühlvoll.

Fig. 317. Deutsche Hausfrau. Genau u. gewissenhaft, fleißig.

Fig. 318. Schillers Nase. Stolz, herrisch, hochfahrend.

Fig. 319. Geier-Nase. Habgierig, mitleidlos, grausam.

rührenden Kinder des Augenblicks. Es sind die entzückenden Plauderinnen, die ihr ganzes Herz in ihre Worte legen. Gretchen mit dem demütigen Geständnis: „— — Du lieber Mann, ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt", kann man sich unmöglich mit einer Hakennase vorstellen.

Wo aber solche Sattelnasen sich mit Dummheit paaren, da darf man sie sich nicht zum Feinde machen. Denn dann liegt in ihnen die gefährliche Unüberlegtheit, die haßvollen und rachsüchtigen Instinkte der Masse. (Fig. 302.)

Ist die gebogene Nase Verstand und Mut, Tat und Beständigkeit (Fig. 313), die eingedrückte aber Gefühl und Impuls, so liegt in ihr auch Unbeständigkeit, Empfindlichkeit, ja oft Feigheit. (Fig. 314.)

Sie findet sich bei sentimentalen und rührseligen Menschen, bei oberflächlichen, unheldischen, unentschlossenen und wankelmütigen Naturen. Es sind oft die Menschen, die viel jammern und stöhnen, seufzen und klagen, weil ihnen die Kraft starken Zugreifens und entschlossener Gestaltung des eigenen Lebens fehlt. Es mangelt manchem unter ihnen die innere Härte, mit der man sich gegen das Leben wehrt. Sie triumphieren nicht über das Leben, sondern das Leben triumphiert über sie.

Und wenn ein Mann eine Frau ſucht, ſo ſoll er ſelbſt der größten Schönheit und den verlockendſten Reizen gegenüber mißtrauiſch ſein, wenn das Stumpfnäschen unter lockenden Augen und über ſchwellenden Lippen die innere Haltloſigkeit verrät. Denn ſolch eine Frau kann, wenn ſie nicht intelligent und großherzig iſt, in der Ehe oft mehr eine Laſt als eine Stütze ſein.

Gerade Naſen halten die Mitte inne zwiſchen der gebogenen und der eingeſenkten, alſo zwiſchen Verſtandeskühle und Gefühl. Das Geiſtige wird hier nicht gar zu kühl und ſchroff, nüchtern und berechnend geäußert, und die Gefühle verlieren etwas von ihrem Ueberſchwang. (Fig. 315.)

Ein ſolcher Menſch äußert ſich darum weicher, gütiger, rückſichtsvoller, menſchlicher als ein Menſch mit gebogener Naſe, aber feſter, beſtimmter, energiſcher, unzweideutiger und männlicher als ein ſolcher mit eingedrückter Naſe.

Immer aber ſei wiederholt, daß in der Naſe ſelber weder Verſtand noch Gemüt ſteckt. Denn dies ſind die Werte des Schädels und des ganzen Typus. Die Naſe iſt lediglich die perſönliche Form der Darſtellung. Das Gefühl kann größer oder geringer ſein, als wir es äußern. Und aus dieſem Zwieſpalt von innen und außen kommen in das Menſchenleben die ſchmerzvollen Täuſchungen und Enttäuſchungen, die Tragödien der Liebe und des Herzens, und die Konflikte mit uns ſelbſt und im geſchäftlichen Leben.

Wer an der Naſe darum den innerſten Menſchen erraten will, geht allemale fehl. Die Naſe iſt nicht die Seele, nicht der Verſtand, nicht das Gefühl. Sie faßt nur alles das zuſammen und ſtellt es in das Leben hinaus. Sie iſt das in's Leben tretende Ich, iſt die Perſönlichkeit, das äußere Merkmal des geiſtigen Reifegrades.

Maßvolles, nach keiner Richtung hin überſchwengliches Weſen finden wir deshalb bei geraden Naſen. (Fig. 315.)

Die lange Naſe. Iſt die kurze Naſe die ſprunghafte, ungeduldige, die dem Impuls des Augenblicks gehorcht, ſo zeigt die lange Naſe, vor allem, wenn ſie gerade — alſo weder gebogen noch eingedrückt — iſt, Geduld. Auf langer und ausgiebiger Strecke treten hier die Gedanken aus der Stirn in das Leben hinaus.

In ſolchen Naſen iſt der Wille ruhiger, der Entſchluß weit langſamer, zögernder, als in den heftig gebogenen Adlernaſen. Aber ſie verharren auch bei dem einmal gefaßten Gedanken. Denn er verliert die Baſis ſeiner Aeußerung nicht ſo raſch wieder wie bei den kurzen Näschen der flüchtigen und oberflächlichen Augenblicksmenſchen.

Darum findet man dieſe lange, gerade Naſe viel bei den Deutſchen. (Fig. 316.) Es iſt die Naſe der Forſcher, der Grübler, der geduldigen Männer

in der Wissenschaft, der gründlichen Arbeiter und der geduldigen Hausfrauen und Mütter. (Fig. 317.)

Schillers kühn unter wuchtiger Stirn aus dem hageren Gesicht herausspringende Nase zeigt die herrische, ungeduldige, hochfahrende Natur des Dichters. (Fig. 318.) Er ruhte nicht geduldig in des Augenblickes freundlicher Schönheit, sondern sein rastloser Geist flog dem Augenblick voraus.

Am richtigsten und schönsten ist diejenige Nase, die oben — im Gebiet des Geistigen — ein wenig nach außen gebogen, unten aber, wo die Region des Sinnlichen und Gefühlsmäßigen beginnt, eine Senkung zwischen Nasenrücken und Nasenspitze hat. Dies ist die ästhetische Nasenform.

Solche Menschen können ein Gefühl so ausdrücken, wie sie es in sich tragen. Sie übertragen dies Gefühl auf andere, weil sie es anschaulich und lebendig machen. Sie finden für jedes Gefühl den richtigen Ausdruck. Denn Gefühl und Ausdruck decken sich. Das sinnliche Gefühl wird, wenn es sich äußert, nicht in eine falsche Form gepreßt.

Solch eine Nase hatte Goethe, dessen unmittelbare, sinnlich lebendige, bildhaft anschauliche Sprache uns entzückt. Schillers Nase fehlt diese Senkung. Aber es fehlt auch seiner hinreißend schwungvollen Sprache die einfache Herzlichkeit, mit der Goethe selbst philosophische Ideen zu sagen weiß. Schiller kann uns begeistern und von der Erde fortreißen. Goethe rührt uns und läßt unser Herz wieder in der Erde wurzeln.

Die scharfe Einsenkung der Nase Schillers an ihrer Wurzel und ihr plötzliches Herausspringen aus dieser Senkung zeigt, daß hier Gedanken und Stimmungen sich sammeln, die nicht leicht, unbedrückt, hemmungslos und harmonisch sich äußern, wie in der schönen, geraden Profillinie der Griechen. Vielmehr springen sie in plötzlicher Heftigkeit, in ungeduldiger und unbeherrschter Kraft heraus. So war es bei Schiller, der sich selbst und seine arme Frau quälte und unter den vulkanischen Ausbrüchen seiner herrischen Tatnatur seine Kraft verzehrte.

Die oben gebogene Nase zeigt geformte Gedankenwelten, zeigt Maß und Plan und Ordnung, zeigt Wille und Herrschaft. Es ist in diesem Bogen immer etwas Zusammenfassendes und eine Betonung der Persönlichkeit und ihrer geistigen Rechte.

Anders, wenn die Krümmung im unteren Nasenrücken liegt. Es ist dann, als verkehre sich mit einem Male alles in's Gegenteil. Auch hier ist das Zusammenfassende (wie überall, wo der Bogen sozusagen eine deutlich umgrenzende Linie zieht); auch hier werden Rechte verteidigt. Aber jedes Organ verkörpert in sich immer wieder die Menschennatur, die eine geistig-sittliche und eine stofflich-sinnliche Betrachtung der Dinge kennt.

Die nach unten herabgezogene, nach unten gekrümmte Nase also ist ein Zusammenfassen, ein Raffen in der stofflichen Welt. Es entsteht ein materielles Denken und Streben, ein Vergnügen am Haben, Gier nach Gewinn, weit über ehrlichen, mannhaften Erwerb hinaus. Es ist wie der Schnabel eines Geiers, der in sein Opfer hineinhackt und mißtrauische, habgierig-wütende Blicke um sich wirft. (Fig. 319.)

Es ist etwas Niedriges in solcher Nasenform. Wie der Geier im Aas wühlt, so hakt sich diese Nase fest im Gewinn des Augenblickes. Darum wird man sie nicht finden bei den wahrhaft bedeutenden Menschen. Denn das Große ist ein Stück Ewigkeit. Es ist Geist. Diese Nase aber, deren untere Hakenlinie wie eine raffende Geste ist, und die in materiellen Dingen beständig auf sich selbst gerichtet scheint, hängt am Besitz. Sie zeigt Sparsamkeit, Geiz, Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit ihrem Opfer gegenüber.

Solch eine Nase muß Judas Ischarioth gehabt haben, der um 30 Silberlinge den Herrn verriet. Und sein Auge wird kalt und lauernd gewesen sein, der nackte Blick eines Seelenverkäufers. Nicht groß und warm und voll ehrfürchtig-scheuer Liebe wie das Auge des Johannes.

Auf Lionardo da Vinci's „Abendmahl" ist der den Beutel umklammernde Judas der einzige unter allen Jüngern, den der große Meister mit solcher habgierigen Geiernase gemalt hat.

Mit solch einer Nase haben seit Shakespeare alle großen Schauspieler den Shylock dargestellt, der auf seinem Schein besteht und sein rundes Pfund Fleisch aus seines Opfers Brust heischt.

Aber die Nase allein ist nicht Geiz, nicht Grausamkeit. Denn was ist dies? Ein Sammelbegriff. Mancherlei muß zusammenkommen, damit wir von einem Menschen sagen können, er sei geizig oder er sei grausam. Ein scharf zusammengekniffener Mund mit blutlosen dünnen Lippen mehrt die Grausamkeit. Ein welkes, in sich selber verdorrtes Gesicht, das alle Weichheit und Seelenfülle verlor, steigert den Geiz. Ein solches Gesicht hatte der boshafte, ungemein habgierige und geizige Voltaire. Eine spitzfindige, seelendürre, fast diabolische Physiognomie.

Der Nasenrücken zeigt in seiner größeren oder geringeren Breite das praktische oder unpraktische, wirkliche oder unwirkliche Denken an. Ein Mensch mit breitem Nasenrücken wird ruhig, kraftvoll und glaubwürdig etwas darstellen und erklären. Und wenn sein Nasenrücken sowohl oben wie auch unten breit ist, so vermag er sowohl geistige Dinge wie sinnlich-körperliche mit gleicher Ruhe und Kraft zu erfassen.

Eine Nase von solch zuverlässiger, ruhiger Aeußerung hat Hindenburg in Fig. 201.

Die schmalen Nasenrücken haben eine feinere, zartere und vornehmere, aber auch schwächere Darstellungsart. In feiner Wölbung verraten sie Formensinn, Schönheitssinn, künstlerisches, kunstgewerbliches und kunstgeschichtliches Verständnis. An Konservatorien, Kunst- und Kunstgewerbeschulen wird man viel solche ästhetischen und feinsinnigen Nasen finden. In Städten mit alter Tradition und seelisch gewachsener Kultur — wie Rom, Florenz, Paris, Dres-

Fig. 320. Aus Stiehl „Unsere Feinde" (Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart). Neger Ahmed ben Bleikh ben Konider. Timbuktu. Schwacher Nasenrücken = mangelnde Gestaltungskraft für geistige Dinge. Breite untere Nase = gefühlsreich, kindlich, sinnlich.

den, Graz, Stuttgart — begegnet man ihnen häufig. Reich an zart- und feingeschwungenen Nasen war die Frühzeit der Renaissance. Wie waren diese Menschen erfüllt von maßvoll-edlem Formensinn in Kunst und Gesellschaft!

Diese feingewölbten Nasen mit dem schmalen Rücken erregen bei Frauen unser hellstes Entzücken. Alle Feinheit der Nase hat bei der Frau die höhere Bedeutung als beim Manne und spricht für ein feinsinniges Urteil und ein

sicheres, ausgeglichenes Benehmen. Denn während die tierisch-sinnliche Region von Mund und Kinn in der Regel bei Frauen zarter, feiner und milder geformt ist, als beim Manne und sich darin ihr ästhetisches Uebergewicht über den Mann in Dingen der Liebe äußert, haben Frauen doch im allgemeinen die unbedeutenderen Nasen. Umso höher müssen wir darum die ästhetischen Empfindungen eines Mannes schätzen, wenn der Mund schöngeschwungene Linien hat. Umso höher auch eine Frau, wenn durch eine feingebaute Nase ihre gesamte innere Welt in gewählter, schöner Form zu Tage tritt.

Feinsinnige Gelehrte, die der Wirklichkeit ferne stehen, haben oft den schmalen Nasenrücken. Bauern, Industrielle, tatkräftige Unternehmer, Feldherrn können eine gar zu schmale Nase nicht gebrauchen.

Des Negers Nase in Fig. 320 hat oben sehr schmalen, unten breitgedrückten Nasenrücken. Das Sinnliche also äußert er heftig, zügellos, mit tierischer Kraft und ohne Hemmung. Es ist die Nase des Kindes, die Nase des primitiven Menschen. Dieser schmale, schlechtentwickelte obere Nasenrücken zeigt die schwache geistige Persönlichkeit und den Mangel an geistiger Gestaltungskraft.

Die Nasenflügel, die sich ja aus dem Unterbau des Wangen- und Lippengewebes erheben, schöpfen sozusagen aus dem Reservoir der sinnlich-elementaren Kräfte. In breitangelegten, negerhaften Nasenflügeln liegt ein volles Auskosten des sinnlichen Genießens, nicht etwa nur des Geschlechtlichen, sondern aller sinnlichen Eindrücke überhaupt.

Aber man braucht dabei nicht gerade an die ausschweifende Breite einer Negernase zu denken. Auch unter den besten Menschen finden wir diese sinnliche Genußfähigkeit, die sich bis zur Raserei im geschlechtlichen Erleben zu steigern vermag. Aufgezogene Nasenflügel zeigen Übermut, Selbstüberhebung (= „die Nase rümpfen"), herabhängende Nasenflügel Unmut, Verstimmung, Pessimismus.

*

Die Nasenspitze endlich beschließt die Betrachtung der Nase. Sie zeigt einen umso heftigeren Trieb zur Aeußerung an, je weiter sie von der Oberlippe aus nach vorne springt. Denn die Nasenspitze korrespondiert mit der Oberstirn.

Die aufwärtsgebogene Nase nähert sich wieder dem Typus der Stumpfnase. Wir begegnen also wieder der Naivität und der Oberflächlichkeit, die in dem Zurückdrängen des Verstandes wächst. Dieser Nasenform begegnet man meist bei niederer, schlechtentwickelter Oberstirn.

Diesen Nasen fehlt also der Ernst, die Tiefe und Gründlichkeit des Denkens.

Sie suchen das Erhabene lächerlich und das Große klein zu machen. Sie sind übermütig und kindhaft, können liebenswürdig, launig und schelmisch sein, vorwitzig und voll lustiger Streiche, keck und knabenhaft-abenteuerlich; aber auch von impertinenter Frechheit, voller Übermut und Impulsivität, eigensinnig, naseweis, flatterhaft und untreu.

Es liegt in dieser Nase die ganze heitere Unbedenklichkeit und Sorglosigkeit des Kindes. Aber auch der kecke Fürwitz und die Oberflächlichkeit der unbedeutenden Persönlichkeit.

Die Fähigkeit, sich mit einer Sache gründlich, eingehend und gewissenhaft zu beschäftigen, fehlt solchen Nasen meist ganz. Sie machen aus Ernst Scherz und können, auch wenn sie klug und begabt sind, bedeutende und ernsthafte Dinge mit scherzhaft-spielender Ueberlegenheit darstellen. Das spielende, übermütige, leichte ihres Wesens wird in ihrem ganzen Leben bemerkbar bleiben, aber natürlich am meisten charakteristisch sein für die Jugend.

Die herabgezogene Nasenspitze dringt, wie ihre Form zeigt, tiefer in die Dinge ein. Ob diese Dinge mehr geistiger und begrifflicher oder mehr körperlich-sinnlicher Natur sind, das hängt vom übrigen Bau des Kopfes, insbesondere vom Munde, ab. Denn in der Nase steckt weder Geist noch Sinnlichkeit, sondern nur die Form, in der sich beides äußert.

Die Nase ist im Gesicht wie ein Kommando, das allen vorhandenen Fähigkeiten ihre Richtung gibt. Wie die Intelligenz, so die Nase. Von zwei Menschen mit gleichen Kräften und Anlagen wird doch immer der am meisten erreichen, dessen Nase die schönere, klarere und bestimmtere Form hat. Er sammelt seine Kräfte mehr auf einen bestimmteren Punkt. Er ist der konzentriertere und überlegenere.

Menschen mit schönen Nasen werden sich auch — gleiche Erziehung und gleiche Anlagen vorausgesetzt — edler und vornehmer benehmen, als Menschen mit dem niedrigen Darstellungstrieb einer gemeinen Nase. Darum finden wir an den Köpfen aus der Renaissance so viele edelgeformte Nasen und begreifen die vollendete Lebensform der florentinischen Nobili.

*

Aber selbst die schönste und feinste Nase kann — durch ausschweifendes und verwahrlostes Denken oder ein schlemmerhaftes Leben — sozusagen von innen heraus verdorben werden.

Gerade die Nasenspitze verrät uns die sinnlichen Geheimnisse und die Triebrichtung der Menschen. Kein Organ ist so zur Karikatur geeignet, wie die Nase an ihrer Spitze. Und der Volksmund hat wohl Recht, wenn er den Menschen manches „an der Nase ansehen" zu können glaubt.

Die feine und knorpelige Nasenspitze verrät scharfen, nüchternen, spitzigen

Verstand, zugleich Mangel an sinnlichem Empfinden. Solch eine Nase hatte der pietistische Seelenfänger Lavater.

Spitze, magere und dürre Nasen (Fig. 321) scheinen kein sinnliches Leben, kein körperliches Empfinden mehr in sich zu tragen. Die lebendige, anschauliche, fleischige Form ist geschwunden, und nur die trockene Idee der Nase blieb übrig. Darum ist solch ein Denken in allen Äußerungen blutlos, leblos, dürr. Es ist im Saft vertrocknet, hat alle Wärme verloren, ist verkümmert und verknöchert und rettet sich aus der lebensvollen Wirklichkeit in — die Kritik. (Fig. 322.)

Es ist, wenn ihre dürre Spitze nach unten geht, die Spürnase (Fig. 323), die das Verborgene aufstöbert, das niemand weiß. Ragt über ihr eine hochgewölbte, geistgeformte Stirn, so ist es die Nase des grübelnden Gelehrten, des in verborgene Tiefen dringenden Forschers. Sie geht auf den Grund. Sie er„gründet" das, was die vorauseilende Kraft des Geistes in den Tiefen der Dinge geschaut hat. Es ist die Bohrnase des Philologen.

Bei niedriger Stirn wird diese tiefgebogene dürre Spitznase mehr suchen, als vorhanden ist. Sie schnüffelt in Dingen, die sie nichts angehen. Sie ist wie der Rüssel des Ameisenbärs, der winzig kleine Dinge aufleckt, wie die langgestreckte, zuckend-schnüffelnde Schnauze der Maus, die im Dunkeln wühlt und hamstert.

Geht aber die fleischlos-dürre Spitznase vorn weit geradeaus, so vereinigt sie Kritik mit Pedanterie, Gefühlsarmut mit Boshaftigkeit und Schadenfreude.

Dies ist die Nase der Neugierigen, die in den Verhältnissen der Menschen herumwühlen und das, was sie erfahren, leichtsinnig und schwatzhaft weitertragen. Es ist die Nase der männlichen und weiblichen Klatschbasen. Sie erleben selber nichts. Denn in der Saftlosigkeit ihrer dürren Nasen ist alles eigene Erleben vertrocknet. Aber gerade deshalb spießen sie das, was sie im Leben der Andern spürsinnig zusammen schnüffeln, kritisch auf. Sie leben geistig und sinnlich von dem, was sie bei Andern aus der Verborgenheit herausgewühlt haben. Aber es ist auch — selbst bei der Jugend — die Nase der geistig alten Menschen, die greisige Nasenform. Sie zeigt materielles Streben und weist erdwärts ins Grab.

*

Das Gegenteil davon ist die fleischig-dicke Nase. Hier ist Leben, saftvolles, genießerisches Leben. Aber wenn die Gedanken, die aus der Stirn heraustreten, unmittelbar in der Nase in daseinsfrohes, schlemmerisch-gedunsenes Gewebe hineingeraten (Fig. 325), so ist das ein Beweis für ein Denken, das rasch und gern in sinnliches Genießen, in materielle Daseinsfreude hineingeht.

Dies ist die Nase des realen, sinnlichen Denkens, der Äußerlichkeit, die Nase der Schlemmer, der feuchtfröhlichen Zechbrüder, die nicht — wie die dürre Nase — in kritischen Abstraktionen und gedörrter Tugend leben, sondern ihre Gegenwartsphilosophie mit dem Humor eines Falstaff hin und wieder erträglich machen. (Fig. 326.)

Fig. 321.
Spitze Nase.
Streng, genau; sorgfältig.

Fig. 322.
Spitze Hakennase mit scharfem Mund.
Lauernd, geizig, gefühllos.

Fig. 323
Spürnase, Schnüffler.
Rüsselnase.

Fig. 324.
Schadenfroh, kritisierend, klatschsüchtig.

Es sind die Nasen, die Grützner seinen fröhlich-zechenden Klosterbrüdern gibt. Es sind die Nasen sinnenstarker Wirklichkeit. Wenn sie aber sich verkürzen und in ihrer Spitze knotenartig sich verbreitern, so sprechen sie von irgend einer Form heftiger sinnlicher Begierde, sei es im Geschlechtlichen oder in anderen Genüssen.

Klopstock, über den Bodmer in Zürich staunte, als er den bewunderten Dichter des „Messias" lärmend und trunken heimkehren sah, hatte einen großen Mund und eine unten verdickte Nase.

Diese verdickte Nase findet sich auch an dem lächelnden Sybaritenkopf von Chr. M. Wieland, der von seinen eigenen Werken schrieb: „Meine Töchter dürfen mich erst lesen, wenn sie erwachsen sind."

In Max Klingers kurzer, knotenartiger Nase verrät sich der Alkoholiker so sicher, wie es bei Socrates war und bei der gleichgeformten Nase Fritz Reuters in Fig. 327.

Gerade die Weichheit der unteren Nasenhälfte wird bald die Einflüsse sinnlichen und körperlich-schlemmenden Lebens erfahren und dadurch aus der Form geraten.

Alle von der harmoniſchen Geſtalt abweichenden Naſen ſind beim Manne noch erträglich. Denn der Schwerpunkt ſeines Lebens liegt in ſeinem Schaffen, nicht in ſeinem Sein. Die dürre, ſpitze Naſe kann den emſig-tiefen Gelehrten machen; die fleiſchig-dicke hat in manchem Cäſarenſchädel, manchem Soldaten-, Unternehmer-, Muſiker- oder feiſten Klerikerkopf geſeſſen. Klinger war trotz Alkohol ein großer Künſtler, und Fritz Reuter hat Meiſterwerke von Herz und Gemüt geſchaffen, trotzdem ihn „Laviſing" Abend für Abend aus der Kneipe holte.

Fig. 325. Genießeriſch, kein Asket.

Fig. 326. Knotennaſe.

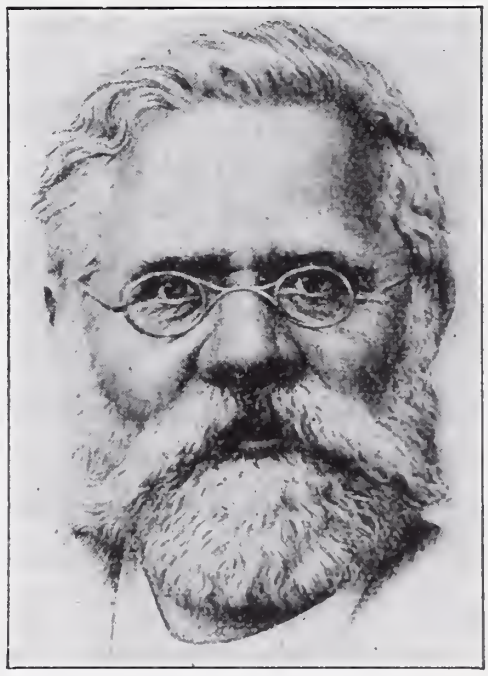


Fig. 327. Fritz Reuter. Geb. 1810, geſt. 1874. Plattdeutſcher Volksdichter.

Aber das Weſen der Frau liegt im Sein, nicht im Schaffen. Ihre Lebenshöhe iſt nicht das äußere Werk, ſondern die eigene innere Harmonie. Das Kunſtwerk des Lebens vermag ſie weniger in Büchern und Bildwerken zu beſchreiben und zu geſtalten. Nein, ſie lebt es ſelber, iſt — in ihrer ſchönſten Form — ſelber ein Kunſtwerk. Und deshalb leidet das Leben der Frau ſtärker unter aller Häßlichkeit. Dürre, ſpitze Naſen machen ſie nicht zu Gelehrten, ſondern zu Hexen. Und fleiſchig-gedunſene, aufgeſchwollene Naſen machen das Frauenantlitz gemein, weil dieſe Form dem innerſten Weſen des Weibes widerſpricht. Sie ſtößt uns ab, weil auch die ſinnlichen Wünſche in der edleren Äußerung der Frau feiner und beherrſchter zu Tage treten ſollen.

⁂

18. Kapitel.

Der Mund.

Nicht minder ausdrucksvoll als die Sprache des Auges ist die des Mundes. Tausendfältig zuckt das Spiel der Nerven und Muskeln um dieses seltsame und formenreiche Gebilde der Natur. Und alle diese Bewegungen sind wie tausend stumme Worte, die doch dem Menschenkenner zur lesbaren Sprache werden.

Der Mund ist das Tor der Sinne. Er umschließt Hunger und Liebe. Und seine Form zeigt, ob ein Mensch in der Welt des Hungers und der Liebe ein Tier blieb, oder ob an dieser ursprünglichen Tierhaftigkeit die wundervollen plastisch-ästhetischen Kräfte aus der Seele erfolgreich arbeiteten und den Lippen die edlere und höhere Form gaben.

Liegt nicht in dem Maul der Tiere, in dem wulstlippig vorgeschobenen tierhaft elementaren Mund der Neger in Fig. 281, 285, 320 die ganze schreckliche Ungeistigkeit und seelenlose Wildheit ihrer sinnlichen Triebe? Werden nicht ihre Gesichter sozusagen von der wüsten Kraft dieses Mundes beherrscht, der alles rings um sich niederzuhalten scheint? Und liegt nicht in der edlen Schönheit eines Mundes von Goethe (Fig. 10) im zartgeschwungenen Lippenpaare am Kopfe Mozarts (Fig. 328) oder Karl Maria von Webers das entzückende Ergebnis einer jahrtausendlangen seelischen Menschheitsentwicklung?

Aus einem Organ, das dem Verdauungssystem angehört und in seinem äußeren und inneren Bau mitsamt der Zunge die männlichen und weiblichen Zeugungsorgane und die Vereinigung dieser Organe symbolisiert, wurde im Laufe der Zeiten auch das Instrument der wundervollsten und erhabensten Seelenäußerung: der Sprache und des Gesanges.

Darum begreift man, warum der Mund für uns zum Erkennungszeichen der sittlichen Charakterkräfte und der ästhetischen, schönheitlichen Werte im sinnlichen Leben wird. Und wenn selbst die Augen lügen könnten und alles am Kopfe durch Frisur und Schminke zur Maske wird — der Mund verrät uns. Wir können ihn nicht kleiner machen, wenn er groß ist, nicht weicher, wenn seine Lippen wie scharfe Messer sind. Wir können die Unterlippe nicht verkürzen, wenn sie herrisch und trotzig sich vorschiebt oder gemein und lüstern sich wölbt.

Es ist die Welt des Gefühls, die sich im Munde verkörpert, des körperlichen und sinnlichen Gefühls.

Dies Sinnliche ist die elementare Kraft des Tieres. Und wo wir bei einem Menschen einen ungewöhnlich großen Mund finden, da werden wir

abgestoßen; denn es erinnert uns an die Triebhaftigkeit des Tieres. Es liegt in ihm ein ausschweifendes Gefühl und unter Umständen ausschweifendes, in's Breite und Maßlose gehendes sinnliches Genießen.

Hier liegt die Gefahr, daß das geistige Leben durch die Sinnlichkeit geschwächt, in's Sinnliche herabgezerrt wird. Die Begriffe von Sitte und geistiger Ordnung werden verwischt. Die Heftigkeit der persönlichen Sinnengier beherrscht den Augenblick. Sie denkt nicht an die Folgen, nicht an die Zukunft, nicht an die Ordnung des Sinnnlichen durch den Willen. Menschen mit solch großem Mund neigen zur Maßlosigkeit im Essen und Trinken und zur Skrupellosigkeit im Geschlechtsgenuß. Sie möchten alle Freude, alle Festlichkeit, allen Frohsinn durch Gelage zum Ausdruck bringen. Sie sind in allen Dingen der Verführung ungemein zugänglich. Denn der große Mund ist nicht nur sinnlich widerstandslos, sondern von seiner maßlosen Breite aus überschwemmen auch die ungehemmten sinnlichen Gefühle allen Willen. Dadurch zieht in das Wesen dieser Menschen leicht die Trägheit, ja die Faulheit ein, die überall da auftritt, wo der Wille die Herrschaft über die Triebe verloren hat. (Fig. 329.)

Fig. 328. Wolfgang Amadeus Mozart. Geb. 27. Jan. 1756 in Salzburg, gest. 5. Dez. 1791 in Wien. Büste von Aurelio Micheu. Ein weich und schön geformter Mund, der gleichsam die heitere Grazie und himmlische Schönheit der Musik Mozarts wiederspiegelt.

Denn im Munde wohnt die Naturkraft, die in sich selber keine Herrschaft hat. Wo sie so wild und schrankenlos sich zeigt, wie bei den Negerköpfen, da lebt sie wie beim Tier — ungeistig, unästhetisch, formlos.

Es ist die Gewalt des Augenblickes, die im großen Munde herrscht. Solche Menschen genießen den Augenblick, kosten ihn aus; aber sie bringen in ihr Leben nicht so wie Andere Form und Plan. Die sinnliche Wirklichkeit befriedigt sie. Liebesrechte, Essen, Trinken und die Sicherung der materiellen Lebensbedürfnisse — das sind ihre stärksten Triebkräfte.

Wie sie wahllos im Genuß sind, so auch planlos in ihrem Tun. Man findet unter ihnen die Leichtsinnigen und Gewissenlosen. Und mit dem Genuß verbindet sich — die Verschwendung. Den großen Mund findet man bei den Großsprechern, den großmäuligen Schwadroneuren, den brutalen, leidenschaftlichen und unersättlichen Naturen.

Der kleine Mund (Fig. 331) hält alles sinnliche Empfinden und Begehren zurück. Er beschränkt sich in sinnlichen Genüssen, ißt und trinkt wenig und kann sich auch in den sinnlichen Wünschen und Rechten der Liebe ungemein beherrschen. Es ist der unsinnliche Mund, der uns anzeigt, daß hier nicht quälende sinnliche Wünsche den Geist beherrschen.

Fig. 329. Aus Stiehl: „Unsere Feinde" (Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart). Algierier Lachedar ben Haroua, Macara (Oran). Der Mund und die untere Nasenpartie sind tierhaft. Das sinnliche Gefühl tritt unverhüllt zu Tage. Dieser Kopf ist ohne alle Scham und Scheu. Er ist maßlos und formlos im sinnlichen Begehren.

Während den großen Mund die Maßlosigkeit der Sinnengier in Abenteuer und Untreue treiben kann, sammelt der Mensch mit dem kleinen Mund alles Gefühl auf einen einzigen Gegenstand. Seine Liebe ist konzentriert, zurückgezogen, schweigsam, monogamisch und treu. Sie schweift nicht umher; sie gehört nur einem einzigen Menschen, diesem aber auch ganz und ungeteilt und mit der ganzen Innigkeit und Aufrichtigkeit einer schamvoll verschlossenen Seele.

Der große, sinnlich-weiche Mund mit den Lippen, die wie eine rote

Wunde im Antlitz zucken, wirkt sinnlich auf die Andern. Der kleine, sinnlich bescheidene Mund tut es nicht. Denn Sinnlichkeit kann nur an Sinnlichkeit sich entzünden.

Fig. 330. Großer Mund.

Fig. 331. Kleiner Mund.

Fig. 332 Mittelgroßer Mund.

Fig. 333. Mund der Venus von Milo.

Der mittelgroße Mund (Fig. 332) stellt das wohltuende Gleichmaß zwischen Ausschweifung und Entsagung dar. Er kann da, wo die Sinne erregt werden, kraftvoll sinnlich empfinden, denn er stellt die gesunde Kraft der Natur dar. Aber er kann auch durch geistige Einflüsse oder durch den Willen davon abgelenkt werden. Er ist der Beherrschung fähig, aber nicht der Entsagung. Die sittlichen Kräfte vermögen die Sinnenkraft des mittelgroßen Mundes zu bändigen. Und diese Mundform eignet sich am besten zur Ehe. Denn sie fühlt und genießt reich und hingebend die Schönheit des Sinnlichen. Sie wird es weder gefühlsarm beiseite schieben, noch maßlos sich darin verlieren.

Auch im geschäftlichen, geistigen und gesellschaftlichen Leben fällt das Maßvolle des mittelgroßen Mundes auf. Am meisten aber in der künstlerischen Darstellung. Fig. 334 zeigt eine der größten deutschen Bühnensängerinnen. Ein gefühlsreicher, leidenschaftlicher und ausgesprochen sinnlicher Typus. Eine geniale „Carmen" auf der Bühne. Aber der schöne, schwellend-weiche, sinnlich-gefühlsreiche Mund wahrt doch in der Darstellung das künstlerische Maß. Denn er ist mittelgroß; er läßt das Sinnliche nicht maßlos als rein körperliches herrschen, sondern umkleidet es mit seelischem Reichtum und mit der Poesie eines vielgliedrigen und ausdrucksreichen Empfindens.

Daß der Mann den größeren, die Frau im allgemeinen den kleineren Mund hat, zeigt schon symbolisch an, daß der Mann die größere Lebensenergie und die stärker betonte Sinnlichkeit hat. Ein kleiner, hübschgeformter Mund im Mannesantlitz bändigt seine Sinnlichkeit und erhöht die Feinheit seines sinnlichen Liebesempfindens. Ein sehr großer Mund im Frauenantlitz hingegen vergröbert das sinnliche Empfinden und Begehren und läßt ihm eher die Zügel schießen.

Die Lippen zeigen, wie weit die elementare Naturkraft des Mundes durch den Einfluß von Geist und Gemüt veredelt, verfeinert und ästhetisiert worden ist.

Diese feine und bewundernswerte Modellierarbeit des Geistes ist an der Schönheit und dem zarten Schwung der Lippen zu erkennen.

Schon die Griechen hatten hohe Begriffe von einem schönen Munde. Der weiche und liebliche Mund der Venus von Milo zeigt die frauenhafte Zartheit, den feinen Takt und das Schönheitsgefühl ihrer Liebe. Man schätzte am schönen Munde die feine Wellenlinie der Oberlippe, die Venus- oder Liebeslinie. (Fig. 333.)

Fig. 334. Hervorragende deutsche Bühnendarstellerin. Ein Kopf von großer Ausdruckskraft; sinnliche und zugleich beseelte Lebensfülle im schönen Munde.

Herder sagt: „Jedermann weiß, wie viel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust und Liebesart eines Menschen entscheide; wie diese der Stolz und Zorn krümmen, die Feigheit spitze, die Gutmütigkeit runde, die schlaffe Üppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnen hange, und die Unterlippe sie umschließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht. Wenn man etwas artikuliert nennen darf, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt."

Im Munde vereinigen sich sozusagen wieder in anderer Form die beiden Kräftegruppen des Menschen. Die Oberlippe ist das mehr geistige, die Unterlippe das mehr körperliche und sinnliche Gebiet. Und Carus sagt: „Selbst in der Zeichnung dieser Organe drückt eine solche doppelte Beziehung sich aus. Und es bedarf nur der Verfolgung der Gestalt der Hauptlinien beider Augen (Fig. 335 a) und einer Vergleichung derselben mit der Gestalt der Oberlippe (b), sowie ferner der Vergleichung der Linie der Unterlippe (c) mit der des Kinnes (d), um die ursprüngliche Übereinstimmung hier wahrzunehmen; eine Übereinstimmung, die auch dadurch sich ausspricht, daß die Bewegungen beider gleichen Schritt halten, sodaß, wenn die Augenbrauen nach außen sich senken, ebenso die Mundwinkel niedergehen (Fig. 336), und wenn die Augenbrauen nach außen sich heben, auch die Mundwinkel hinaufgezogen zu werden pflegen (Fig. 337). Die Oberlippe für sich, in ihrer feinen, zartgeschwungenen Zeichnung und in ihrer genauen Verbindung mit der Nase, hat also offenbar mehr den Ausdruck höherer Sensibilität."

Das geistige Empfinden wird sich also mehr in Form und Bewegung der Oberlippe zeigen, das körperliche und sinnliche Leben — Hunger und Liebe — mehr in der Unterlippe. Diese ist also ihrem Wesen nach ungeistig.

Ein Mund mit vollen Lippen, wie in Fig. 334, zeigt weiches und üppig-gesundes sinnliches Gefühl an. Die sinnliche Schönheit des Lebens wird hier in vollen Zügen empfunden und kann mit derselben Fülle und weichen Kraft geäußert werden. Ist die Oberlippe voll, so wird dadurch der gesamten Gedanken-

Fig. 335. Symbolische Beziehung von Augen und Lippen.

Fig. 336. Senkung der Augen- und Mundlinien.

Fig. 337. Hebung der Augen- und Mundlinien.

welt die verstandesgemäße Kühle genommen. Die Gedanken werden weich und gefühlvoll gedacht und geäußert. Und wenn noch dazu die Oberlippe die feine Mittelteilung unter dem Nasensteg hat und in ihrem ganzen Verlauf jenen zarten, leichtgewellten Schwung, wie an dem Kopfe von Mozart in Fig. 328, so erkennen wir an dieser Form die liebenswürdig-gefälligen, einschmeichelnd-weichen, poetischen Naturen. Es sind die Menschen mit der feinen Unterscheidungsfähigkeit der Gefühle, die differenzierten Naturen, die fein und zart und mit der malenden, gefühlsschmeichelnden Kraft von Blicken und Worten ihre tiefsten Empfindungen äußern können. Sie können es im Leben und in der Liebe, in der Musik (Mozart, Karl Maria von Weber) in der Malerei (Raffael, Ludwig Richter), in der Dichtkunst (Goethe, Hölderlin, Herder) und in der Bildhauerei (Canova, Thorwaldsen).

Ist auch die Unterlippe schön und voll gewölbt, so schmeicheln und schmiegen sich die sinnlichen Wünsche des Körpers in beredtem Schweigen an das beseelte Empfinden der Oberlippe heran. Das sind die liebebedürftigen Menschen, die nach einem lieben Worte hungern, nach Liebkosungen, Zärtlichkeiten und Küssen.

Wenn doch die Menschen die stumme Sprache der Lippen verständen! Wieviel ungestillter Hunger nach Liebe spricht aus weichgewölbten Lippen! Sie sind wie Sehnsucht und Verlangen, wie ein Ruhekissen seligster Hingabe. Der

Kuß öffnet sie zu heißem Verlangen. Er sprengt dies Tor der Liebe, das bis dahin alle Geheimnisse, alle Geständnisse, alle zarten und süßen Worte, alle Torheiten und alle Wildheit scheu verschloß. Und in der wildesten Glut der Sinne finden sich — in unbewußter Symbolik letzten Begehrens — die Spitzen des verborgensten und sinnlichsten der Gesichtsorgane — der Zunge.

Das natürliche Verhältnis des Geistigen zum Sinnlichen im Lippenpaar läßt ein Antlitz nur dann schön und edel erscheinen, wenn die Oberlippe nicht hinter der Unterlippe zurücktritt, sondern eher diese ein wenig überragt. Denn dann muß sich das körperlich-sinnliche der fein unterscheidenden, wählenden und veredelnden Macht des geistigen Empfindens fügen. (Fig. 338.)

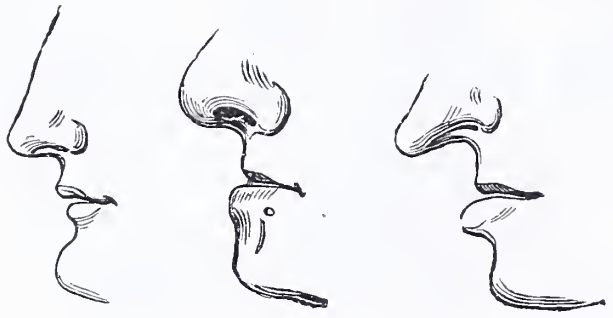


Fig. 338. Edle Mundform. Das Geistige herrscht über das Sinnliche.
Fig. 339. Unedle Mundform. Das Sinnliche herrscht über das Geistige.
Fig. 340. Habgier, Lüsternheit.

Je mehr die Oberlippe zurücktritt, schmaler und schärfer wird und in sich selbst verkümmert, während die Unterlippe stärker wird, wuchert und sich vorschiebt, desto unedler, brutaler, roher und gemeiner wird das Menschenantlitz. Denn dann wälzt sich das Sinnliche und Tierische über das Geistige. Dem Gefühlsleben fehlen die Zügel. Das Körperliche wird roh und das Geistige scharf und herzlos. (Fig. 339 und 340.)

Menschen mit dünnen Oberlippen drücken ihre Gefühle härter und schärfer, rücksichtsloser und abweisender aus, als solche mit voller, gefühlsweicher Oberlippe. Wo diese das Unangenehme mildern, verschärfen es jene und können damit verletzen. Sie können angreifend und kampfeslustig sein, gefühllos und grausam in ihrem Vorgehen. Es ist die scharfe und empfindungslose Oberlippe der weltgeschichtlichen Eroberer und Zerstörer, der hartherzigen Gläubiger, der mitleidlosen Vivisektoren, der skrupellosen Chirurgen, der herzlosen Vorgesetzten, der liebelosen Ehemänner und der bissigen, nüchternen, innerlich eckigen Ehefrauen, die in der Liebe ungenießbar sind und mit Freude und Genugtuung unfreundliche, messerscharfe, höhnische Worte sagen.

Diese schmallippigen Menschen sind für Zärtlichkeiten, für weiche, trauliche Stimmungen, für Liebkosungen nicht zugänglich. Sie kommen in der Liebe den Wünschen nicht entgegen. Sie sind abweisend. Und wenn die kalte Schärfe ihres Gefühls sich zum verletzenden Worte zuspitzt, so sieht man, wie ihre Oberlippe den letzten Rest von Weichheit verliert und dünn und gefühlshart sich über die Zähne spannt. (Fig. 341.)

Solche Menschen können intelligent und bedeutend sein. Aber in allem,

was sie tun, werden sie mehr zur Härte, ja sogar zur Grausamkeit neigen, als zur Weichheit und zur Güte.

Volle Unterlippen sprechen von der Fülle sinnlichen und geschlechtlichen Empfindens. Schiller besaß solche Lippen und war ungemein rasch sinnlich erregt. (Fig. 342.)

Fig. 341.
Scharfe Oberlippe. Bissig. Mitleidlos. Unfreundlich.

Fig. 342.
Schillers Mund. Volle, sinnliche Unterlippe.

Fig. 343.
Welker, alter Mund. Erloschene Gefühle.

Fig. 344.
Mund mit formloser Oberlippe. Ungeordnete, grobe Gefühle.

Diese Sinnlichkeit des Gefühls ist umso stärker, je größer die elementaren Geschlechtskräfte im Nacken sind.

Wirkliche sexuelle Gier indessen drückt sich mehr in der Größe, Breite und Formlosigkeit des Mundes aus, der zum Bocksmaul des Fauns werden kann.

Dann wird es einem solchen Menschen sehr schwer werden, in den sinnlichen Genüssen den wahren Gehalt des Lebens, den geistigen, zu finden. Platon sagt, daß die Sinne dem Menschen gegeben seien, um dahinter die Seele zu finden. Drängt aber ein Mensch aus der Gier und Heftigkeit alles Sinnengenusses die Seele heraus, so wird ihn nie ein Genuß wahrhaft befriedigen. Denn er hat ja stets nur eine Form des Lebens in seinen gierigen Händen, nie aber das Leben selbst. Er erhascht nur des Lebens buntflatternden Mantel. Deshalb hinterläßt bei ihm jeder Genuß, am meisten in der Erschöpfung der Liebe, tiefes, quälendes Unbefriedigtsein. Das treibt zu neuem Genuß, und es gilt hier das Wort des ruhelosen Faust:

„So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht ich vor Begierde."

Nur der beseelte Genuß im Leben und in der Liebe erfüllt uns, auch wenn er vorüber, noch mit den Schwingungen des Glücks. Wer die Liebe genoß, ohne daß die Seelen aus tiefster Sehnsucht zueinanderdrängten, den wird der Genosse solcher entseelten Liebe nach dem Genuß mit Ekel und Widerwillen erfüllen. Denn er hat das innerste Gesetz der Menschennatur in Umkehrung gezwungen.

Nur Menschen mit vollen, reichgeformten, schöngeschwungenen Lippen besitzen diese wundervolle Verschmelzung von Seele und Sinnenkraft in der

Liebe. Und sie werden vom Jubel und Glück der Liebe auch dann noch durchbebt sein, wenn die Körper ermattet, aber beseligt aneinander ruhen.

*

Die Richtung des gesamten geistigen Lebens und Strebens drückt sich im Munde aus. Er ist ein physiognomisches Merkmal des stattgefundenen Kampfes zwischen Wille und sinnlichem Begehren. Seht Beethovens Totenmaske! Wie da die scharfe Oberlippe sich der anstürmenden Unterlippe entgegenpreßt! Erkennt man nicht, wie hier Wille und Sinnlichkeit, Verstand und Gefühl miteinander gerungen haben?

Im steten Kampf mit dem Leben strafft sich der Mund. Sorge, Not und Kummer ziehen den Mund ein, ziehen die Mundwinkel herab, und die nach unten laufenden Linien erzählen von den bitteren Erfahrungen, den trüben Erlebnissen. Ein sorgloses, heiteres Leben dagegen, ein Leben mit vieler Freude und vielem Lachen läßt die Lippen schwellen und hebt die Mundwinkel, zieht sie nach oben. Solch ein Mund spricht von heiterer Lebensspannung.

Magere, eingezogene und faltenreiche Lippen (Fig. 343) gehören dem Alter. Und sie künden in jüngeren Jahren den trockenen Verstandesmenschen an. In solchen Lippen ist das Gefühl verkümmert, und sie versprechen keine Kunst der Liebe für die Ehe. Menschen mit solchen Lippen haben trockene Altersgefühle in ihrer Brust. Es jauchzt und klingt nicht in ihnen. Denn in der Fülle der Lippen liegt die Fülle sinnlich frohen Lebens.

Schaut den Mund eines Kindes an! Schaut seine lächelnde oder zuckende Weichheit! Seht den Mund eines jungen Mädchens. Ist er nicht wie eine rotaufblühende Knospe? Ist es nicht, als dränge die Liebe selber aus ihrer schwellenden Fülle, und als locke sie, ihre Süßigkeit von solchen Lippen zu trinken?

Hat nicht manche Frau noch in der Ehe einen Kindermund, der mit gleicher Holdseligkeit plaudert und lacht und küßt, und übersprudeln kann von den taumelnd-törichten Worten der Liebe? Darf man solchen Mund hungern lassen? Soll man ihn entbehren lassen, bis das Alter ihm die vollen Lippen welkte?

*

Die Verbindung der Oberlippe mit der Nase darf nicht gar zu breit sein, weil sonst die Gefühlskraft der Natur hier zu weit von der Zügelung durch den Verstand sich entfernt.

Gerade dies Stück zwischen Nase und Oberlippe, das bei Richard Wagner (Fig. 280) ebenso wie der Mund selber, von prachtvoller Architektur, bei dem Sudanneger (Fig. 281) hingegen plump und roh ist, wird für den Physiognomiker ein Gebiet feinster Beobachtung. Dem Tier fehlt diese Partie oft gänzlich. Nase und Maul sind wie miteinander verwachsen. Wie

das Maul mit den Naſenöffnungen ſich vorſchiebt und faſt ein Ganzes ſcheint, ſo herrſcht das Sinnliche vor. Eine Stirn iſt nicht vorhanden. Der obere Kopfteil flieht in ſtarkem Winkel zurück. Das Sinnliche, Triebartige, das Naturgeſetzlich-Elementare herrſcht uneingeſchränkt.

Bei niedrig organiſierten, ſinnlichen Menſchen ſind Oberlippe und unterer Naſenrand wenig oder zu weit voneinander getrennt. Dies verrät den gemeinen Typus und Gewöhnlichkeit in Geſinnung und Handeln. Man ſollte im Geſicht auf dieſe Stelle achten. Gerade hier vermag ſich ein Menſch nicht zu verbergen.

Fig. 345. Mund einer griechiſchen Statue.

Fig. 346. Unſchöne Oberlippe.

Fig. 347. Gefühllos und roh.

Fig. 348. Affe. Unkontrollierte Gefühle im formloſen Mund.

Die formloſe Oberlippe zeigt uns Wahlloſigkeit und mangelnde Unterſcheidungsfähigkeit in ſinnlichen Genüſſen. Iſt ſie lang und ſtark, ſo macht ſie einen greiſenhaften oder bäueriſchen Eindruck. (Fig. 347.) Es fehlt die Differenzierung des Gefühls, die geiſtige und äſthetiſche Veredelung des Sinnlichen.

Wie reich, wie zart und fein im Ausdruck iſt dagegen das Geſicht Mozarts! (Fig. 328.) Iſt es nicht, als läge ſeine ganze Herzensfülle, die Himmelsſeligkeit, die ſonnentanzende Grazie ſeiner Muſik in dieſem ſchönen Lippenpaar!

Die Griechen haben dieſe Partie zwiſchen Naſe und Oberlippe ſtets kurz und feinmodelliert dargeſtellt, wie in Fig. 345. Es iſt die kindliche Form.

Eine lang herabgehende, möglichſt noch formloſe Oberlippe, wie in Fig. 346, zeigt die unfeine, rohe und unzarte Natur. Man findet ſie häufig bei gefühlsrohen Bauern, bei den Menſchen auf dem Lande, und auf ihrer ungeſchlachten, ausdrucksloſen Fläche gedeiht nicht ſelten — wie ſtachelige Kakteen auf ödem Wüſtenſand — eine haarige Warze. (Fig. 347.) Auf ſolche Formunterſchiede macht Carus aufmerkſam.

Verbreitert ſich die Oberlippe noch mehr, ſo gelangen wir zur Form des Affen. (Fig. 348.)

Die aufgeſchwemmten Lippen, aus denen man das Schmatzen herauszu-

hören meint, gehören den Schlemmern, den dickbäuchigen Vielfraßen (Fig. 350), die großangelegten, aber plastisch und kraftvoll geschnittenen Lippen den lebens- und willensstarken Persönlichkeiten oder den ganz großen Künstlern, wie Ludwig Wüllner in Fig. 349. Dieser Mund bändigt das Wort und formt es zu der unerreichten Schönheit seiner priesterlich hohen Rhapsodenkunst.

Fig. 349. Mund des Rhapsoden Dr. Ludwig Wüllner.

Fig. 350. Schlemmer. Vielfraß.

Fig. 351. Der trotzige, eigenwillige, unfreundliche und wortkarge Mund Adolf von Menzels.

Im schönen Munde von Josef Kainz (Fig. 102 und 105) liegt die jubelnde Musik seiner Sprache. Dieser Mund war das zauberhafte Instrument einer grenzenlos reichen Seele. Dieser Mund konnte jubeln und weinen, konnte als „Romeo" am Balkon der Julia Worte sprechen, die die Geliebte mit Glut und Süßigkeit umwogten. Seine Zauberkehle ist verstummt; seinen Wundermund verschloß das Grab. Aber noch zittert das Herz des Lebenden, wenn er an die Kunst des Toten denkt.

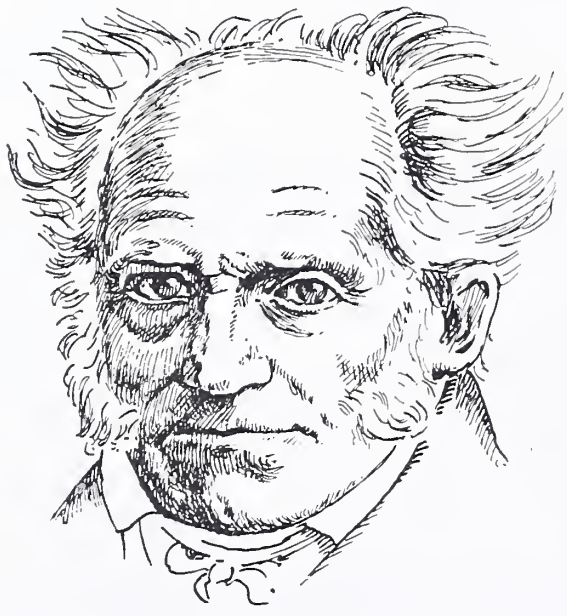


Fig. 352. Arthur Schopenhauer. Geb. 22. Febr. 1788 in Danzig, gest. 21. Sept. 1860 in Frankfurt a. M.

Geschlossene, scharf und gradlinig geschnittene, dünne Lippen verschließen alles Gefühl schroff und abweisend in sich. Sie können nicht liebenswürdig, nicht weich und gütig sein. Sie sind kritisch, boshaft, spöttisch und mitleidlos. Solche Lippen hatte Schopenhauer (Fig. 352), der im Leben anders war, als seine Philosophie lehrte. Solche Lippen hat Maximilian Harden (Fig. 353), der mitleidlos kritisch zerfetzende Herausgeber der „Zukunft", in dessen Handschrift es wie von Dolchen und langen Spießen grausam wimmelt. Und solche messerscharfen Lippen hatte der kritisch-bissige, mitleidlos sezierende, kühl und gefühlsarm sich ausdrückende Henrik Ibsen. (Fig. 354.)

Der formlose und verschwommene Mund aber, wie er dem Neger (Fig. 329) eigentümlich ist, zerstört alles wieder, was die plastische Seelenkraft aus der sinnlichen Naturkraft gemacht hat. Sinnliches und Geistiges stürzt hier zusammen in ein Chaos von elementarer Wildheit des Gefühls, in eine ungeordnete Masse sinnlicher Triebhaftigkeit, die beim Tiere Naturgesetz, beim Menschen aber entsetzlichste Gemeinheit wird. Der Geist in der Naturkraft ist tot. Die Bestie herrscht hemmungslos.

Fig. 353. Maximilian Harden. Geb. 20. Okt. 1861. Begründete 1892 die kritische Wochenschrift „Zukunft". Glänzender Publizist und Stylist. Messerscharfe, boshafte Kritik.

Fig. 354. Henrik Ibsen. Geb. 20. März 1828 zu Skien (Norwegen), gest. 1900 in Christiania. Schrieb eine Reihe sozialkritischer Bühnendramen.

Wollen wir auch in den Gefühlskräften den edlen und vornehmen Menschen suchen, so denken wir an Herders Wort: „Ein reiner, zarter Mund ist vielleicht die schönste Empfehlung im gemeinen Leben; denn wie die Pforte, so glaubt man, sei auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele."

⁂

19. Kapitel.

Das Kinn.

Der menſchliche Unterkiefer iſt ſozuſagen aus zwei Fängen, zwei Nahrungsgreifern zuſammengewachſen, die wir beiſpielsweiſe beim Hummer oder bei gewiſſen großen Käferarten noch getrennt ſehen. Sie ſind vom oberſten Teile der Wirbelſäule aus vorgeſtreckt. Auch der Oberkiefer, ja auch Naſe,

Fig. 355.

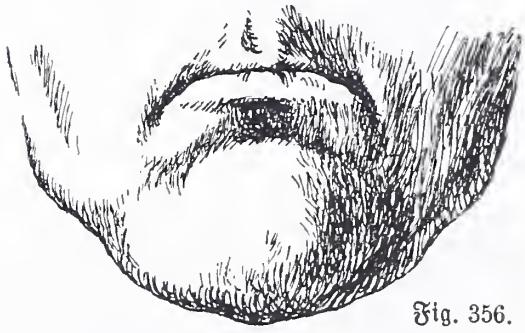


Fig. 356.

Fig. 357.

Fig. 358.

Fig. 359.

Fig. 355. Starkes Kinn — Tatkraft. Männliche Form. Fig. 356. Zu ſtarkes Kinn — brutale Energie. Rohe Form. — Fig. 357. Kinn ſchwach, zart. Rückſichtsvoller Wille. Weibliche Form. — Fig. 358. Schwache Kinnladen. Nachgiebig. — Fig. 359. Harte, ſtarke, eckige Kinnlade. Hartnäckig, oft brutal.

Stirn und der geſamte knöcherne Schädelbau gehören in das Syſtem dieſer Gliederung, die im Verlauf der naturgeſchichtlichen Entwicklung immer reicher, immer mannigfaltiger, immer lebendiger und feiner in der Modellierung wurde.

Dieſer Gliederung in ihrem immer größeren Reichtum, ihrer immer höheren Mannigfaltigkeit läuft das Erwachen des Geiſtes parallel.

Die ungegliederten, plumpen Urtiere, die Mollusken und viele Fiſcharten, haben ein recht geringes Seelenleben. Der fein und lebhaft gegliederte Menſch hingegen dringt mit geiſtiger Forſcherkraft in die fernſten Gebiete vor.

Ein stark vorgeschobener Kiefer gemahnt an die Form des Tieres. Dieser weitvorgeschobene Unterbau kennzeichnet die niederen Rassen, die Völker Afrikas und Australiens. Es fehlt ihnen sozusagen im oberen Schädelbau — im Bereich des schöpferischen Geistes — das, was sie in der tierischen Region von Mund und Kiefer zuviel haben. Ihre Interessen sind darum auf das Naheliegende gerichtet, auf das, was zur materiellen Erhaltung des Lebens notwendig ist.

Der stark entwickelte Kiefer (Fig. 355) gibt dem Ausdruck des Gesichtes etwas energisches, tatkräftiges und männliches. Im Übermaß aber etwas rohes, wildes, tierisches und brutales. (Fig. 356.) Denn die Kinn- und Kieferpartie ist die Trieb- und Tatsphäre.

Je mehr das Kinn zurücktritt, desto mehr schwindet dieser Ausdruck. An seine Stelle tritt das zarte, schwache, kindliche, scheue. (Fig. 357.) Das schwache Kinn ist eben die dem Kinde eigentümliche Form. Der starke Kiefer eignet mehr dem tatkräftigen, kämpfenden, vorwärtsstürmenden und erobernden Manne. Er ist für ein Leben des Kampfes und der Öffentlichkeit notwendige und unentbehrliche Form. Wo er mangelt, herrscht Schwäche; es fehlt die Kraft des Angriffs und der tatkräftigen Durchsetzung.

Der schwache Kiefer wird mehr bei der Frau gefunden. Er gibt ihr im unteren Gesicht die kindlich-zarte Rundung, die Lieblichkeit und den Ausdruck von Nachgibigkeit. Schon um dieser Form willen ist die Frau im allgemeinen nicht für den Kampf in der Öffentlichkeit geeignet. Kampf setzt Kraft, Zähigkeit und Ausdauer voraus, und dies sind die Eigenschaften eines gutentwickelten Kieferbaues, vor allem einer kräftig entwickelten Kinnform.

Beim Manne ist der Unterkiefer größer und schwerer, im Kinnteil breiter und mehr vorspringend. Die Kieferwinkel sind weniger stumpf, die Kieferbögen mehr rund. Bei der Frau hingegen ist der Unterkiefer kleiner, leichter, im Kinnteil mehr zugespitzt. Die Kieferwinkel sind stumpfer, die Kieferbögen mehr spitz.

Besonders in der Kinnlade liegt die ursprüngliche und elementare Kraft der Tierform. Alle Tiere mit schmalen Kinnladen sind ängstlich und fliehen in der Gefahr. Vor den Tieren mit den breiten, eckig-ausladenden Kinnladen dagegen muß man auf der Hut sein.

In den Kinnladen, also in der hinteren Region des Unterkiefers, stecken jene Reservekräfte der Hartnäckigkeit, Unerbittlichkeit und Zähigkeit, die man im Kampfe um's Dasein braucht. Menschen, deren Unterkiefer hinten schmal, schlecht entwickelt und sozusagen knochenlos ist, sind ohne jene zupackende zähe Festigkeit im Erobern. Sie weichen in der Gefahr zurück. (Fig. 358.)

Wo aber der Unterkiefer hinten breite Kinnladen bildet, da entsteht der

Tatmensch. Denn alle Plastik der Knochen am Körper geht in energisches Handeln über. (Fig. 359.)

In solchen breiten Kinnbacken steckt etwas von der Kraft des Raubtiers, das sein Opfer nicht aus den Zähnen läßt und eher bis zum Tode darum kämpft; etwas von jener wilden und elementaren Unnachgibigkeit des Tigers.

Menschen mit solch breiten Kinnladen können wild und roh, rücksichtslos und brutal werden, wenn sie gereizt werden. Erst der Widerstand und die Gefahren alarmieren in ihnen jene Reservekräfte, die in den Kinnladen, also in der Hinterpartie des Kiefers, sozusagen auf der Lauer liegen.

Diese breiten Kinnladen sind gut, wenn sie mit Intelligenz und sittlicher Kraft am gutgeformten Kopf sich zusammenfinden. Meist trifft man sie zusammen mit einer lebhaften Entwicklung der Persönlichkeitskräfte im oberen

Fig. 360.
Gefühlsmensch.
Schwache Energieachse.

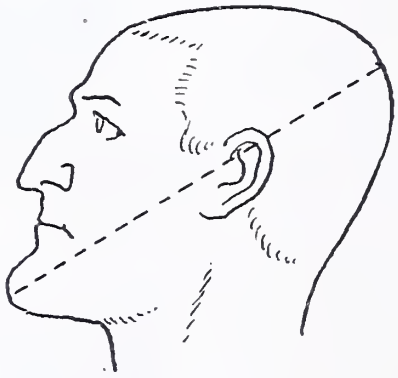


Fig. 361.
Tatmensch.
Starke Energieachse.

Fig. 362.
Tiermensch.
Verbrechertypus. Überstarke Tatachse bei schlechtem Mittelhaupt.

Hinterhaupt. Denn die ganze Kieferpartie als Organ der Tat, des Handelns und der Bewegung, des Angriffs und des Eroberns wird ja von dem motorischen (bewegenden) Nervensystem, dem Hinterhirn, gebildet und herausgestreckt. Und schwaches Kinn, schwacher Kiefer finden sich deshalb sehr oft mit geringem Ausbau des oberen Hinterhauptes, der Willens- und Persönlichkeitssphäre, zusammen. Daraus ergibt sich eine geringe Tätigkeits- oder Energieachse, dagegen oft eine größere Achse der Gefühle: vom Wohlwollen im Vorderhaupt zum Familien- und Kindersinn im unteren Hinterhaupt. (Fig. 360.)

Eine starke Tätigkeitsachse hingegen liegt in Fig. 361, denn Persönlichkeit und Tatkraft entspringen der gleichen Quelle, dem Tat- oder Hintergehirn.

Sind aber Hinterhaupt und Kieferpartie, also Kinn und Kinnlade weit über das Vorder- und Mittelhaupt hinaus entwickelt, wie in Fig. 362, so hat die tierische Form alles Menschliche im Denken und Fühlen überragt. Alles ist hier rohe Tat, Angriff, Kampf, Eroberung, Eigennutz, harter, roher, mitleidloser Wille. Auf diesem Wege entsteht — der Verbrecher. Der

stark vorspringende Unterkiefer zeigt ein brutal sich in den Vordergrund schiebendes Sinnenleben, zeigt Roheit und Rücksichtslosigkeit im Handeln. Es ist die Tierform. Beim Menschen ist — im Verhältnis zum Tier — der Unterkiefer stark verkleinert und unter den Oberkiefer zurückgezogen. Dies ist die durch die Kultur bewirkte Rückbildung. Der Unterkiefer des Urmenschen war breit und schwer. Sein Gebiß hatte 52 Zähne. Alle höheren Rassen haben den kleineren Kieferdurchmesser. Beim Verbrecher, vor allem beim Raubmörder, findet man wieder den stark entwickelten, schweren, breiten, massigen Unterkiefer mit großer Asthöhe. Bei schweren und notorischen Verbrechern (Lombrosos „Delinquente nato") sowie bei Geisteskranken findet man — bis zu 50 % —, daß die Zahnreihe des Unterkiefers diejenige des Oberkiefers überragt.

Wenn auch die Tat die große Erlösung des Menschen ist, so darf sie doch nicht die menschlichen und göttlichen Kräfte in Vorder- und Mittelhaupt niederreißen. Denn dann stürzt alle Kultur wieder zusammen, und es herrscht nichts als rohe, harte, elementare, rücksichtslose, gefühllose Naturkraft.

Fig. 363. Lilli Lehmann, geb. 24. Novbr. 1845 in Würzburg. Eine der glänzendsten Wagnersängerinnen ihrer Zeit. Künstlerisch und persönlich bedeutende, energische Persönlichkeit.

Bedeutende Menschen sind ohne eine gewisse physische Energie, die sich im Kinn zeigt, nicht denkbar. Und wenn man's recht bedenkt, hat Lavater wohl recht, wenn er sagt: „Je mehr Kinn, desto mehr Mensch."

Zur Kinnbildung kommt es erst beim Menschen. Das Tier hat kein Kinn. Ebenso fehlt es beim vorgeschichtlichen Menschen. Und bei den niederen Rassen ist es schlecht entwickelt.

Man schaue sich daraufhin das Profil der großen Wagnersängerin Lilli Lehmann (Fig. 363) und aller großen und bedeutenden Menschen an. Nirgendwo wird man da einem schwachen, fehlenden Kinn begegnen.

*

Ob das Kinn lang oder kurz, mehr kurz und rundlich oder breit und quadratisch ist, das ist eine Sache seines knöchernen Unterbaues. Der Knochenbau gibt aber überall im Körper die Kraft und die Festigkeit. Darum eben haben Männer in der Regel das stärkere und festere Kinn (Fig. 364), Frauen hingegen das kleinere, rundlichere und zartere. Das erste ist das positive, das

zweite das negative. Wo dies Verhältnis sich umkehrt und der Mann ein zartes und zurückweichendes, die Frau aber ein starkes und vorspringendes Kinn hat, da wird eben der Mann negativ, die Frau positiv. Beides ist Disharmonie. Denn es ist eine Umkehrung des geschlechtlichen Grundcharakters.

Dem Manne werden dann Tatkraft, Entschlossenheit und zielbewußtes Handeln fehlen. Und er wird — bei schwachem, zurückweichendem Kinn — leicht einen schwächlichen, zaghaften, kindhaften Eindruck machen. Die Frau dagegen wird umso männlicher, entschlossener und mutiger sein, je stärker ihr Kinn vorspringt.

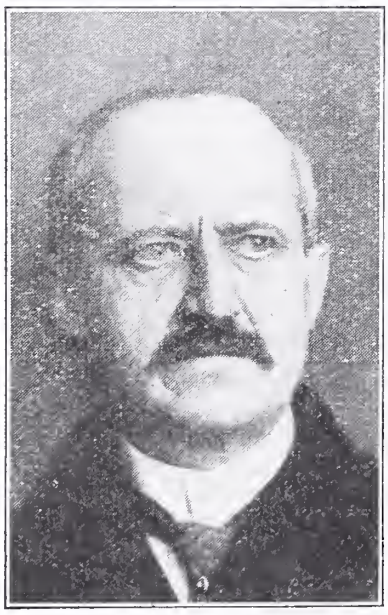


Fig. 364. Männliche, willensscharfe Persönlichkeit. Dr. Michaelis, ehemaliger deutscher Reichskanzler, schroff u. energisch.

Fig. 365. Zartgerundetes, gefühlsweiches Mädchengesicht mit feinem, ganz weiblichem Kinn.

Die alten Physiognomen sahen in dem mentum subquadratum ganz richtig das Zeichen der Männlichkeit, im mentum rotundum das der Weiblichkeit. Das starke, breite Kinn zeigt Initiative, brutales Draufgängertum. Der geistige Mensch hat das kleinere, spitzere Kinn, die Gefühlsnatur das rundere und vollere.

Sieht man aber das zartgerundete, unendlich liebliche Kinn des Mädchens in Fig. 365, so begreift man, warum ein breites, grobes Kinn eine Frau häßlich erscheinen läßt. Es macht sie männlich und nimmt ihr jene zarte Zurückhaltung, die das Weib reizvoll und lieblich macht.

Ein breites Kinn

zeigt stets eine erhebliche körperliche Kraft und Energie. Der Knochenbau ist hier im Ganzen hervorragend und das Nervensystem meist stark. Darum findet man dies breite, oft quadratische Kinn bei Ringern und Athleten, aber auch bei Roheitsverbrechern. Es ist die typische Form der männlichen Kraft-

menſchen. Dieſe kraftgeſpannten Naturen haben aus ihrer glänzenden körperlichen Grundanlage heraus bedeutende Ausdauer. Und je breiter das Kinn iſt, deſto zäher und beharrlicher ſind ſie in ihren Zielen.

Dieſes Kinn hatten Luther und Georg von Frundsberg.

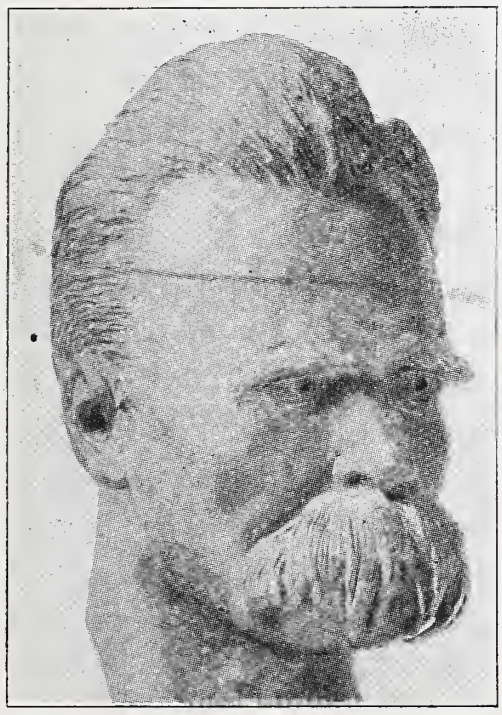


Fig. 366. Friedrich Nietzſche. Der Philoſoph des Herrenmenſchentums. Brutales Kinn. Nach einer Büſte von Max Klinger.

Fig. 367. Breites, viereckiges Athletenkinn. Mutig, kampfluſtig, beharrlich.

Fig. 368. Uebermäßig langes Kinn. Allzuraſche und deshalb wechſelnde Entſchlüſſe. Ungeduldig.

Fig. 369. Dürres, ſpitzes, knochiges Kinn des Alters.

Wir finden es bei Hindenburg und erkennen daran die eiſerne Ruhe des Mannes im Gegenſatz zu dem weit unruhigeren, erregbareren Ludendorff, dem das kleinere Kinn ſozuſagen das innere Gleichmaß nahm.

In dem wuchtig breiten Kinn von Friedrich Nietzſche in Fig. 366 liegt die ganze niederſchmetternde Wucht ſeines Herrenmenſchentums. Ein rückſichtsloſes Zerſtampfen des Gegners iſt in ſeinen Werken. „Ich bin ein Verhängnis", ſagt er von ſich ſelbſt. Und es iſt, als läge dies Verhängnis, die wilde, grandioſe Kraft ſeiner herriſch-mitleidloſen Perſönlichkeit in der ſchrecklichen Brutalität dieſes Kinnes. „Was gefallen iſt, das ſoll man auch noch treten." Wer anders kann das ſprechen, als ein Mann mit ſolchem Kinn, mit ſolcher zerſtampfenden, gewalttätigen Wucht des Kiefers!

In kurzem, niedrigem und schmalem Kinn weicht die körperliche Kraft wieder zurück. Das körperliche Handeln wird zaghafter, unsicherer. Es wird schwächlich, unentschlossen und ängstlich.

Der Mut, die körperliche Kraft, die Energie, die Widerstandskraft, die Fähigkeit sich durchzusetzen, stecken stets im großen und breiten Kinn, die Ängstlichkeit, Zaghaftigkeit stets im kleinen. Das große ist das beharrliche Wollen, das heftige körperliche Drauflosgehen, die Angriffs- und Kampfkraft. Das kleine ist die Gelassenheit und Nachgiebigkeit, die Lauheit, Gleichgültigkeit und Laschheit.

Also erkennen wir am Kinn nicht Intelligenz oder Gefühl, geistige Anlagen oder Fähigkeiten, sondern nur das Maß der körperlichen Kräfte, mit dem wir unser geistiges Wollen unterstützen. Je schwächer das Kinn ist, desto mehr rückt das ganze Leben vom Körperlichen in's Geistige. Es liegt in Plänen und Ideen. Es kann aber auch in Entwürfen und Absichten, in Wünschen und Sehnsucht stekken bleiben, weil ihm die körperliche Energie der Durchführung fehlt. Es mangelt die Ausdauer, die körperliche Reservekraft.

Fig. 370. Don Quichote.

Die Nervenkräfte sind bei schmalem und zurückweichendem Kinn weit geringer als bei breitem und starkem. Darum brechen solche Menschen bei großen geistigen Anstrengungen, bei Reisen, körperlichen Strapazen, bei anstrengender Arbeit, im Kriege, bei Not und Hunger viel rascher zusammen. Denn im Kinn steckt das individuelle Maß der körperlichen Lebensenergie. In ihm wohnt jene elementare Existenzkraft, die man im Kampf um's Dasein, in der beruflichen Entwicklung und in der Behauptung der eigenen Persönlichkeit braucht.

Fehlt das Kinn, so kann ein solches Mißverhältnis zwischen Idee und Ausführung, zwischen Wollen und Können entstehen, daß ein solch kinnschwacher

Mensch seelisch schwer darunter leidet. Er möchte — aber er kann nicht. Er träumt — aber er handelt nicht. Er macht Pläne — aber er führt sie nicht aus. In diesem unglückseligen Mißverhältnis liegt eine Quelle nervöser Störungen. Und der Kenner ist durchaus nicht erstaunt, unter den Neurotikern und Neurasthenikern das schwache Kinn geradezu als Typus zu finden. Es sind die Menschen, die in sich selber ein totes Rennen laufen, weil sie aus ihren Plänen und Entwürfen, ihrem Nachdenken, Ueberlegen und Grübeln nicht den befreienden Weg zur Tat finden.

Je stärker, breiter und energischer aber das Kinn vordrängt, desto mehr verschiebt sich das Leben aus der Idee in die Wirklichkeit, aus dem Entwurf in die Ausführung, aus dem Wollen in die Tat.

Fig. 371. Sir John Falstaff.

In jeder Tat liegt Erlösung. Darum sind die Menschen mit dem starken Kinn nicht nur meist die körperlich kräftigeren, sondern auch die seelisch gesunderen. Sie leben ein wirkliches Leben. Je breiter dabei das Kinn ist, desto zäher und beharrlicher führen sie etwas aus. Je schmaler und länger das Kinn ist, desto stürmischer, unüberlegter und ungeduldiger wollen sie ihre Pläne verwirklichen.

Das übertrieben lange Kinn (Fig. 368) haben die Karrikaturisten am Kopfe des unsterblichen Don Quixote, des Ritters von der traurigen Gestalt, dargestellt und damit die blinde Ungeduld verkörpert, mit der der tapfere Ritter mit eingelegter Lanze auf Windmühlen losging.

Das schwache Kinn umgeht gern Hindernisse. Das starke Kinn kämpft sie nieder, überwindet sie. Deshalb ist in der Weltgeschichte wohl nie ein großer Mann mit kleinem Kinne aufgetreten. Cäsar, Brutus, Cassius, Karl der

Große, Otto der Große, Papſt Gregor, Luther, Maximilian I., Wallenſtein, Friedrich der Große, Napoleon, Goethe, Schiller, Scharnhorſt, Blücher, Bismarck, Moltke, Frithjof Nanſen — ſie alle und tauſend andere hatten ein großes Kinn.

*

Je ärmer das Kinn iſt an bedeckendem weicheren Gewebe, je ſchärfer alſo ſein eigentlicher knöcherner Unterbau erkennbar wird, deſto härter, ſchärfer und energiſcher, aber auch gefühlloſer und rückſichtsloſer iſt die körperliche Energie herausgearbeitet.

Das Kinn des Kindes iſt klein und weich (Fig. 365). Es iſt, als ſolle ſich der feſte Knochen und damit der harte Wille erſt bilden. Weich und gewebsreich iſt auch das Kinn gefühlswarmer, liebereicher Frauen. Und auch Männer gibt es mit einem Kinderkinn.

Wenn aber ſchon in der Jugend das Kinn dürr, ſpitz und fettarm aus dem Geſicht heraustritt, ſo gewann es ſchon früh die Form des Alters (Fig. 369) und zeigt dann eine trockene, frühalte, dem fröhlichen Leben früh abgewandte Gemütsart.

Abgemagertes, dürres, ſpitzes Knochenkinn beim Weibe erweckt den Eindruck des Greiſigen, Hexenhaften. Es zeigt Trockenheit des Gefühls oder Habſucht und Geiz. In allen Märchen und allen Phantaſien der Kinder lebt die Hexe mit einem ſolchen dürren, bösartig-harten Kinn.

Das knochige Kinn iſt mehr gefühllos-theoretiſcher Wille, das gewebsreichere mehr ſinnlich-praktiſches Wollen. Setzt aber das Kinn in ſeinen unteren Umgebungen gar zu viel fettreiches Gewebe an, ſodaß ein Doppelkinn entſteht, ſo wird der Wille oft von der Behaglichkeit des Genießens in die Feſſeln des Alltags geſchlagen. Das Phlegma bändigt die Unruhe.

Es ſind die Menſchen, die über den Theorien und hochfliegenden Plänen nicht den Genuß der Stunde und die Rechte des Magens vergeſſen. Sie reſpektieren das ſchöne Wort aus dem „Ekkehard": „Nichts iſt heiliger als der Hunger." Und aus dieſem welterhaltenden Gegenſatz der zornig-geſträubten Unruhe und der behaglich-genießenden Ruhe entſtanden zwei der markanteſten Geſtalten dichteriſcher Fantaſie: der lanzenbewehrte Don Quixote des Miguel Cervantes (Fig. 370) und der ſchlemmeriſche Sir John Falſtaff des göttlichen Shakeſpeare. (Fig. 371.)

*

20. Kapitel.

Die Wangen.

Wenngleich nichts am Körper ohne einen Anteil an jenem höheren geistigen Leben ist, in dem die göttliche Idee unseres Seins liegt, so verraten die Wangen doch mehr die Fülle des irdischen Lebens und die Kraft des irdischen Wirkens, als etwa Intelligenz oder geistige Gaben. In ihnen liegt das Maß der Lebensfülle und der Gesundheit.

Volle und leere Wangen sind zwei ganz verschiedene Gebiete von Leben und Fühlen. Volle, runde und weiche Wangen zeigen den Gefühlsreichtum des rosigen Kindergesichtes (Fig. 372). Sie zieren die Jugend und sind beim jungen, gesunden Weibe wie eine lächelnde Symbolik, ein naiv verratenes Geheimnis der rundlich-schönen Körperformen (Fig. 373).

Ihr Leuchten ist wie ein Transparent, wie ein durchscheinendes Geflamme jener verborgenen Lichter, die beseeltes Leben im Körperinneren anzündet. Und im Gewebe des ganzen Körpers, in seinem Schimmer, seinem Glanz, seiner Feinheit und Spannung, seiner Strahlung und seiner Weichheit kündet sich die Sensibilität, die Beseeltheit des inneren Menschen an.

Denn die Wangen korrespondieren mit dem Gehirn und zwar ihre Augenpartie mit dem Vorderhirn, die eigentliche Wangenpartie mit dem Mittelhirn und die Mund- und Kinnpartie mit dem Hinterhirn. Mittelhauptsmenschen (Kinder und Frauen) haben deshalb volle Wangen.

Farblosigkeit, graue, gelbliche, rote oder bläuliche Verfärbung des Gesichtes spricht nicht nur von Krankheit, sondern auch von einem Nachlassen jener inneren seelischen Spannungen, die dem Leben jenen glückseligen Gefühlsreichtum der Jugend geben. Der seelische Innenbau wankt. Und dieser Verlust an Sensibilität, an Feinfühligkeit, kann bis zur inneren Verrohung im groben oder fahlen Gesicht des Verbrechers gehen (Fig. 374).

Wo wir Reinheit und Glanz der Haut finden, da dürfen wir auch Reinheit der Gedanken vermuten. Schmutzige Gedanken sind ein innerer Vergiftungsprozeß. Sie machen auch die Haut unrein und schmutzig, voller Pickel und Ausschläge. Und nichts ist sicherer, als daß grobes und niedriges Innenleben an der groben, harten oder schwammig-gedunsenen Struktur der Haut zu erkennen ist. Grobe, materielle Naturen neigen zur Fettablagerung in den

unteren Wangenteilen. Höhere Geistigkeit aber verfeinert und veredelt das Gewebe, erhöht seine Zartheit, seinen Glanz, seine Leuchtkraft. Es ist, als zöge die Seele leuchtend in jede Zelle ein.

Scharfes Gedankenleben gibt den Wangen die schmalere, festere und eingezogenere Form. Je feiner das geistige Leben, desto verfeinerter erscheinen die Wangen im oberen Teile. Je durchgeistigter das sinnliche Leben, desto formenreicher und schöner sind die Wangen in ihrem unteren Teil. Je geistloser aber ein Mensch im sinnlichen Leben des Alltags versinkt, desto mehr verfallen die Wangen im unteren Gesicht der Formlosigkeit. Sie werden plump, häßlich und gemein. Es entstehen die Fettwangen und Hängebacken, die den Schlemmer kennzeichnen. Wir erkennen hier, daß die Genüsse des Bauches sich aller geistigen Zügelung entschlagen haben. Es ist eine in sich selbst verkommene körperliche Maßlosigkeit. Die Augen versinken im Fett der Wangen. Und die Schweinsäugelchen sprechen von Faulheit des Denkens und einem Tiefstand des geistigen Lebens.

Fig. 372. Kaja. Aus Emil Peters: „Kinderzeit"; fröhliche Erziehung. Volle, runde Wangen = Gesundheit. Mit seelenvollen Augen = Gefühlsreichtum.

Wie plastisch und lebendig sind die Wangen im Antlitz Goethes! Welch ein reicher, sinnlich gefühlskräftiger und doch edler und feiner Geist spricht aus diesen formenschönen Wangen, aus dem durchgeistigten Sinnenleben des herrlichen Mannes! Wenn die innere geistige oder sittliche Straffheit nachläßt, sinken die Wangen haltlos herab. Sie nähern sich wieder dem Chaos der niederen Naturkräfte.

Bei primitiven Naturvölkern sind feinmodellierte Wangen selten. Eben-

ſo bei niederen, gemeinen, plebejiſchen Menſchen. Das ungeordnete, planloſe Geiſtesleben zeigt ſich in den form- und ausdrucksloſen, reizloſen und gefühlsarmen Wangen (Fig. 374).

Fig. 373. Frauenkopf aus der Biedermeierzeit. Geſunde lebensvolle Wangen. Leuchtende Augen. Ein ſeeliſch und körperlich geſunder Menſch.

Bei primitiven Völkern treten auch die Backenknochen (Jochbeine) ſtärker hervor. Man findet das bei den Kindern und Frauen ſtärker als bei den Männern. Es bedeutet geringere Entwicklung des geiſtigen Lebens, ein Überwiegen des Kindlichen, Sinnlichen. Solche Menſchen haften an der Erſcheinung, am Gegenſtändlichen. Aber ſie können auch impulſiv, heftig und leidenſchaftlich, zornig und im Zorn gefährlich werden, wie es die Geſchichte der Indianer, der Mongolen, Hunnen und Ungarn zeigt. Aber auch im täglichen Leben fällt uns bei dieſen ſtarken Backenknochen ſtets die kindliche Heftigkeit des Weſens auf.

Geiſtig bedeutende Menſchen neigen auch im Alter, auch wenn ſie leiblich behäbiger werden, nicht zu jener fettigen Entartung der unteren Wangenpartie, die beim geiſtesarmen Spießbürger oft allzudeutlich verrät, wie ſich der Geiſt müde wieder in der Materie verlor. Carus berichtet von Napoleon, deſſen auf St. Helena erkrankter Körper gedunſen war, daß doch ſeine Totenmaske „ſtets Wangen und Kinn von dieſem Überfluß befreit" zeige; ſie biete „eine Großartigkeit der Verhältniſſe dar an Schädel und Antlitz, welche vollkommen dem Dämoniſchen ſeines Weſens entſpricht." Und Carus, der Goethe perſönlich gekannt hat, fügt hinzu, daß an Goethes Leiche „ſchon Eckermann mit Begeiſterung das Hohe, von aller übermäßigen Maſſe Freie der Organiſation

rühmt, während doch immer, und so auch in höheren Jahren, eine gewisse gesunde Fülle an Wangen und Kinn auf jenen reichen und bequemen Zug seines geistigen Lebens deutete, welcher durch die meisten seiner Werke, aber durchaus in schönem Maße, hindurchgeht." (Fig. 376.)

Volle, runde, rotgesunde Wangen sind aber oft weder von Gedanken, noch vom Leben und vom Schicksal durchfurcht. Sie zeigen das nie erschütterte Leben und können auch geistlos und uninteressant sein. Die Gedankenwelt zehrt

Fig. 374. Schuhmacher Wilh. Voigt, der berühmte „Hauptmann von Köpenick". Verbrechertypus, Vorder-, Mittel- und Schläfenhirn schlecht entwickelt. Gemeine Nase. Häßliche Wangenform.

Fig. 375. Der große Schauspieler Josef Kainz als „Hamlet" kurz vor seinem Tode. Durch Darmkrebs zerrüttete Wangenpartien. Die Partie um den Mund zeigt zerstörte Verdauungskraft. Vorder-, Mittel- u. Schläfenhirn glänzend entwickelt.

ja im tiefsten Grunde aus der Fülle sinnlichen Gefühls. Und an den Wangen ist zu erkennen, ob diese Fülle gesunder Lebenskräfte noch unberührt blieb oder ob Hirnarbeit, Schicksalsschläge oder Leidenschaften den Fond angegriffen und aufgezehrt haben.

Reiches, vielseitiges Erleben gräbt Linien und Furchen in die Wangen. Ist dabei die Oberfläche der Wangen schroff modelliert, so liegt darin Schroffheit, Härte, Schärfe und Rücksichtslosigkeit des Wesens. Die Wangen sind wie eine Tafel, auf die das Schicksal die Lebensgeschichte eines Menschen eingraviert.

Hier liegt auch die entsetzliche Wirkung der Krankheiten. Wie sie an den Tiefen der Lebenskraft fressen, so zehren sie auch bei langer Dauer die Fülle der Wangen auf, unterwühlen ihre Straffheit. Wer lange gelitten hat, sei es unter Krankheiten oder Not, Entbehrungen, Überarbeitung oder Kummer, der trägt das Zeichen des Leidens in den blassen, hohlen Wangen.

Bei manchem Menschen haben Hirnarbeit und Stubenluft die Wangen ausgedörrt. Oder des Magens chronische, leidvolle Schwäche bleichte allmählich die Farben der Gesundheit im Antlitz. (Fig. 375.)

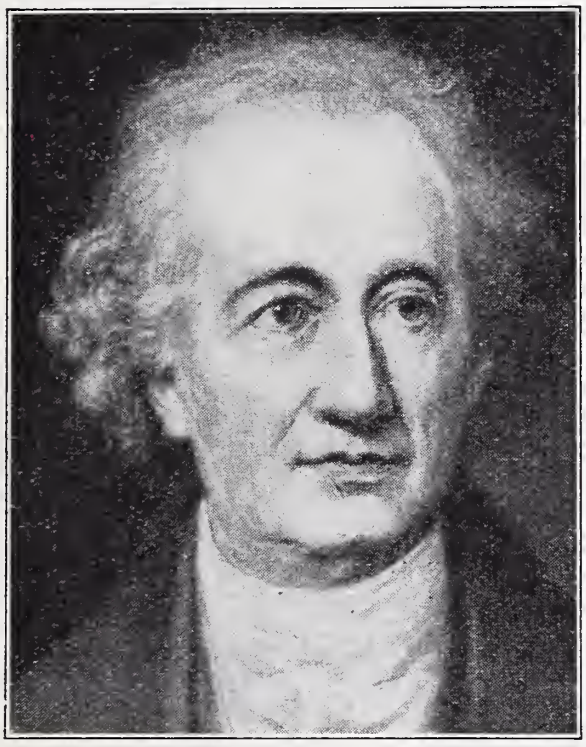


Fig. 376. Goethe im 78. Lebensjahr. Wunderbar durchgeistigter Greisenkopf mit lebendigster Modellierung der Wangen.

Wo aber von Jugend auf die Wangen faltig und trocken waren, da mangelt das höhere geistige Leben, wie im Gesichte des Affen, das nur Haut und Knochen ist. Solche Menschen sind gefühlsarm, sind ohne die Wärme der Liebe, ohne Begeisterung, ohne Glut und Flamme. Sie haben auch wenig Körperwärme. Sie sind körperlich und seelisch frostige Naturen.

Menschen mit schmalen Wangen, wie sie Julius Cäsar (Fig. 166), Moltke (Fig. 167) und Haeseler (Fig. 310) hatten und wie sie oft bei Offizieren, Sportsleuten und Bergvölkern gefunden werden, sind zäh-energische Naturen, deren Gefühl nie dem Willen in die Zügel fällt.

Ja, die schroff und scharf gemeißelte Wangenoberfläche spricht von einem Zurückdrängen des Gefühls hinter den Willen, von Schärfe, Härte, Schroffheit und Rücksichtslosigkeit des Wesens.

Tal- und Bergvölker unterscheiden sich darin voneinander. In den Tiefen wächst die Ruhe und die gefühlsreiche Behaglichkeit, auf Bergen und Felsen aber die zähe, willensharte Energie. Der hart- und scharfschnabelige Adler ist das Produkt der Höhe, der gutmütig-glotzende Schellfisch das Produkt aus Meerestiefen.

Der vollwangige Russe kommt aus der Fülle kindhaften, gesunden Gefühls nicht zur energischen Tat. Der schmalbackige Engländer hat mit hartem Willen die Welt sich unterjocht.

Der vollwangige Goethe war gefühlsreicher, ruhiger, behaglicher genießend als der schmalwangige, grüblerische, innerlich ruhelose, aber energische und zielbewußte Schiller.

Der harmonische Mensch darf nicht dulden, daß das Leben ihm die Wan-

gen zerstört. Denn indem sie schwinden, verliert sich in ihm jenes wohltuende Gleichmaß gefühlsstarken, sinnlichen und wirklichen Lebens, das wir brauchen, um froh und glücklich zu sein und harmonisch zu wirken.

⁂

21. Kapitel.

Das Ohr.

Tritt im Auge der Mensch in die Welt hinaus, so im Ohr die Welt in den Menschen hinein. Das ist ja die vermittelnde Aufgabe aller Gesichts-, d. h. Sinnesorgane. Aber das Ohr ist die Eingangspforte für die Klangfülle der Welt, für Ton und Sprache. Es sagt nichts, sondern läßt sich etwas sagen. Es sitzt nicht sprechend, mitteilend oder handelnd unter den Gesichtsorganen, sondern horchend, schweigsam, unbeweglich, wartend und aufnehmend hinter dem Gesicht. Es gehört zu den Sinnesorganen jener dunklen Gefühlswelt des Kleinhirns, der der Gehörnerv entstammt und das seltsame, über alle Sprache hinausgehende Gefühlsgewoge der Musik angehört.

Das Ohr ist die Symbolisierung des Geheimnisvollen, dessen, was tief zuinnerst in der Seele vorgeht, und was nichts mit dem Verstand zu tun hat.

Vielleicht ging vom Ohr alle seelische Entwicklung aus. Das Seelische entstieg dem Kleinhirn. Im Anfang war die Liebe. Und im Anfang war der Ton. Und das, was vom Innenleben der Seele sich in der merkwürdig reichen und lebendigen Architektur des Ohres verrät, hat die Physiognomen seit jeher interessiert.

Wir erkennen am Ohr, von welcherlei Eindrücken die innerste Seele bewegt wird und in welchem Maße das geschieht.

Sollen diese Eindrücke edle und hohe sein, wie sie dem Menschen im Gegensatz zum Tiere ziemen, so muß sein Ohr von der Tierform deutlich sich unterscheiden. Übermäßig große sowohl, wie auch auffällig kleine Ohren sind die Form des Tieres. Sie finden sich nicht an den Köpfen hochstehender Menschen, wohl aber bei Dummköpfen, Rohlingen oder Affektverbrechern.

Insbesondere sind übermäßig kleine Ohren ein Zeichen verkümmerten Empfindens, namentlich wenn sie ohne jede feinere Form sind. Es liegt darin innere Unreife, eine große Beschränktheit in der seelischen und künstlerischen Aufnahmefähigkeit und die Möglichkeit einer primitiven und untermenschlichen Beeinflußbarkeit.

Das normale, gut gebaute Ohr, das eine schöne Eiform hat, soll die Länge der gutgebildeten Nase haben. Darnach mag man ermessen, was groß, was klein ist.

Bei Männern findet man das größere und schärfer profilierte Ohr und die weitaus größere Zahl häßlicher Ohren. Frauen hingegen haben kleinere, aber auch sehr oft hübschere, weicher gezeichnete Ohren. Es ist, als zeige sich darin ihre subtilere, feinere Seelenwelt, die verschwiegenere Innerlichkeit ihres Wesens. Oft sind solche kleinen Ohren von entzückendem, feingegliedertem Bau.

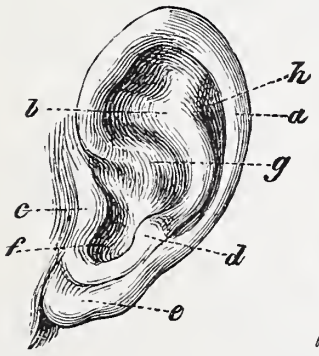


Fig. 377.

Fig. 378.

Fig. 379.

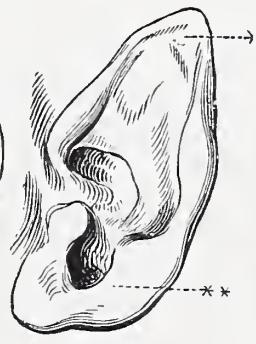


Fig. 380.

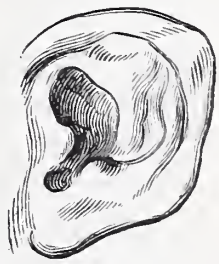


Fig. 381.

Fig. 382. Ohr von Maccagni.

Fig. 383. Ohr von Eugen d'Albert.

Fig. 384. Verbrecherohr.

Fig. 385. Ein sehr schönes Ohr.

Und man kann sicher sein, daß sie von einer feinfühligen Seele, von einem taktvollen Benehmen, von einer äußerlich beherrschten, aber innerlich reichen Gefühlswelt sprechen. Das Ohr des Kindes ist breiter und rundlicher. Von der Kindheit bis zur Reife nimmt das Ohr an Länge zu, an Breite ab.

Aus Carus „Symbolik" entnehmen wir in Fig. 377 die Zeichnung eines wohlgeformten Ohres. a ist die Ohrkrempe, b die innere Gegenkrempe, c die vordere Ohrklappe, d die hintere Ohrklappe, e das Ohrläppchen, f der Ausschnitt, welcher durch die Muschel g in den inneren Gehörgang führt, und endlich die Vertiefung h die sogenannte Kahngrube.

Sind alle diese Teile plastisch herausgebildet, so sprechen wir von einem schönen Ohr. Jede Abweichung aber von dieser reichen und lebendigen Model-

lierung zeigt eine Verflachung, eine Verarmung, eine Verzerrung im Innenleben. Und kein Mensch ist imstande, sich in diesem Punkte zu verbergen. Die stumme Sprache seines Ohres kann durch nichts aus der Welt hinausgeschrieen werden. Je feiner das Ohr in seinen Windungen, desto mehr „Mensch".

Das gut ausgearbeitete Ohr spricht von Eindrucksfähigkeit und reichen Gefühlen.

Die Ohren in Fig. 378 und 379 zeigen die Mannigfaltigkeit der vorkommenden Formen. Und wer erfahren will, bis zu welcher Verkommenheit das Seelenleben sich verirren und also das Ohr sich verzerren kann, der schaue sich die Tafeln der Verbrecherohren an in der kriminalistischen „Signalementslehre" für Polizeibeamte von Prof. Reiß und Dr. jur. Schneickert. Beide sind bekannte Fachleute für Verbrechermessungen und wissen, wie deutlich und sichtbar sich am Ohre des Verbrechers seine innere Verworfenheit zeigt.

Fehlt dem Ohr die Säumung, die Ohrkrempe a und die Gegenkrempe b, sodaß es in seinem oberen Teile jegliche Modellierung verliert und wie das lappige, am Rande glatte und nicht eingerollte Ohr des Tieres wird, wie in Fig. 380, so wird oft etwas Faunisches bei solchen Menschen gefunden. Dies verbindet sich meist mit einer langen, nach unten dicker werdenden, sinnlich-ausschweifenden Nase.

Große Ohren mit reicher Modellierung zeigen die reiche Aufnahmefähigkeit der Seele.

Das große Ohr am großen, edlen Kopf spricht für ein reiches Innenleben. Ist es plump, roh und grob geformt, so gehört es einer plumpen, formlosen Natur. Ein solcher Mensch kann intelligent sein; sein häßliches Ohr aber verrät seine unschöne, dem Gemeinen zugängliche Seele. Es sind (Fig. 381) die Ohren der seelisch Armseligen, derer, die die ganze Welt gewinnen möchten und doch Schaden nehmen an ihrer Seele. Man entdeckt sie unter den Philistern, den Schiebern, den Geizhälsen und Halsabschneidern, den Materialisten aus allen Lagern. Mögen sie auch gesellschaftlich hohen Rang haben oder als Gelehrte in der Wissenschaft etwas bedeuten — im persönlichen Umgang lassen sie doch die Feinheit des Empfindens, den Takt und die Distanz, die vornehme Haltung und die aristokratische Linie im Benehmen vermissen.

Das mittelgroße und wohlgeformte Ohr ist wohl stets das erfreulichste. Es spricht für maßvolles Empfinden und gehört den harmonischen, ausgeglichenen, wohltuenden Menschen.

Sind schon beim Kinde große, entwickelte, völlig herausgestreckte Ohren vorhanden, so zeigt das ein formell fertiges, in sich ruhendes Kleinhirn. Solche Kinder, besonders Mädchen, haben kein Streben mehr in der Trieb- und Tat-

sphäre. Man beobachtet an ihnen Energielosigkeit, Willensschwäche, Gleichgültigkeit.

Kleine Ohren hingegen zeigen Energie, Willensstärke, Streben, rasche Impulse, aber auch sprunghaftes, plötzliches, zu Ueberraschungen neigendes Wesen. Man beobachte daraufhin die kleinohrigen Raubtiere und Wassersäugetiere.

Zu große Ohren bedeuten greisige Anlage (Mongolen, Indianer, Malaien), zu kleine Ohren hingegen kindliche Anlage (Neger, Australier, Papuas, Finnen). Neger haben hübsche, zierliche Ohren.

Die eigentliche Ohröffnung zeigt wohl am meisten den größeren oder geringeren Reichtum in der seelischen Aufnahmekraft. Ist diese Ohröffnung plump und roh oder zusammengedrückt, und dabei die gesamte Ohrumrandung glatt oder formlos zusammengedrückt, so haben wir das unkünstlerische Ohr vor uns. Es ist das Ohr des Menschen, der innerlich unbildsam ist. Die in weitem Bogen geschwungene Ohröffnung aber findet sich viel bei Künstlern, am meisten bei Musikern, die mehr als andere Künstler mit dem Element des Tons arbeiten.

Das Ohr von Mascagni und das von Eugen d'Albert in Fig. 382 und Fig. 383 zeigen z. B. die weitgeschwungene Ohröffnung.

Die reine Eiform des Ohres am edelgebauten Kopf wird immer das reichste, feinste Seelenleben verraten und den edelsten Eindrücken zugänglich sein.

Lange, aber schmale, nach hinten stehende Ohren zeigen mehr lebhaftes Aufnehmen und ein rascheres Umsetzen in die Tat. Kürzere und breitausladende Ohren ruhen mehr im Genuß äußerer Eindrücke. Feine und zarte Formen des Ohres gehören der feinfühligen Natur; grobe, plumpe und schwammige mit derben Flächen den innerlich groben Menschen.

Stehen plumpe, große Ohren noch dazu vom Kopfe ab, sodaß wir von „Henkelohren" sprechen, so nähert sich die Stellung des Ohres wieder der Tierform, und man kann von Roheit sprechen. In der Tat finden wir das große, rohe Henkelohr in erschreckender Häufigkeit bei Idioten, Geisteskranken, bei moralisch minderwertigen Personen und bei Verbrechern.

Von der vielfach bei notorischen Verbrechern zu findenden Verkümmerung der Ohren kann man sich in der „Signalementslehre" von Reiß-Schneickert überzeugen. Es sind darin Ohren, bei denen man glaubt, daß sie von einer rohen Hand gepackt und einfach zusammengedrückt seien. So verkümmert und formlos zerdrückt ist aber auch das Seelenleben eines solchen Verbrechers. (Fig. 384.)

Hat ein Ohr runde Außenlinien und eine oben breiter werdende Form, so zeigt es einen verbindlichen, geistig lebendigen und gefühlsreichen Menschen

mit Schönheitssinn und Gemüt. Ein solches Ohr sehen wir in Fig. 385. Es zeigt eine außerordentliche innerste Empfänglichkeit für das Ästhetische und Schöne.

Das lange, schmale und derbe Ohr ist das des härteren, ungefügigeren, unbedenklicheren Menschen. Das weniger breite, feinknorpelige Ohr zeigt den Verstandesmenschen.

Seines eigenen Ohres Sprache kann niemand verbergen. Und während alle unsere Sinnesorgane im Laufe des Lebens ihre Form ändern, behält das Ohr oft seine einmal gegebene Form, ein stummes und doch so beredtes Symbol dessen, was die innerste Seele bewegt.

Und fast von erschreckender Merkwürdigkeit ist es, wie rasch die innerste plastische Seelenkraft eine Ohrform zerstören, aber auch aufbauen kann. Kinder von Alkoholikern und Kinder aus ganz unglücklichen Ehen zeigen oft mißgestaltete Ohren, abnorm gebaute Kiefer und schlechtgestellte Zähne. Der Mangel an Liebe bei den Eltern hat die Seelenwelt im Ohr zerstört und die Sinnenwelt in der Kieferpartie in die Tierform zurücksinken lassen.

Wie oft habe ich schon an Kinderköpfen die Leidensgeschichte der Ehe abgelesen. Aus Dissonanzen entstehen keine Harmonien. Darum werden aus unglücklichen Ehen die disharmonischen Menschen geboren, die Neurotiker und Neurastheniker, die Menschen mit den friedlosen Seelen und darum den schlechtgeformten Ohren.

Was aber die Liebe zerstört hat, das muß sie wieder aufbauen. Wer ohne Liebe in's Leben trat und aus Disharmonie geboren wurde, der muß im Leben die Liebe suchen, damit er wieder Harmonie erlangt. Dann lösen sich — wie in einer Komposition — in seiner Brust die Dissonanzen. Und die Kinder aus der in Liebe neu aufgebauten Ehe werden wieder das glückliche Geschenk schöngeformter Ohren tragen.

⁂

22. Kapitel.

Vom Gesamtbild der Persönlichkeit.

Selbsterziehung und Charakterbildung durch Menschenkenntnis.

So haben wir in dem Rahmen, der einem Buch gesteckt ist, die Sprache der Formen an Kopf und Gesicht enträtselt. Eine lebendige, eindringliche, deutliche Sprache! Jede Linie ist ein bestimmtes Seelenzeichen, ist wie eine sprechende Geste, wie ein Form-gewordenes Wort.

Die Form ist die Erlösung aus der Stummheit der Materie. Sie spricht. Sie erzählt. Denn Form ist Geist. Wo der Geist den rohen Stoff packt, da kommt der Stoff zur Bewegung. Er wird gegliedert; er bekommt Architektur. Er wird veredelt, wird durch Symmetrie zur Harmonie geführt.

Am meisten an Kopf und Gesicht. Hier thront das Bewußtsein. Der Kopf – und in ihm das Gehirn – ist die Zusammenfassung der Verhältnisse in Rumpf und Gliedern. Und das Gesicht ist die Synthese des Seelischen. Dem Menschenkenner sind Kopfform und Gesicht eines Menschen wie ein aufgeschlagenes Buch, in dem er liest, wie in gedruckten Lettern.

In dieses Werkes zweitem Teil wird die gesamte Gestalt behandelt und dasjenige Gebilde, das nächst dem Antlitz das sprechendste ist – sozusagen der von innen herausgestreckte Mensch – die Hand. Auch die interessanten Begriffe der Naturelle, der Temperamente und der Konstitutionen verlangen noch ihre Darstellung, damit das Bild vom Menschen ein Ganzes sei.

*

Es gilt, an die Beurteilung des Einzelnen methodisch heranzugehen. Man muß ihn in's Auge fassen mit der Ruhe des Arztes, der seine Diagnose stellt. Nichts darf dem Beobachter entgehen, auch das Kleinste, das Verborgenste nicht.

Aber über den Teilen, die man in seiner Hand hält, darf man nicht das „geistige Band", nicht das Ganze vergessen. Macht eine einzige Eigenschaft, sei sie gut oder schlimm, den ganzen Menschen? Wird nicht Gutes überall unter

Menschen durch Böses gemindert? Schlimme Eigenschaften durch einen guten, edlen Zug wieder aufgehoben?

Zwischen Anlage und Entfaltung schwankt der Mensch. Zwischen Wollen und Können. Vorzüge und Fehler gilt es abzuwägen, damit das Urteil gerecht sei.

*

Eine summarische Schlußbetrachtung soll noch einmal die Formenwerte gruppierend gliedern.

Der Schädel ist die Summe der Kräfte. In ihm schlummern Denken, Fühlen und Wollen. Das erste im Vorderhaupt (Stirnhirn), das zweite im Mittelhaupt (Zentralhirn), das dritte im Hinterhaupt (Hinterhirn). Das Gehirn ist das wunder- und geheimnisreiche Instrument des Lebens. In ihm ertönt die Lebensmelodie aus dem ganzen Körper.

Darum müssen Körper und Kopf in einem rechten Verhältnis stehen. Große Köpfe auf kleinem, zartem Körper geben geistige Lebendigkeit, mehren die geistige Regsamkeit. Das Leben findet in ihnen reicheren, stärkeren Ausdruck als in den kleinen Köpfen auf großen, schweren oder langen Körpern, denn hier ist der kleine Kopf eine zu schwache Klaviatur des Geistes.

Der weibliche Schädel ist verhältnismäßig kleiner als der männliche. Tritt beim Manne der Intellekt, das Geistige, stärker, schärfer, bedeutender und aktiver in die Erscheinung, so bei der Frau mehr die gefühlsreich-sinnlichere, lebensruhige, reale Welt des gewebsreicheren Körpers. Ein kleiner Kopf auf männlichem Körper nimmt diesem ein Stück Männlichkeit, schwächt den Intellekt und leitet über zu weiblichem Wesen. Ein großer Kopf auf dem Körper einer Frau verleiht dieser ein Stück Männlichkeit, macht sie intellektueller, drängt das Gefühl zurück hinter den Verstand. Im kleinen Kopf der Venus von Milo, mit ihrer in kindhaft-holder Gedankenlosigkeit gewölbten Stirn, der zarten Schwellung ihres schönen Lippenpaares hat der griechische Meister das naturhaft-unmittelbare, das sinnlich-gefühlsreiche Wesen des Weibes wundervoll symbolisiert.

Aber nicht Größe und Raumgehalt des Schädels sind Grundlage unseres Urteils. Seine Modellierung, seine Plastik, seine Architektur suchen wir. In der Form allein liegt die geistvolle Lebendigkeit des Ausdrucks. Ein kleiner, aber von innen heraus in lebendigen, sprechenden Zügen gemeißelter Kopf ist uns wertvoller als ein großer, aber formloser und plumper Schädel. Denn dieser ist wie ein unbehauener Block, den noch keine meißelnde Hand berührte.

*

Von tiefster Symbolik ist die Anordnung der Kräftegruppen, der Organe, am Kopfe. Hier offenbart die Natur ihre Weisheit. Ist es nicht, als wieder-

hole sich hier am Kopfe noch einmal — von der Tierstufe zur Geistesgröße — die ganze Entwicklungsgeschichte?

Im hinteren und unteren Teil des Schädels, im Kleinhirn, liegen die geschlechtlichen und tierischen Grundkräfte, die die Erhaltung der Art sichern, den Bestand der Rasse. Im Nacken selber ist die bedingungslose Geschlechtlichkeit, die rohe, ungebändigte Naturkraft. Ihr übergeordnet, sie gleichsam zusammenfassend, sie einfügend in eine höhere Idee, liegen Kindersinn und Anhänglichkeit.

Ueber diesen findet sich die Sorglichkeit, die dem Schutz der Familie nottut. Und in seinem oberen Teil, gestützt auf die um die Ohren herum gelagerten materiellen Existenzkräfte, bilden sich im Hinterhaupt die aus Willen, Festigkeit, Selbstgefühl und Selbstliebe hervordrängenden Kräfte des Ichs, des Wollens, der Tat gewordenen Persönlichkeit. Die individuelle Persönlichkeit ist also den elementaren Gattungstrieben übergeordnet. Aus Triebhaftigkeit wird Tat, wird bewußtes Handeln. Denn im gutentwickelten Hinterhaupt finden sich die Ausläufer der Stirnhirnlappen. Das Denken wird in die Tat hineingetragen.

Das Stirn- und Schläfenhirn — und demnach Stirn und Vorderhaupt — sind das Raumgebiet des Denkens. Hier ist die aus der unbewußten Sphäre des Rückenmarks erlöste, Bewußtsein gewordene Geisteswelt. Es ist die Kraft, mit der ein Mensch das Zeitliche, das Wirkliche, die Welt der Dinge und der Tatsachen begreift. Und im hohen Vorderhaupt liegt die Kraft der Einfühlung in Wesen und Leben der Anderen.

Im Mittelhaupt endlich liegen die Organe des Gemütslebens. Hier liegen Verehrung, Hingabe, Versenkung, Gläubigkeit und Anbetung. Hier liegt das Religiöse. Hier liegt die Liebe. Und je höher das Mittelhaupt gewölbt ist, also hinaufgezogen scheint und damit sich das Hinterhaupt verkürzt, das Gebiet des Wollens, des Handelns, der Tat sich verliert, desto mehr zieht sich ein solcher Mensch aus der Außenwelt in geistige Betrachtung, in sein Gefühl, in eine Idee oder in Gott zurück.

*

Von der Seite betrachtet, ergeben sich also drei Formen des Oberkopfes, die zugleich drei Formen seelischer Lebensäußerungen, drei Welten, drei Ideale darstellen. Im hohen Hinterhaupt lebt ein auf die Tat — und zugleich auf sich selbst — gerichteter, egoistisch-fester, hartnäckiger Geist. Es ist die Welt des Ichs.

Im hohen Vorderhaupt hat sich ein gedankenreicher, vieles umspannender, nachgiebiger Geist Raum geschaffen. Es ist die Welt des

irdischen, aber sozialen Denkens. Die Kraft der Einfühlung weist hier den Weg in die Menschheit.

Im hochgewölbten Mittelhaupt endlich finden wir den Verehrungssinn, das auf Gott gerichtete Denken. Es ist die Welt der Liebe.

Das Ich-Denken, das Menschheits-Denken und das Gott-Denken. Ichbewußtsein, soziales Bewußtsein und göttliches Bewußtsein. Egoismus, Altruismus und Religion. Das sind die drei Gebiete, deren Instrumente wir in den drei Hirnteilen erkennen.

Hier also entscheiden sich die schwerwiegenden Fragen: „Was ist der Mensch für sich selber — in praktischer, materieller Hinsicht — wert? Was gilt er — in ideeller, sozialer Hinsicht — für die Andern, für die menschliche Gesamtheit? Und endlich: welchen Anteil hat er an Fragen des höheren Seins, an Fragen von Religion und Ewigkeit?"

Sind — an Schädel und Gesicht — die realen, irdischen, praktischen, sinnlichen Kräfte vorwiegend entwickelt, so betrachtet ein Mensch das Leben auch nur von einem realen, irdischen, praktischen und sinnlichen Gesichtspunkt aus. In allem sucht er den Nutzen, auch in den Menschen. Sie sind ihm nicht Gottes Schöpfungen, sondern Mittel zum Zweck. Er liebt sie nicht, steht ihnen nicht uneigennützig gegenüber, nicht mit einer wahrhaftigen Seele, sondern er nutzt sie aus. Sie interessieren ihn nur, soweit er seine materiellen oder sinnlichen Interessen, also seinen Eigennutz, an ihnen befriedigen kann.

Sicherlich verlangt das Geschäfts- und Berufsleben praktische und materielle Kräfte. Es geht vielleicht darin jeder im Leben seinen eigenen und besonderen Weg. Aber was wir zum inneren Gleichgewicht, zum Glück, brauchen, ist im praktischen Alltag nicht zu finden. Es hat andere Gesetze, denn es quillt aus den Mächten der Liebe. Es quillt im letzten und tiefsten Grunde aus dem Urquell aller Liebe und alles Seins — aus Gott. Und vielleicht ist dies der Sinn des Lebens: dieser Weg nach dem Tiefsten und Höchsten, dieses uns Menschen gemeinsame Suchen nach Gott.

Auch die Liebe der Geschlechter, die ein Abglanz der ewigen, göttlichen, welterhaltenden Liebe in den Seelen der Menschen ist, trägt in ihrem Glück und ihrem Unglück bestimmte Züge in den Gesichtern und an den Köpfen der Menschen. Die Menschenkenntnis — in ihrem tiefen Eindringen in die Menschennatur — vermag ganz sicher der Liebe Glück zu fördern, vermag die Enttäuschung zu verhüten. Denn dem Menschenkenner fällt es nicht schwer, überall die Menschen zueinander zu führen, die in der Liebe und für die Ehe zueinander passen, weil sie sich ergänzen.

*

Kennt man die Architektur des Schädels, kennt man die Lage der Organe an ihm, und hat man sich geübt, aus ihrer gegenseitigen Abwägung ein Charakterbild zu zeichnen, so suche man einzudringen in die ungleich lebendigere, reichere und eindrucksvollere Sprache des Gesichts.

Im Gesicht drängt sich noch einmal der ganze Mensch zusammen. Es ist seine Biographie, ist die Geschichte seines Lebens.

Der Schädel ist in seiner Festigkeit, die der leisen, aber stetigen Minierarbeit der Gedanken und Gefühle nur in Jahren folgt, die Grundform. Er ist das in den Menschen hineingelegte seelische Grundkapital. Er ist des Lebens ursprünglicher Grundriß, seine Anlage, die Summe seiner Möglichkeiten.

Welche Verwertung aber das Leben diesen Kräften gab, das zeigt uns — das Gesicht. Denn der Schädel ist das Kapital, das Gesicht aber seine Nutzbarmachung. Der Schädel ist Grundriß, das Gesicht der Ausbau. Der Schädel ist Kraft, das Gesicht ist Darstellung.

Das Gesicht erst gibt dem Menschen seine Lebendigkeit, gibt ihm Wärme, Feuer, gibt ihm anziehenden oder abstoßenden Ausdruck. Der Schädel ist starr, liegt auch im Tode noch starr vor uns. Lebendig aber ist das Antlitz. Und es verschwindet spurlos im Tode. Darum liegt im Schädel alles, wozu ein Mensch berufen ist, alles, was er soll, im Antlitz aber das, was er ist. Im Antlitz liegt sein Leben, seine Entfaltung, sein lebendig gewordenes, in die Erscheinung getretenes Ich.

Aus dem Zusammenwirken von Schädel und Antlitz, also von Anlage und Darstellung, ergibt sich das Handeln, die Tat, der Charakter.

Nicht jeder Mensch ist entfaltet. Nicht jedes Gesicht ist erschlossen. Es kann verengt, verkürzt, zusammengedrängt, ja verkümmert und verkrüppelt sein, wie wir es oft in Deutschland — im Gegensatz zu den freien, klaren, erschlossenen Gesichtern der Angelsachsen — sehen. Im Antlitz liegt das Leben. Liegt unter dem gewölbten, ausgezeichneten Schädel eines Gelehrten ein trockenes und verschrumpftes Gesicht, so herrschen zweifellos bedeutende Geisteskräfte. Aber es mangelt die Lebensfülle, die sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung; es mangelt dem eigenen Leben an Farbe, an jener gefühlsgesättigten Kraft, in der die Natur lebt. Es herrscht die Abstraktion, die Macht des Denkens. Die Theorie siegt über das Leben. Und sie macht solch einen Menschen zum gefühlsarmen, saftlosen Theoretiker.

Schauen wir hingegen Goethes reicherschlossenes Antlitz, den königlichen Blick seiner Adleraugen, die stolze Linie seiner Nase, den gefühlsreich geschwungenen Mund, die ausdrucksreiche Modellierung um Wangen und Kinn, so wissen wir: dies war ein reiches Leben. Hier wurde der Gedanke Tat. Hier gewann die Idee Atem und Leben. Hier war die große und

wundervolle Einheit von Idee und Wirklichkeit. Hier war einer, der nicht nur „strebend sich bemühte", nein — er wurde auch erlöst.

Große Gesichtsorgane tragen sozusagen mit ausgereifter Kraft die Seele in die Wirklichkeit hinaus. Der Mensch liegt im Antlitz. Hinter einem kleinen Antlitz verbirgt sich der Mensch. Die Pforten, die in's Leben führen, sind ihm verengt. Ihm fehlen die Instrumente der Aeußerung.

*

Im Antlitz liegt die erkennende, ordnende, überlegende, bewußte und schöpferische Welt oben: in der Stirn, in den Augen. Die sinnliche, elementare, dämonische Welt liegt unten, in der Kieferpartie. Der Mund ist die Synthese des Sinnlichen, die Augen sind die Synthese des Seelischen. Himmel und Erde sind in diesen beiden, den sprechendsten, ausdrucksvollsten, beredtesten unter allen Organen verkörpert. Die Natur hat auch im Bau des Antlitzes die Materie dem Geist untergeordnet. Je breiter, plastischer, kraftvoller, energischer die obere Gesichtshälfte die untere überragt, desto mehr gehorcht das Sinnliche dem Geistigen. Je breiter, voller, weicher und üppiger aber die untere Gesichtshälfte sich vordrängt, desto mehr gerät der Verstand in die Ketten der Materie und der Sinne.

Zwischen Stirn und Mund sitzt die Nase. Sie ist die Persönlichkeit, ist Wille, ist das aus der innersten, individuellen Lebensidee herausgestreckte Ich, das sich zwischen oben und unten, zwischen Stirn und Mund, zwischen Geist und Sinnenwelt, zwischen Himmel und Erde entscheidet. Darum kennzeichnet die Schärfe des Profils, dessen wesentliche Architektur immer auf der Nase beruht, den bedeutenden Menschen, die Persönlichkeit. Formlose Nasen aber sinken zurück in die verschwommene Physiognomie der Masse.

Die scharfprofilierten Gesichter von Dante, Schiller und Richard Wagner zeigen ihre herrische, stolz über der Masse stehende Persönlichkeit. Und Ralph Waldo Emerson's ausdrucksreiches Antlitz, seine große, starke Nase, sein wortwollüstiger, großer Mund — dies alles drängte den großen Ethiker, den Philosophen der beseelten Natur, geradezu in das Leben hinaus, drängte ihn sprechend und mitteilend unter die Menschen.

*

Im Antlitz liegt der Mensch. Hier lesen wir von seinem Denken, seinem Fühlen, seinem Erleben, seinem Kampf zwischen Gott und der Erde, seinen Sorgen und Nöten, seinen Lastern und seiner Sehnsucht. Nie kann ein Mensch sich ganz verstecken. Das Antlitz verrät ihn.

Die Gesichter der Menschen sind wie eine Galerie von Bildern. Sind wie Landschaften mit wechselndem Himmel, mit Wolken oder Sonnenlicht.

Es gibt Gesichter, die wie Wintertage sind, eisig, frostig, oder wie ein regenverhangener, nebliger Novembertag. Andere aber sind wie Frühlingsahnen und wie Sommertag. Sie haben etwas Jauchzendes, Beglückendes, Befreiendes. Ihr strahlendes Licht, das aus wundersamen tiefen Augen bricht, erwärmt uns, löst irgend welche Fesseln in uns.

Es gibt Gesichter, die wie gepflegte, sorgsam gehütete Gärten sind. Etwas Duftiges, innerlich Klares und Frohes liegt über ihnen. Ihr Anblick ist wie eine Erholung. Andere hingegen dünken uns wie eine Wüste, unwegsam, steinig, wenig einladend. Hinter jedem schauen wir in eine andere Seele. Die eine voller Blumen, voller Jugend, Hoffnung und seliger Schönheit, die andere voller Unkraut, verworren und verworfen.

Gesichter gibt es, die ruhig und wahr sind, absolut wahr in ihrer ruhigen Entspanntheit. Andere wieder tragen die Unwahrhaftigkeit immerwährender Spannung. Sie tragen irgendwelche Masken.

Oft schaut man in ein Gesicht, das tot und leer ist. Im erloschenen Auge, in den erschlafften Zügen ist es wie ein ausgebrannter Krater. Es sind Gesichter von innerer Seelenleere, wie griechische Theaterlarven. In andern wieder blitzt und funkelt es, sprüht und jubelt es von Leben. Es sind reiche Seelen, die ihr Antlitz mit Wärme und Farbe füllen.

Es gibt Stirnen von unschuldsvoll-sanfter Wölbung, in deren lichtem Schimmer und zarter Kurve der Gedanke sich nicht zu unerbittlicher Strenge fügt. Und andere Stirnen gibt es, strenge, harte Denkerstirnen, wie aus Quadern gefügt. Es gibt Stirnen von reiner Fläche wie ein von Sonnenlicht umstrahlter See an Sommertagen. Und es gibt andere, sturmzerwühlt und aufgepeitscht, bitter und hart durchfurcht oder gänzlich in chaotischen Falten verwirrt, die von verlorenem, verwüstetem Denken sprechen. Dies alles gilt es zu sehen.

Augen gibt es, die wie Sonnen und Sterne sind, wie erschlossene Blumen und wie Töne einer Harfe, Augen voll seliger Tiefe, voll von allen Herrlichkeiten der Liebe. Und andere, die voll Schmutz und Unrat sind, wie ein Sumpf.

Nasen gibt es, deren edle Linie die stolze, innerlich klare Persönlichkeit zeigt, den aus dem Sinnlichen heraus in's Geistige strebenden Willen. Und andere, die im oberen — geistigen — Teil zusammensanken, um unten wollüstig sich zu verbreitern und in den aufgestülpten Nasenlöchern unverhohlen ihre sinnliche Gier zu zeigen. Es ist die Nase der gierigen und liederlichen Menschen.

Kleine, matte Augen in einem gutgebauten Schädel zeigen, daß hier totes Geisteskapital liegt, das nicht Zinsen trägt. Was würde mit der gleichen Schädelform ein feurig-flammendes, großes Auge beginnen! Wie lebendig würde es planen, hoffen und wagen und Anteil nehmen.

Eine kleine Nase in einem plastischen Schädel zeigt, daß hier die Kräfte verzettelt, nicht in einem Zielpunkt gesammelt werden. Die innerste Persönlichkeit ist da nicht bedeutend genug. Es fehlt das Kommando, die Organisation, der leitende und herrschende Wille. Es wird im Feldlager der geistigen Truppen nicht zum Sammeln geblasen. Es fehlt dem Leben der innerste Hornruf, der alles Schlummernde weckt. Es fehlt die Fanfare.

Kommt noch ein großer, ungezügelter Mund hinzu, so geht die Leitung ganz verloren. Die Sinne reißen dem Willen, dem Verstand die Zügel aus der Hand. Die elementaren sinnlichen Mächte drängen in das Geistige hinein, wie eine Ueberschwemmung verheerend sich über fruchttragende Fluren wälzt.

Es gibt Lippen, die von Wollust zu triefen scheinen und andere, die herb und entsagend sich schlossen. Lippen gibt es, deren weichgewellte Linie nach Liebe und Küssen hungert, und andere, die messerscharf, schroff und abweisend sind, wie Stacheldrähte, die verwunden. Kinnformen gibt es, die von Aengstlichkeit und Schwäche, von Verzagtheit und nervöser Schwäche reden und andere, die kühn und herrisch, kraftvoll und brutal Hindernisse aus dem Wege stoßen.

Was unbewußt des Volkes ahnender Sinn erfaßt, das fügt die Menschenkenntnis zum Gesetz zusammen. Sie sucht die inneren, in der Seele wohnenden Mächte des Aufbaues, und liest ihre Sprache in Linien und Kurven, in den Maßverhältnissen, im Ausdruck und in der Strahlung von Kopf und Antlitz.

*

Im Kindesalter herrscht das Unbewußte vor. Denn das Kind ist die eben erst aus dem Schoß der Mutter, der Natur erschlossene Menschenblüte. Gefühl ist alles. Darum leben Kinder nicht nach den Regeln kalten Verstandes. Sie leben ein Leben des Gefühls, sind voller Hoffnung, Glauben und Liebe.

Es gibt Erwachsene mit Kindergesichtern. Es sind die gefühlsreichen Naturen, bei denen der Verstand noch nicht über das Gefühl hinauswuchs. Kindlich-frohe Naturen, in deren Nähe wir uns wohl fühlen. Sie haben die vollen Gesichtsformen, haben warme, farbensatte Augen, nicht den kühl-entschleiernden Blick der Kritik. Der Verstand hat nicht die Seele erwürgt.

Der große Künstler Christus sagte, daß wir werden sollen wie die Kinder. Das Glückseligste in uns ist immer das Kindliche. Es ist zugleich das Größte. In ihm liegt das Wesen des Genies.

Spricht man mit Kindern oder kindlichen Naturen, so soll man nicht in Abstraktionen zu ihnen sprechen, die nur haarscharfer Verstand erfaßt. Wo die Seele aus den Augen leuchtet, da spreche man zur Seele: in Bildern, als Künstler und mit der Plastik und Farbenkraft der Fantasie. Diese Sprache wird dann verstanden.

Nimmt der Verstand an Schärfe zu, so drängt er leicht das Gefühl zur Seite. Er überschreitet seine Grenzen. Das Übersinnliche versucht er zu fassen und überhebt sich. Er saugt das Gefühl aus. Der Mensch wird kalt, von kritischer Schärfe. Er wandelt in der Eisregion von Philosophemen und abstrakten Begriffen. Die Gefühle verdorren in ihm wie ungepflegte Blumen. Das wahrhaft Menschliche starb in ihm. Die frohe Wirklichkeit erlosch. Er wird abstoßend, liebearm und einsam.

Das ist der große Einfluß der Religion und ihrer irdischen Tochter, der Liebe, daß sie die Macht des Gefühls im Menschenleben erhalten.

Immerfort, in jedem Augenblicke unterstehen wir Menschen irgendwelchen Einflüssen. Sie sind gefühlsmäßiger, verstandesmäßiger oder sinnlicher Natur. Und ihre Wirkung ist gleichfalls seelisch, geistig oder sinnlich. Nicht so, daß Gefühlsmäßiges nur auf das Gefühl, Gedanken nur auf den Verstand wirken. Nein, das Sinnliche kann die Erkenntnis wachrufen, und seelische Liebe kann ihren Ausdruck finden durch die Sprache der Sinnlichkeit.

„Die Sinne sind dem Menschen gegeben, um dahinter die Seele zu suchen", sagt Plato. Damit ist gesagt, daß der Körper das Instrument der Seele und der Vermittler ihrer Eindrücke sei.

*

Ist aber der Leib das Instrument der Seele, so müssen wir nicht nur aus seiner Form, sondern auch aus seinen Bewegungen, seinen Gesten, die Seelenvorgänge, die Charakterzüge herauslesen.

Auch in den Bewegungen ist Harmonie oder Disharmonie zu erkennen. Indessen ist es die Aufgabe des zweiten Bandes dieses Werkes, von der Harmonie des Körpers und seinen Bewegungen zu sprechen.

Hier sei nur gesagt, daß bei der Vorwärtsneigung des Kopfes der Verehrungssinn sich senkt. Dies ist ein Verehren eines fremden Willens, einer Persönlichkeit, die wir über uns stellen. Und wenn wir einen Menschen beständig mit geneigtem Haupte erblicken, so dürfen wir wohl annehmen, er sei ein nachdenklicher, grüblerischer, bescheidener oder unterwürfiger Charakter oder ein in sich gekehrtes, der Welt abgewandtes, frommes Gemüt.

Wird aber der Kopf gewohnheitsmäßig hochgetragen, so zeigt der Mensch die Stirn. Er erhebt das Organ der Intelligenz und gibt sich damit den Ausdruck, als sei er Andern überlegen. Er erscheint hochfahrend, stolz und befehlend oder auch offen und freimütig. Es sind die Hinterhauptsmenschen, die Tatnaturen, in denen solchergestalt die kraftvollen Formen aus den Regionen des Willens, des Kampfes und der Sinnlichkeit den Kopf nach hinten ziehen.

Die hinterhauptsschwachen Menschen aber, die tatarmen Grübler, werden durch Stirn und Vorderhaupt nach vorne gezogen. Darum wird eine offene,

ungezwungene, gerade Haltung, die sich weder devot zur Erde beugt, noch herrisch den willensharten Kopf zurückwirft, den ruhigen und gleichmäßigen Menschen zeigen.

Das große Gebiet der mimischen Ausdrucksbewegungen möge man aus Piderit's Buch „Mimik und Physiognomik" kennen lernen.

*

Hier soll nur noch des Tones und der Sprache gedacht werden, deren äußerlich formende Organe wohl der Kehlkopf, die Zunge und die Lippen sind, deren Seelenwert aber eben aus der Seele quillt. Hier — in der Seele — liegen die großen Geheimnisse der seltsamen kleinen Einzelwelt, die wir „Mensch" nennen. Und dies tief Menschliche, dies seelenvoll Innerliche verrät sich im Ton und in den Schwingungen des Wortes.

Die Art des Sprechens, die Tonstärke, die Schnelligkeit der Worte, ihre deutliche oder undeutliche Artikulierung und vor allem jenes unaussprechliche Etwas, das in jeder Sprache eines Menschen liegt und eben den individuellen seelischen Anteil an der Lautbildung darstellt — dies alles gewährt uns rasche und sichere Einblicke in seine Seele.

„Rede etwas, damit ich dich sehe!" sagte Socrates. Ist nicht die Stimme eines Kindes hell und fein, in den Lüften schwingend wie die tanzende Grazie seiner sorglos fröhlichen Seele? Klingt nicht des Mannes Stimme so fest, wie der Druck seiner Hand und die Sicherheit seines Schrittes ist? Und ist nicht die Stimme gütiger Frauen tief und gesättigt, weich und schmeichelnd? Wie sagt Lear von seiner liebereichen Tochter Cordelia?

„Ihre Stimme war stets sanft und mild,
Ein köstlich Ding bei Frauen."

Zorn und Liebe unterscheiden sich im Klang der Stimme so deutlich, wie im Blick der Augen. Die keifende Xantippe verrät der schrille Klang böser Worte so sicher, wie Freud und Leid der Seele im Dur und im Moll der Töne sich offenbaren.

Eines Mannes Stimme in der Kehle einer Frau wird den mannweiblichen Charakter so sicher ankünden, wie die hohe, feine Weiberstimme beim Manne die knabenhafte oder weibische Schwäche seiner Mann-Natur. Der Kehlkopf und die Zeugungsorgane haben ihre Beziehungen. Dem Knaben schwindet in der Reife im Stimmbruch der helle Klang der Stimme, und der dunkle Klang kündet den werdenden Mann.

Dem Greise schwand die Kraft des Lebens, der Liebe und der Seele. Und seine brüchige Stimme spricht von der Saftlosigkeit, die alle Lager des Lebens allmählich trocken legte. Wo aber noch Kraft und Spannung in den

Kammern von Körper und Geist haust, da wird sie auch in der Stimme schwingen.

Mit jedem Worte flattert ein Stückchen Seele aus dem Innern heraus — den meisten unmerklich. Der Menschenkenner aber fängt diesen Ton auf, wägt ihn in seinem Herzen und trägt ihn — wie der Maler eine Farbe — in das Bild hinein, das er vom Wesen eines Menschen zu malen hat.

*

Und nun die brennende Schlußfrage, die sich auf alle Lippen drängt: „Bin ich so, wie mich die Natur formte? Ist mein Leben machtlos an die Form gebunden? Oder kann ich kämpfen wider diese Form? Kann ich anders werden und damit auch die Form bezwingen?"

Der Schädel ist ein fester Bau; aber seine Form ist nicht absolut, nicht unveränderlich, nicht ein für allemal erstarrt. Dies ist die trostlose Ansicht der Materialisten.

Alles, was lebt, unterliegt leisen und unsichtbaren, aber schließlich sichtbar werdenden Formwandlungen. Denn Leben ist Bewegung. Leben ist Werden, ist Wachsen. Wie sagt Dante in der „Göttlichen Komödie"?

„Denn gleich der Flamme, die sich nachbewegt,
Wo irgend hin des Feuers Pfade wallen,
So folgt die Form, wohin der Geist sie trägt."

Leben ist Seele. Und die Baumeister des Lebens, die leisen, unsichtbaren Modellierer sitzen in unserem Innern. Es sind unsere eigenen Gedanken und Gefühle.

Die Seele ist die durch alle Erscheinungen hindurch wirkende Ewigkeitsmacht. Sie ist des Menschen eigentliches Wesen, seine göttliche Grundidee.

Die Seele hat ihr Instrument, auf dem im zeitlichen und persönlichen Leben ihr ewiges Lied ertönt. Das ist der Körper. Wie aber das Instrument, so das Lied.

Des Kindes Seele ist wie ein leises, feines, zartes Lied. Wie ein singender Hauch, den nur die Mutterseele spürt. Es ist wie ein scheues, zages Tasten in die Welt. Wächst der Körper und reift der Verstand, so tönt das Lied der Seele voller und schöner.

Der Körper bleibt immer das Gebilde der Erde. Der Verstand ist die gestaltende Macht der Zeit, und er herrscht über die Materie. Die Seele bedient sich beider, um die Persönlichkeit zu bilden. Körper und Verstand sind ihre Ausdrucksmittel.

Aber die Seele selber ist nicht Zeit und nicht Materie. Sie war, ehe wir waren. Und sie wird sein, wenn wir nicht mehr sind. Der Verstand ist die nützende und konstruierende Macht im Körper und in den zeitlichen Fragen des Lebens. Aber das Leben selber ist die Seele. Lebenskraft ist Seelenkraft.

Der Sinn und der Wert, die Schönheit und der Reichtum des Lebens liegen in seiner Kraft, d. h. in der Seele. Und wer die ganze Welt gewann und dabei Schaden nahm an seiner Seele, der ist in allem äußeren Reichtum ein armer Mensch gewesen.

Die Ewigkeitsnatur der Seele macht, daß Menschen immer unvollkommen sind, und daß sie diese Unvollkommenheit spüren. Daraus kommt die Sehnsucht, die das Lied der Seele ist, das niemals schweigt.

Die Seele ist des Menschen Grundnatur. Sie ist die formende Macht, die Lebenskraft. Das schöpferische Prinzip. Darum irren wir ruhelos durch die Welt des Stoffes und friedlos durch die Zeit und werden nur in den Bereichen glücklich, die der Seele gehören. Das sind die Bereiche der Liebe, der Güte, der Schönheit, der Versenkung in die Natur, der Kunst und der religiösen Verinnerlichung.

Wir können unsere Seele nicht entwickeln. Denn sie entwickelt uns. Wir können nur Sorge tragen, daß wir nicht Schaden nehmen an unserer Seele, daß wir ihr den Raum im Leben nicht beschränken.

Wir können ihr Instrument — den Körper — veredeln, daß der Seele Lied nicht tonlos wird, sondern in ungehemmtem Reichtum ausströmt. Ob einer Rose Schönheit über Nacht sehnsüchtig duftend erblüht, hängt von dem Boden ab, in dem sie wächst. Läßt du sie sterben, so stirbt nur ihr Blühen, nie aber ihre Seele, nie das Gottesgesetz, aus dem in jedem Sommer alle Rosen blühen.

Die Seele können wir nicht zwingen, sondern uns ihr nur hingeben. Wollen können wir nur in Verstand und Körper. Die Seele gehorcht uns nicht; wir müssen der Seele gehorchen. Wir müssen stille sein, müssen lauschen und uns versenken. Die Seele will Sammlung und Verinnerlichung. Sie ist der Atem Gottes in unserer Brust.

Wir können die Seele nicht dem Verstand unterordnen. Die größten Dinge sind nicht die, die wir wissen, sondern die, die wir nicht wissen. Da schweigt der Verstand, und der Seele Ewigkeitsnatur schenkt uns den Glauben.

Darum können wir auch Gott nicht mit dem Verstand begreifen. Der Verstand — sagt Henri Bergson — ist handwerkerlicher Natur. Wir können mit seiner Hilfe Stühle machen und Häuser bauen, können Karrière und Republiken machen; aber wir können mit ihm allein nicht Gott begreifen. Darum können wir auch mit dem Verstand allein nicht lieben, nicht gütig und mitleidig, mit einem Wort — nicht Mensch sein.

Dies ist zu erwägen in der Betrachtung von Schädel und Gesicht. Im Schädel liegen Anlagen, Fähigkeiten, Triebe und Kräfte. Aber im Gesicht liegt — der Mensch. Im Schädel liegt das, was ein Mensch kann, aber im

Gesicht das, was er ist. Der Schädel ist die Möglichkeit, das Gesicht die Ausführung und die Vollendung. Der Schädel ist der mathematische Wohnraum der Kräfte. Die seelische Innenarchitektur aber erkennen wir am Gesicht.

Niemals wird die bloße Schädelform genügen, um das zu erkennen, was wir als die Summe der seelischen Kräfte den „Charakter" nennen. Dazu müssen wir die Liniensprache des Gesichtes verstehen, die recht eigentlich die Sprache des Herzens ist.

Der Mensch ist Seele. Und alle echte Menschenkenntnis ist im tiefsten Grunde ein Suchen nach der Seele.

*

Aber der Mensch ist vor allen Dingen lebendig. Und alles Lebendige ist Bewegung. Nur das Tote ist starr, ist eherne Ruhe. Das Leben ist aber eine Symphonie mit ewigem Crescendo und Decrescendo. Eine Tonmalerei der Seele vom gehauchten Pianissimo leiser, scheuer Kindeswünsche bis zum rasenden Fortissimo zerstörender Wut und besinnungsloser Leidenschaft.

Darum ist kein Mensch ein steinern Bild. Keiner ist wie ein einziger monotoner Ton. Keiner ist so, wie wir ihn in einem einzigen Augenblicke sehen. So arm ist kein Menschenleben, daß es nur eine einzige immergleiche Farbe hätte. Wir unterliegen der Entwicklung und dem Wechsel.

Die große Streitfrage, ob der Mensch im Grunde gut oder böse sei, ist wohl so zu entscheiden, daß er beides sei. Das Menschenleben ist keine Einheit, sondern eine Zweiheit aus Seele und Körper. Aus dieser Zweiheit folgt der Zwiespalt, die innere Zerrissenheit, die Gegensätzlichkeit. Dieser furchtbare Zwiespalt von Leib und Seele ist das Letzte, auf das unser Denken stößt. Es ist die Schranke, die der egoistische Lebenswille des Körpers unserem Wollen zieht. Und in diesem Egoismus schlummert doch das Leben. Er läßt sich nicht brechen. Denn in diesem Augenblicke müßte das Leben aufhören zu sein.

„Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." In diesem Bibelwort liegt die ganze Tragödie des Menschengeschlechtes. Der Geist gehört dem Himmel, das „Fleisch", der Körper, der Erde. Mit diesem Leib ist alles verknüpft, was wir Menschen „Sünde" nennen. Diese „Sünde" ist unsere Begleiterin hier auf der Erde. Mag der Mensch noch so stolze Höhen des Denkens ersteigen, noch so inbrünstig sich religiöser Erkenntnis hingeben, noch so sehr „immer strebend sich bemühen" — die Sünde bleibt. Des Körpers wilder Lebensegoismus kann eingedämmt, beherrscht, gezügelt, niemals aber überwunden werden. Mit Menschenkraft sicherlich nicht. Darum lehrt der Glaube, die Erlösung aus der Hand eines allgütigen Gottes zu empfangen.

Über diese schmerzvolle und bittere Unzulänglichkeit alles irdischen Lebens kommen wir nicht hinaus. „Der Mensch ist gut", ist eine Phrase. Es war die

Phrase, mit der Rousseau die französische Revolution entfesselte; es ist die gleiche Phrase, der gleiche, fluchwürdige, menschenunkundige Optimismus, mit dem in Rußland und in Deutschland die Schandtaten der revolutionierenden Bestie hervorgelockt wurden. Das Radikalböse, das — lange vor Kant — Luther auf dem tiefsten Grunde der Menschenseele entdeckte, ist ein Element des letzten und schrecklichen Dualismus, der des Menschen Erdendasein durchzieht. Mag er noch so kühn und froh, hoffend und beseligt die Seelenschwingen zum Himmel erheben — es bleibt „ein Erdenrest, zu tragen peinlich".

In diesem Zwiespalt ist die wissenschaftliche Menschenkenntnis die zuverlässigste Führerin. Sie zeigt den Kampf der Kräfte im einzelpersönlichen Leben. Sie erkennt das Verhältnis der Kräfte in diesem Kampf am Kopfe und sieht seine Siege und seine Niederlagen im Gesicht.

Sie weiß, in diesem Dualismus, diesem Zwiespalt, der unser Leben durchzieht, bleiben wir nicht Sieger durch Kräfte aus Menschenhand. Es braucht den tief in der Seele verwurzelten Glauben an eine höhere Macht, zu der wir durch Sünde und Schuld hinstreben. Ohne diese höhere, göttliche Macht ist alles, was wir Menschen tun, Stückwerk. Denn diese göttliche Macht ist die Liebe.

Wer von dieser Macht göttlicher Liebe einen Hauch verspürt hat, der mag sich mit der Menschenkenntnis befassen. Denn die Menschen kennen zu lernen, vermag nur der, der scharfen Auges alle ihre Schwächen sieht und doch liebend ihnen helfen will.

Gutes und Böses ist in Menschen gemischt. Die Erkenntnis dieses nie zu lösenden Zwiespaltes allein gibt der Menschenkenntnis ihre innere Kraft. Entdecken wir aber Böses in einem Menschen, so müssen wir das Gute suchen, durch das das Böse gemildert wird und die Einflüsse, die dem Guten wachsende Kraft geben. Nur so helfen wir dem, der in seiner Schwäche straucheln könnte.

Nichts im Leben ist absolutes Sein. Alles ist ein Werden. Der Menschen Leben ist wie ein weiter, weiter Garten. Und wer als Menschenkenner durch Menschenseelen wandelt, der findet in diesem Garten Edelgewächs und Unkraut seltsam gemischt. Er muß die Sonne hereinlassen und ein gütiger Gärtner sein, der nur darum mit fester Hand das Unkraut faßt, damit die Edelgewächse im freien Raum gedeihen.

Mag ein Menschenleben auch noch so im Innern verwildert und beschattet sein — den größten Kräften der Menschenseele, der Hoffnung und der Liebe, wird es doch gelingen, ein wenig Licht hineinzutragen. Und Pestalozzis Wort bleibt ewig wahr:

„So dunkel ist kein Menschenlos auf Erden,
Es kann erleuchtet durch die Liebe werden."

Verzeichnis
der Bildnisse und Zeichnungen.

B = Bildnis. Z = Zeichnung.

Figur		Seite
1	B. Joh. Kaspar Lavater	13
2	B. Franz Josef Gall	17
3–5	Z. Die alte Gallsche Schädeleinteilung	23–24
6	Z. Schillers Schädel	26
7	Z. Schiller auf dem Totenbett	26
8	B. Alexander von Humboldt	27
9	B. Adalbert Matkowski	27
10	B. Goethe	28
11	B. Dr. Karl Gustav Carus	32
12	B. Karl Huter	34
13	B. Jupiter von Otricoli	46
14–16	Z. Drei Profilköpfe	52
17	Z. Schädel eines amerikanischen Wilden	54
18	Z. Wasserkopf	54
19	Z. Der Schädel Raffaels	54
20	B. Immanuel Kant	56
21	B. Kopf eines Tataren	57
22	B. Franz Schubert	58
23	Z. Organe des Hinterkopfes	62
24	Z. Starke Geschlechtskraft	62
25	Z. Erloschene Geschlechtskraft	62
26	Z. Typus der seelenvollen Liebe	65
27	Z. Typus der sinnlichen Liebe	65
28	B. Orientalische Schönheit	67
29	Z. Erloschene Gefühlskraft	67
30–31	Z. Kinderliebe	69
32–33	Große und kleine Kinderliebe	70
34	B. Ellen Key	72
35–36	Z. Konzentration	74
37	B. Richard Wagner	75
38	B. Adolf von Harnack	75
39	B. Mangel an Konzentration	76
40	B. Dr. Carl Peters	77
41–43	Z. Anhänglichkeit	78–79
44	B. Richard Wagner	82
45–46	Z. Tätigkeitstrieb	85
47–48	Z. Zerstörungstrieb	86
49–50	Z. Verheimlichungstrieb	88
51	Z. Verbrechertypus	89
52	B. Graf Leo Tolstoi	92
53	B. Johannes Brahms	93
54	Z. Bausinn	95
55–56	Z. Selbstgefühl	97
57–58	Z. Großes und geringes Selbstgefühl	99
59	B. Schauspielerkopf	102
60–61	Z. Gut und schlecht lenkbare Kinder	104
62–63	Z. Eitelkeit	108
64–65	Z. Vorsicht	110
66	Z. Organe des Vorderkopfes	113
67–69	Z. Großes und geringes Wohlwollen	114
70	B. Aug. Herm. Franke	117
71	B. Alfred Krupp	118
72	B. Fritz von Uhde	119
73	Z. Oberkopf	121
74–75	Verehrungssinn	122
76	B. Otto von Bismarck	124
77	B. Ludendorff	124
78	Z. Sattelkopf	127
79–82	Z. Festigkeit	128–129

Figur		Seite
83	B. Adolf von Menzel	130
84	B. Rabindranath Tagore	131
85	Z. Schädel einer Giftmörderin	132
86	Z. Schädel eines Mörders	132
87	B. Prof. Gustav v. Bunge	134
88	Z. Gewissenloser Kopf	134
89	B. Friedrich Fröbel	135
90	Z. Hoffnungsvoller Kopf	137
91	Z. Mißtrauischer Kopf	137
92–93	Z. Seiten- u. Oberkopf	138
94–95	Z. Idealismus	142
96	Z. Schillers Totenmaske	143
97	Z. Napoleon I. Totenmaske	143
98	Z. Idealistischer Kopf	144
99	Z. Realer Kopf	144
100	Z. Stirnorgane	147
101	B. Pfarrer Karl Jatho	149
102	B. Josef Kainz	150
103	B. Voltaire	150
104	B. Bethmann-Hollweg	151
105	B. Josef Kainz	152
106	Z. Stirnorgane	155
107	B. Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen	156
108	B. Großadmiral v. Tirpitz	157
109	B. Der Geiger Jan Kubelik	158
110	Z. Der Formensinn	159
111	B. Ortssinn	162
112–113	B. Zahlensinn	164
114	B. Franz Josef v. Österreich	165
115–116	Z. Tatsachensinn	167
117	Z. Paul Heyse	167
118	B. Franz Liszt	171
119	B. Beethoven	173
120	B. Max Reger	173
121	B. Anton Rubinstein	174
122	B. Fréderic Lamond	174
123	Z. Otto Lohse	175
124	B. Giuseppe Verdi	175
125	B. Jacques F. Halévy	176
126	B. Dr. Alfred Damm	176
127–129	Z. Stirnen von Liszt, Mendelssohn und Beethoven	176
130	B. Wilh. v. Humboldt	179
131	Z. Mangel an Sprachensinn	179
132–134	Z. Stirnformen	180
135–136	Z. Logik	182
137	B. Immanuel Kant	184
138	Z. Primitiver Mensch	185
139	Z. Dr. Alice Salomon	185
140–141	Z. Gut passendes Paar	188
142	Z. Mädchenkopf mit Kindesliebe	189
143–144	Z. Persönlichkeitsorgane	190
145–146	Z. Bau des Seitenkopfes	192
147	Z. Schlechtes Vorderhaupt	193
148	Z. Verbrechernatur	193
149	Z. Gütiger Kopf	194
150–151	Z. Mittelhauptsköpfe	196
152	Z. Friedrich Rückert	197
153	Z. Hedwig Dohm	198
154–156	Z. Auffassungs- und Denkkräfte in der Stirn	199
157	Z. Christuskopf	200
158–161	Z. Stirnformen	201
162	Z. Lyrische Stirn	202
163	Z. Logische Stirn	202
164–165	Z. Logik	203
166	Z. Julius Cäsar	204
167	Z. Graf Moltke	204
168	Z. Die Stirn Schillers	205
169	Z. Die Stirn Goethes	205
170	Z. Die Stirn Voltaires	205
171	Z. Stirn des Analytikers	207
172	Z. Stirn des Synthetikers	207
173–175	Z. Stirnfalten	208
176–178	Z. Rundschädel	211
179	Z. Rundschädel	212
180	Z. Langschädel	212
181–183	Z. Eiförmiger Rundschädel	214
184–186	Z. Langschädel	215
187	Z. Anglo-amerikanischer Typus	216
188	Z. Verbrecherschädel	217
189–190	Z. Langschädel	218
191	Z. Theodor Körner	219

Figur		Seite
192	B. Felix von Weingartner	220
193	Z. Heldentypus	221
194	Z. Bürgertypus	221
195	Z. Elliptischer Langschädel	222
196 – 197	Z. Durchführungskraft	224
198	Z. Unpraktischer Kopf	228
199	Z. Praktischer Kopf	228
200	B. Wallone	230
201	Z. Hirnmensch	231
202	Z. Körpermensch	231
203	B. Hindenburg	232
204	Z. Geistmensch	233
205	Z. Stoffmensch	233
206	Z. Gefühlsmensch	235
207	Z. Immanuel Kant	236
208	B. Dr. Sven Hedin	236
209	B. Philipp Melanchthon	237
210	B. Martin Luther	238
211	B. Georg von Frundsberg	239
212	Z. Hardenberg-Novalis	240
213	B. Richard Wagner	241
214	B. Friedr. v. Bodelschwingh	242
215	B. Kopf eines Industriellen	245
216	Z. Hinterhauptsmensch	246
217	Z. Vorderhauptsmensch	246
218	Z. Frau Marie Stritt	247
219	B. Engländerkopf	248
220	Z. Negerkopf	249
221	B. Detlev von Liliencron	250
222	Z. Schädel- und Gesichtsmaße	253
223	Z. Else Lüders	254
224	Z. Dr. Alfred Neucker	255
225	Z. Kindlicher Typus	255
226 – 227	Z. Der Camper'sche Gesichtswinkel	256
228 – 230	Z. Normalprofil, Stirn- und Nasenprofil	258
231 – 232	Z. Mundprofil	260
233	Z. Kinnprofil	260
234	B. Ignaz Paderewski	263
235	Z. Haar des Verstandesmenschen	264
236	Z. Haar des Phantasiemenschen	264
237	Z. Christus von Thorwaldsen	265
238	Z. Madonnentypus	266
239	B. Lebensvoller Frauenkopf	267
240	B. Jupiter von Otricoli	269
241 – 253	Z. Augenbrauen	272
254 – 260	Z. Augen	275 – 276
261	Z. Otto von Bismarck	277
262	Z. Friedrich der Große	277
262a	B. Rabindranath Tagore	278
263 – 264	Z. Augenstellung	280
265 – 275	Z. Augen	282 – 284
276	B. Georges Clemenceau	287
277	B. Seelenvolle Augen	287
278	B. Beethoven	289
279	B. Friedrich Nietzsche	289
280	B. Richard Wagner	292
281	B. Negerkopf	293
282	B. Araber	294
283	Z. Nase eines Engländers	295
284	Z. Nase eines Großrussen	295
285	Z. Nase eines Senegalnegers	295
286 – 289	Z. Kindernasen	296
290	Z. Dr. Anita Augspurg	297
291 – 297	Z. Nasenformen	298 – 299
298	Z. Harmonisches Profil	300
299	Z. Tatarenkopf	301
300	Z. Gelehrtenkopf	301
301	B. Hermes des Praxiteles	302
302 – 305	Z. Nasenformen	302
306	Z. Willenstypus	303
307 – 308	B. Friedrich Kayßler	303
309	B. Ludendorff	304
310	B. Graf Haeseler	304
311 – 319	Z. Nasenformen	307 – 308
320	B. Negerkopf	312
321 – 326	Z. Nasenformen	316 – 317
327	B. Fritz Reuter	317
328	B. W. A. Mozart	319
329	B. Algierier	320
330 – 333	Z. Mundformen	321
334	B. Bühnenkünstlerin	322
335 – 337	Z. Augen- und Mundlinien	323
338 – 351	Z. Mundformen	324 – 328
352	Z. Arthur Schopenhauer	328

Figur	Seite
353 = Z. Maximilian Harden	329
354 = Z. Henrick Ibſen	329
355 – 359 = Z. Kinnformen	330
360 – 362 = Z. Gefühls-, Tat- und Tiermenſch.	332
363 = B. Lilli Lehmann	333
364 = B. Dr. Michaelis	334
365 = B. Mädchenantlitz	334
366 = B. Friedrich Nietzſche	335
367 – 369 = Z. Kinnformen	335
370 = Z. Don Quichote	336
371 = Z. Sir John Falſtaff	337
372 = B. Kaja	340
373 = B. Frauenkopf	341
374 = B. Der „Hauptmann von Köpenick“	342
375 = B. Joſef Kainz	342
376 = B. Goethe im 78. Lebensjahr	343
377 – 385 = Z. Ohrformen	345

Bücher von Emil Peters.

Man bestelle direkt beim

Volkskraft-Verlag Konstanz (Postscheck Stuttgart 17742)

oder in einer guten Buchhandlung.

Strahlende Kräfte.

Wege zu Glück und Erfolg durch Charakter-, Willens- und Menschenbildung « « «

Von **Emil Peters.**

11.—25. Tausend. Mit Titelbild von Fidus. Geheftet vornehm gebunden
Geschenkband mit Goldschnitt und Goldpressung

Kranke Seelen ..

Charakterbilder und Charakterfehler « « «

Von **Emil Peters.**

Mit einem Bilde des Verfassers. Buchschmuck von Prof. R. Pfeiffer. Geheftet , kartoniert , gebunden .

Die das Glück suchen ...

Brücken von der sichtbaren in die unsichtbare Welt und in die geheimen Lebensgesetze der Seele

Von **Emil Peters.**

Geheftet , vornehm gebunden ,
als Geschenkband mit Goldschnitt .

Vom mutigen Leben

Selbsterziehung durch unbekannte Gedankenkräfte.

Von **Emil Peters.**

Geheftet , kartoniert ,
vornehm gebunden ,
in Ganzleinen mit Goldschnitt .

Kinderzeit!

Fröhliche Erziehung. Von **Emil Peters.**

Ein einzigartiges Erziehungsbuch, das überall den trockenen Ton vermeidet. Es ist aus unmittelbarem Leben heraus geboren, und darum wird es allen Eltern willkommen sein, die ihre Kinder lieben.

Geschenkbücher für liebe Menschen!

Frauenleben -- Frauenliebe.

Ein Lebensbuch für Mann und Weib. Von **Emil Peters.**

Mit 4 Kunstblättern von St. Sinding und A. Lewin-Funke.

Geheftet , kartoniert , gebunden , als Geschenkband auf feinem, holzfreiem Papier gedruckt, gebunden mit Goldprägung und -schnitt im Schutzumschlag .

Das Buch ist wie eine führende Hand für jedes Menschenleben und ein einzigartiges Geschenk für Mann und Weib.

Menschen in der Ehe.

Ein Buch von glücklichen und unglücklichen Ehen.

Von Emil Peters.

Geheftet , kart. , geb. ,
als Geschenkband auf feinstem federleichtem Papier gedruckt, vornehm gebunden, mit Goldschnitt .

Schaffende Menschen!

Charakterbildung, Energie und Erfolg in Leben u. Arbeit.

Von Emil Peters.

Geheftet
vornehm gebunden .

Dies Buch macht Mut und gibt Hoffnung. Wer vorwärts kommen und den Erfolg meistern will, kann an diesem Buche nicht vorübergehen. Sechs große Grund- und Lebensfragen finden in 25 Kapiteln eine gedankentiefe, meisterliche Darstellung in „Schaffende Menschen".

Arbeit, Kraft und Erfolg!

Wege zur Steigerung der Leistungsfähigkeit in körperlichem und geistigem Schaffen.

Geheftet
vornehm gebunden .

Von Emil Peters.

Jugend, Liebe und Leben.

Körperliche, seelische und sittliche Forderungen der Gegenwart

Von Emil Peters.

Geheftet ; kartoniert ; gebunden .

Nicht mehr nervös ist, wer sein Leben einrichtet nach dem praktischen Lebensbuch von Emil Peters:

Der nervöse Mensch.

Sein Leben, seine Leiden, sein Weg zu starken Nerven.

Dies Buch ist ein Kapital für jeden nervösen Menschen.

Preis: geheftet ; kartoniert ;
gebunden .

Im gleichen Verlag erschien:

Menschengestalt und Charakter

II. Teil:

Die Symbolik der Körperformen
Die Konstitutionen und Naturelle

Nur gebunden: Halbleinen — Ganzleinen — Geschenkbände in Doppelleinen.

Für die Besitzer dieses I. Bandes unentbehrlich.

Gegen Voreinsendung des Betrages oder Nachnahme zuzüglich Versandkosten sind diese Bücher direkt zu beziehen von der

Volkskraft-Verlagsbuchhandlung Konstanz (Baden)

Postscheckkonto Stuttgart 17 742. — Preisverzeichnisse kostenlos.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01211 2328